Märchenkranz.

Leipzig,
Alfred Oehmigke's Verlag.

Lith. Anst. v. Oscar Fürstenau, Leipzig

G
398 Braun
Märchenkranz
NY PUBLIC LIBRARY THE BRANCH LIBRARIES
3 3333 08092 9140
REFERENCE
M 511548

In obigem Verlage erschienen folgende, zur Anschaffung für Schulbibliotheken, sowie als Schulprämien und Festgeschenke dringend zu empfehlende

Jugendschriften von Ferdinand Schmidt.

Reineke Fuchs erzählt von Ferdin. Schmidt. Mit 6 Buntdruckbild. und vielen Holzschnitten illustriert von G. Bartsch Geb. in illustr. Umschlag. 10. Aufl. Preis 2 M. 50 Pfg.

Homers Iliade erzählt von Ferdin. Schmidt. Illustriert nach W. von Kaulbach und Flaxmann. Gebunden in illustr. Umschlag. 7. Aufl. Preis 1 M. 50 Pfg.

Homers Odyssee erzählt von Ferdin. Schmidt. Illustriert nach W. von Kaulbach und Flaxmann. Geb. in illustr. Umschlag. 7. Aufl. Preis 1 M. 50 Pfg.

Für jüngere Knaben und Mädchen. Erzählungen und Märchen v. Ferdinand Schmidt. Mit 6 eleganten Farbendruck-Bildern. Geb. in illustr. Umschlag. 5. Aufl. Preis 3 M.

Die junge Griechin am Hofe des Kaisers Nero. Erzählung von Ferdinand Schmidt. Mit einem Titelbild. 2. Aufl. Gebund. Preis 1 M.

Obige Werke werden von **berufener pädagogischer Seite** zu den **besten** des gefeierten hervorragenden Autors gezählt, stehen überhaupt **in erster Reihe** der **gesamten** Jugendlitteratur und haben die wärmste Anerkennung und Empfehlung gefunden von Männern wie A. v. Humboldt, A. Diesterweg, Fr. v. Raumer, Prof. Ad. Stahr, Prof. G. H. v. Schubert, Titus Ulrich, Schmidt-Weißenfels, R. v. Gottschall, Prof. Rosenkranz, Gneist, v. Holzendorf, Bluntschli u. v. A.

Märchenkranz, Neuer. Eine Sammlung der beliebtesten und volkstümlichsten Märchen in Bearbeitungen für die Jugend von und nach den besten Erzählern, wie Grimm, Bechstein, Hauff, Musäus, Andersen u. s. w. Mit 8 Farbendruck-Bildern nach Originalbildern von M. Block. Gebunden Preis 3 M.

Coopers Lederstrumpf-Erzählungen. Für die Jugend bearbeitet von Adam Stein. Mit Bildern in Farbendruck. 18. Aufl. Gebunden Preis 3 Mark.

Coopers Bienenjäger. Für die Jugend bearbeitet von G. Mensch. Mit 6 Bildern in Farbendruck. 3. Aufl. Geb. Preis 2 M.

Coopers Seegemälde. Für die Jugend bearbeitet von Adam Stein. Mit 6 Bildern in Farbendruck. 2. Aufl. Gebunden. Preis 3 M. 75 Pfg.

Das Blockhaus. Eine Erzählung aus dem westlichen Amerika von John Field. Mit 4 Bildern in Farbendruck. Gebund. Preis 2 M. 50 Pfg.

Der kühne Nordpolfahrer John Franklin. Reisebeschreibung für jung und alt von G. Mensch. Mit 4 Bildern in Farbendruck. Geb. Preis 1 M. 50 Pfg.

W. Hauffs Märchen. Für die Jugend durchgesehen von G. Hoffmann. Mit 8 s. Buntdruckbildern und farb. Umschlag nach Originalen von K. Weigand. 2 Aufl. Geb. Preis 3 M.

Das Steppenroß. Nach Kapitän Mayne Reid. Für die Jugend bearbeitet von Eduard Wagner. Mit 6 Bildern in Farbendruck. 4. Aufl. Geb. Preis 3 M. 75 Pfg.

Die letzten Tage von Pompeji. Nach dem Englischen des Bulwer-Lytton. Für die Jugend bearbeitet von Robert Springer. Mit 4 Bildern in Tondruck. 2. Aufl. Elegant geb. Preis 3 M. 75 Pfg.

Märchen aus Tausend und Eine Nacht. Für die Jugend bearb. von Eduard Wagner. Mit 6 Bildern nach Original-Aquarellen. 7. Aufl. Geb. Preis 3 M.

Robinson Krusoe. Nach Campe von K. Reimer, Schuldirektor. Mit 3 Bildern in Holzschnitt. 2. Aufl. Geb. Preis 1 M. 20 Pfg.

Die jungen Seefahrer. Frei nach dem Englischen von A. Bowman. Mit 8 Bildern in Farbendruck. 2. Aufl. Oktav. 21 Bogen. Geb. in illustr. Umschl. mit Rückenvergoldg. Preis 4 M. 50 Pfg.

Leben und Thaten des sinnreichen Junker Don Quixote. Für die Jugend erzählt von Dr. Lauckhard, Ober-Schulrat in Weimar. Mit 8 Bildern in Farbendruck nach Originalen von L. Löffler u. A. 2. Aufl. Oktav. 20 Bogen. Geb. in illustr. Umschlag mit Rückenvergoldung. Preis 3 M. 75 Pfg.

Der abenteuerliche Simplicissimus. Von Christoffel von Grimmelshausen. Für die reifere Jugend und das Volk bearbeitet von Dr. Lauckhard, Ober-Schulrat in Weimar. Mit 6 Bildern in Farbendruck von W. Schäfer. Oktav. Geb. in illustr. Umschlag. Preis 4 M. 50 Pfg.

Die Heldensagen des Firdusi. Für die Jugend bearbeitet von Dr. Lauckhard. Mit 6 Bildern in Farbendruck nach Zeichnungen von Ludwig Löffler. Oktav. 21 Bogen. Geb. in illustr. Umschlag mit Rückenvergoldung. Preis 4 M.

Der Tempel. Die Mythologien der vorzüglichsten Kulturvölker bis zum Christentum. Für jung und alt. Von Dr. Joh. Minckwitz, Prof. an der Universität Leipzig. Oktav. 53 Bogen. Mit über 100 Abbildungen in Tondruck auf 46 Taf. Eleg. brosch. Preis 5 M. Geb. in Prachtband mit besonders dazu gefertigten Platten. Preis 7 M. 50 Pfg.

Verlag von Alfred Oehmigke in Leipzig.

Mexico. Von Cortez bis Maximilian. Ein Trauerspiel der Geschichte. Nach den neuesten und besten Quellen für jung und alt bearbeitet von G. Mensch. Mit 8 Bildern in Farbendruck nach Original-Aquarellen von Heinr. Leutemann. Oktav. 20 Bog. Geb. in illustr. Umschl. m. Rückenvergoldg. Preis 4 M. 50 Pfg.

Gullivers Reisen in fremde Welttheile. Nach Jonathan Swift. Für die reifere Jugend bearbeitet von Eduard Wagner. Mit 6 Bildern in Farbendruck nach Orig.-Aquarellen von Heinr. Leutemann. 5. Aufl. Oktav. Geb. in illustr. Umschlag. Preis nur 3 M.

Bilder aus dem Natur- und Völkerleben aller Welttheile. Für die Jugend beider Geschlechter gesammelt und bearbeitet von Robert Springer. Mit 6 Bildern in Farbendruck nach Zeichnungen von W. Schäfer. 2. Aufl. Oktav. 21 Bogen. Geb. in illustr. Umschlag mit Rückenvergoldung. Preis 4 M. 50 Pfg.

Waldläufer, Freibeuter und Goldgräber. Ein Gemälde aus dem Völkerleben in Mexico. Nach Gust. Aimard. Für die reifere Jugend bearbeitet von Eduard Wagner. Mit 6 Bildern in Farbendruck nach Zeichnungen von G. Bartsch. 3. Aufl. Geb. in illustr. Umschlag m. Rückenvergoldung. Preis 3 M. 75 Pfg.

Woodstock. Charakter- und Sittenbilder aus der Zeit Oliver Cromwells. Nach W. Scott. Für die reifere Jugend bearbeitet von G. Mensch. Mit 6 Bildern in Farbendruck nach Zeichnungen von L. Löffler. Oktav. 16 Bogen. Geb. in illustr. Umschlag mit Rückenvergoldung. Preis 3 M. 75 Pfg.

Der Talisman. Oder: Richard Löwenherz in Palästina. Nach W. Scott. Für die reifere Jugend bearbeitet von Adam Stein. Mit 6 Bildern in Farbendruck nach Original-Aquarellen von Louis Oppenheim. Oktav. 22 Bog. Geb. in illustr. Umschlag mit Rückenvergoldung. Preis 3 M.

George Stephenson, der Vater der Eisenbahnen. Ein Kultur- und Lebensbild für die reifere Jugend und das Volk von W. Maaßlieb. Mit 4 Bildern in Farbendruck von W. Schäfer. Oktav. 12 Bogen. Geb. in illustr. Umschl. mit Leinwandrücken. Preis 2 M.

Veilchenkranz. Hundert und sechzig lehrreiche und unterhaltende Erzählungen, kurzweilige Fragen, Rätsel ꝛc. für Kinder von 4—6 Jahren. Verfaßt und gesammelt von Matthias Esti. Mit 8 Bildern in Farbendruck nach Originalen von Th. Hosemann. 2. Aufl. Oktav. 20 Bogen. Geb. in illustr. Umschl. Preis 3 M.

Des Kindes erstes Rechenbuch. Hans Fixundfertig, der kleine Rechenmeister. Ein heiter praktisches Rechenbuch in Wort und Bild. Für den ersten häuslichen Unterricht. Von Leonh. Diefenbach. Mit 10 prachtvollen Bildern und einer Zahlentafel in Farbendruck von W. Schäfer. Mit gegenüberstehendem Text. Quart. Geb. in illustr. Umschlag. Preis 3 M.

Dasselbe in französischer Sprache:

Premières leçons d'arithmétique. Jean Toutprêt, le petit calculateur. Arithmétique illustrée à l'usage de l'enfance. Ouvrage illustrée de 10 planches chromolithographiques. Quart. Geb. in illustr. Umschlag. Preis 3 M.

Das verloren geglaubte Häuschen. Gesucht und wiedergefunden von der Großmutter. Ein neuerfundenes schönes Bilderbuch für Kinder von 3 bis 8 Jahren. 8 Bilder in Farbendruck mit gegenüberstehendem Texte. Quer-Folio. Geb. in illustr. Umschlag. Preis 2 M. 50 Pfg. Die Bilder sind sämtlich Doppelbilder mit einer neuen noch nicht dagewesenen Überraschung.

Dasselbe in englischer Sprache unter dem Titel:

Grandmama's search or Tommy lost and found. For little children by Mrs. Sarah H. Bradford. Quer-Folio. Geb. in illustr. Umschlag. Preis 2 M. 50 Pfg.

Pracht-ABC-Buch. Das schönste Bilderbuch. Mit über 200 Bildern von W. von Breitschwert. 12 Taf. in prachtv. Farbendruck. 5. Aufl. Groß Quart. Geb. in illustr. Umschlag. Preis 3 M.

ABC aus dem Tierleben. Zwölf Bildertafeln in Farbendruck. Von Friedrich Specht. 3. Auflage. Quart. Geb. in illustr. Umschlag. Preis 2 M.

Lustiges Guckkasten-Bilderbuch für die lieben Kleinen. Von L. Diefenbach. Zwölf prachtvolle höchst komische Bilder in Farbendruck. Mit darunter befindlichem Text. Quart. In illustr. Umschlag kart. Preis 2 M. 50 Pfg.

Bibliothek ausgewählter Werke

für die reifere weibliche Jugend.

Gebunden in Prachtband. Preis à Band 3 M.

I. Band: Aurelie, **Erzählungen.** Mit 4 Bild. in Farbendruck von W. Schäfer.
II. „ Aurelie, **Erzählungen.** Neue Folge. Mit 6 Bild. in Farbendr. von W. Schäfer.
III. „ Aurelie, **Erzählungen.** Dritte Folge. Mit 6 Bild. in Farbendr. von W. Schäfer.
IV. „ Clara Ernst, **Still und bewegt.** Mit 4 Bild. in Farbendruck von W. Schäfer.
V. „ Kauffmann, **In der Welt und in Bethanien.** Mit Stahlstich nach Prof. Thumann.
VI. „ Marie Elisabeth, **Erzählungen.** Mit 3 Bildern in Tondruck nach Originalen von G. Bartsch.
VII. „ Halm, **Memoiren.** 2. Auflage. Mit einem Titelbild.
VIII. „ Lina Morgenstern, **Liebe und Leid.** 2. Ausgabe. Mit einem Titelbild.

Illustrierte Geschichte des deutschen Volkes. Für die deutsche Familie erzählt von Franz Hirsch. 2. Aufl. Mit Abbildungen, Portraits und einer Karte. 24 Bogen. Oktav. Preis elegant broschiert 2 M. Elegant gebunden in Ganzleinwand 3 M.

Illustrierte Litteraturgeschichte des deutschen Volkes. Für die deutsche Familie erzählt von Franz Hirsch. 2. Auflage. Mit Abbildungen und Portraits in Holzschnitt. Preis elegant broschiert 2 M. Elegant gebunden in Ganzleinwand 3 M.

THE NEW YORK PUBLIC LIBRARY

CIRCULATION DEPARTMENT

PRESENTED BY

Mrs. Harold White

Märchenkranz.

Märchenkranz.

Eine Auswahl der beliebtesten und volkstümlichsten Märchen

in

Bearbeitungen für die Jugend

von und nach den besten Erzählern.

Herausgegeben

von

Georg Braun.

Mit 8 Farbendruckbildern nach Originalen von M. Block.

(7 Textbilder und ein Umschlagsbild.)

Leipzig,
Alfred Oehmigke's Verlag.

JG 348-B

PROPERTY OF THE CITY OF NEW YORK

M511548

Des Märchens Geburt.

(Als Einleitung zum Märchenbuch.)

Es war einmal eine Zeit, wo es noch keine Märchen gab, und die war recht traurig für die Kinder. Damals lebten auch zwei Königskinder, die spielten täglich mit einander in dem Garten ihres Vaters. Der Garten war voll herrlicher Blumen, die Wege waren mit bunten Steinen und Goldsand bestreut und glänzten wie Tautropfen auf Blumenbeeten. Es gab in dem Garten frische Quellen, Springbrunnen, Bildsäulen aus Marmor, bequeme Ruhebänke in kühlen Laubgängen und auf sonnigem Rasen. In den Wasserbecken schwammen Gold- und Silberfische, in großen Vogelhäusern flatterten muntere Vögel; andere Vögel flogen frei umher und sangen ihre fröhlichen Lieder. Die beiden Königskinder sahen und hörten dieses alle Tage und sie gewöhnten sich so daran, daß sie es zuletzt gar nicht mehr beachteten und als etwas Wertvolles und Schönes schätzten. Sie saßen oft still bei einander, waren traurig, aber wußten nicht warum. Da trat eines Tages ihre Mutter, die Königin, zu ihnen, und fragte sanft: „Was fehlt Euch, liebe Kinder? Es ist so schön in diesem Garten, Ihr habt alles, was Euch Freude machen kann, was könnt Ihr noch wünschen?“ — „Wir wünschen uns etwas“, antworteten die Kinder, „wissen aber selbst nicht was.“ Die Königin sann nach, was wohl den Kindern noch fehlen möchte und sprach betrübt zu sich selbst: „O, wäre ich nur selbst wieder ein Kind, dann fiele mir schon etwas ein, was Kinder erfreut. O, kämen doch die goldenen Vögel des

Paradieses wieder her und brächten meinen Kindern, was froh und glücklich macht!“ Kaum hatte die gute Mutter dies gewünscht, da schwebte in den blauen Lüften über ihnen ein schöner, bunter Vogel. Die Kinder sahen ihn, die Königin auch, und wie aus einem Munde riefen sie: „Ach, welch schöner Vogel!“ Dieser schwebte immer tiefer und tiefer, setzte sich endlich zutraulich auf den Schoß der Königin und sah die Kinder an, mit Augen, die wie Kinderaugen glänzten; doch wagten die Kinder nicht, den Wundervogel zu berühren. Alsbald hob sich dieser wieder empor, flog immer höher und höher, bis er endlich wieder verschwand. Mit Staunen sahen alle ihm nach. Aber, o Wunder! Als Mutter und Kinder wieder niederblickten, wie staunten sie aufs neue! Auf dem Schoße der Mutter lag ein goldenes Ei, das hatte der Wundervogel gelegt. Es glänzte und schimmerte wie die schönste Perlmuschel des Meeres und die Königskinder riefen freudig aus: „O, das schöne Ei!“ Sie konnten sich gar nicht satt daran sehen und vergaßen darüber ganz den Vogel, der es gebracht hatte. Erst wagten sie nicht, es zu berühren, endlich legte das Mädchen den Finger daran und sagte: „Das Ei ist warm!“ Nun griff es auch der Knabe an und endlich auch die Königin, und was geschah da? Die Schale fiel in zwei Hälften auseinander, und aus dem Ei kam ein Wesen hervor, wunderschön und lieblich anzuschauen. Es war kein Vogel, kein Schmetterling, auch kein Käfer und keine Biene, und doch hatte es Flügel, bunte Flügel — es war — das Märchen. Nun sah die Mutter ihre Kinder nicht mehr traurig, denn das Märchen blieb immer bei ihnen und sie wurden seiner gar nicht müde. Das Märchen besaß aber auch ganz wundersame Kraft; es gab allem, womit es in Berührung kam, Lust und Leben, es gab sogar den Kindern Flügel, daß sie weit in der Welt umherfliegen konnten; und dort in der weiten Welt fanden sie auch, was sie daheim in dem schönen Königsgarten unbewußt sich ersehnt hatten, eine wohlthuende Abwechslung. Wo sie das Märchen hinführte, da sahen sie nämlich nicht nur, nein, sie fühlten auch recht von Herzen mit, was andere Menschenkinder an Freud und Leid erlebten. Wie weit sie aber auch entführt werden mochten, immer konnten sie wieder daheim sein, sobald sie nur wünschten. Nach solchen Abwechslungen lernten sie auch wieder über ihren Garten,

über Blumen, Wälder und Wiesen sich zu freuen und sie gewannen diese nachher erst recht lieb, ja noch viel lieber als früher.

Das ist die Geschichte vom Märchen, welches die Königskinder so froh gemacht hat, aber auch zu andern guten Kindern kommt, um diese zu ergötzen und auch ihnen, über Alltägliches sie weghebend, Begebenheiten, Dinge und Personen vor die Seele zu führen aus längstvergangenen Tagen und aus fernen, fremden Ländern. Daran sollen sie sich ergötzen und davon sollen sie auch lernen, wie die Königskinder; und was sie lernen, das sollen sie dann bethätigen im täglichen gewöhnlichen Leben. Mit dem Fröhlichen sollen sie sich freuen und dadurch dessen Freude erhöhen; mit dem Traurigen sollen sie klagen, ihn zu trösten suchen und dadurch seinen Schmerz lindern. Die Kinder sollen lernen, das Böse hassen und den Übelthäter fliehen, das Gute aber lieben und dem Wohlthäter nacheifern, um sich vor Gott und Menschen angenehm zu machen.

Das Märchen läßt uns gar oft erkennen, wie gut wir es doch haben, ohne uns dessen bewußt zu sein; es zeigt uns, daß Weisheit und Reichtum allein nicht glücklich machen, daß aber der Zufriedene allezeit reich ist; es warnt uns vor Stolz und Hochmut, die gewöhnlich zu tiefem Falle führen, während gar oft ein einfach kindlich Gemüt in der Einfalt seines guten Herzens den Sieg über andere davonträgt und deren Retter wird.

Das Märchen mahnt darum auch alle, die mit Geist und Gütern reich gesegnet sind, ihre armen Brüder nicht zu verachten, sondern sie zu bemitleiden, ihnen zu helfen und zu raten, wo und wie sie nur können.

Zur Übung der Nächstenliebe sind dem Menschen seine Gaben verliehen von der gütigen Vorsehung; der allein hat er sie zu verdanken und sich selbst kein Verdienst dafür anzurechnen. Danken dafür soll er allezeit, aber nicht nur mit Worten, sondern auch mit guten Werken.

Alle Kinder, die so handeln, die mit Nachdenken den tiefern Sinn und den guten Kern der Märchen zu erfassen und festzuhalten suchen, die werden, gleich den Königskindern, nicht bloß einmal und flüchtigen Genuß von den schönen Märchen haben, sondern immer wieder, selbst

in reiferen Jahren, gern lauschen den alten, liebgewordenen Geschichten, wie man ja auch so gern immer wieder hört den Gesang der lieben Frühlingssänger in Wald und Feld, wenn sie von weiter Reise heimkehren und ihre alten und doch ewig jungen Lieder aufs neue erschallen lassen. Solche Kinder werden sich versetzt sehen in einen Garten, schöner als der Königsgarten, und an dem werden sie niemals ihr Wohlgefallen verlieren, dort finden sie auf immer frischen, buntfarbigen Fluren immer neue, duftige Blumen. Die lassen sich dann zu einem der schönsten Kränze winden, der auch, weil er dem Märchenreich entstammt, niemals welken, sondern allezeit bleiben wird: ein immergrüner, neuer

Märchenkranz.

Aschenputtel.

Einem reichen Manne dem ward seine Frau krank, und als sie fühlte, daß ihr Ende herankam, rief sie ihr einziges Töchterlein zu sich ans Bett und sprach: „Liebes Kind, bleibe fromm und gut, so wird Dir der liebe Gott immer beistehen, und ich will vom Himmel auf Dich herabblicken und will um Dich sein.“ Darauf that sie die Augen zu und verschied. Das Mädchen ging jeden Tag hinaus zu dem Grabe der Mutter und weinte und blieb fromm und gut. Als der Winter kam, deckte der Schnee ein weißes Tüchlein auf das Grab, und als die Sonne im Frühjahr es wieder herabgezogen hatte, nahm sich der Mann eine andere Frau.

Die Frau hatte zwei Töchter mit ins Haus gebracht, die schön und weiß von Angesicht waren, aber garstig und schwarz von Herzen. Da ging eine schlimme Zeit für das Stiefkind an. „Soll die dumme Gans bei uns in der Stube sitzen?“ sprachen sie; „wer Brot essen will, muß es verdienen; hinaus mit der Küchenmagd!“ Sie nahmen ihm seine schönen Kleider weg, zogen ihm einen ganz grauen alten

Kittel an und gaben ihm hölzerne Schuhe. Dann lachten sie es aus und führten es in die Küche. Da mußte es so schwere Arbeit thun, früh vor Tag aufstehen, Wasser tragen, Feuer anmachen, kochen und waschen. Obendrein thaten ihm die Schwestern alles ersinnliche Herzeleid an, verspotteten es und schütteten ihm die Erbsen und die Linsen in die Asche, sodaß es sitzen und sie wieder auslesen mußte. Abends, wenn es sich müde gearbeitet hatte, kam es in kein Bett, sondern mußte sich neben den Herd in die Asche legen. Und weil es darum immer staubig und schmutzig aussah, nannten sie es Aschenputtel.

Es trug sich zu, daß der Vater einmal auf die Messe ziehen wollte, da fragte er die beiden Stieftöchter, was er ihnen mitbringen sollte. „Schöne Kleider", sagte die eine, „Perlen und Edelsteine" die zweite. „Aber Du, Aschenputtel", sprach er, „was willst Du haben?" „Vater, das erste grüne Reis, das Euch auf Eurem Heimweg an den Hut stößt, das brecht für mich ab." Er kaufte nun für die beiden Stiefschwestern schöne Kleider, Perlen und Edelsteine, und auf dem Rückweg, als er durch einen grünen Busch ritt, streifte ihn ein Haselreis und stieß ihm den Hut ab. Da brach er das Reis ab und nahm es mit. Als er nach Haus kam, gab er den Stieftöchtern, was sie sich gewünscht hatten, und dem Aschenputtel gab er das Reis von dem Haselbusch. Aschenputtel dankte ihm, ging zu seiner Mutter Grab und pflanzte das Reis darauf und weinte so sehr, daß die Thränen niederfielen und es begossen. Es wuchs aber und ward ein schöner Baum. Aschenputtel ging alle Tage dreimal darunter, weinte und betete, und allemal kam ein weißes Vöglein auf den Baum, und das Vöglein warf ihm herab, was es sich nur wünschte.

Es begab sich aber, daß der König ein Fest anstellte, das drei Tage dauern sollte, und wozu alle schönen Jungfrauen im Lande eingeladen wurden, damit sich sein Sohn eine Braut aussuchen möchte. Die zwei Stiefschwestern, als sie hörten, daß sie auch dabei erscheinen sollten, waren guter Dinge, riefen Aschenputtel und sprachen: „Kämme uns die Haare, bürste uns die Schuhe und mache uns die Schnallen fest, wir gehen zur Hochzeit auf des Königs Schloß." Aschenputtel gehorchte, weinte aber, weil es auch gern zum Tanz mitgegangen wäre und bat die Stiefmutter, sie möchte es ihm erlauben. „Du Aschenputtel

voll Staub und Schmutz", sprach sie, „Du willst zur Hochzeit gehen und hast keine Kleider! willst tanzen und hast keine Schuhe!" Als es aber mit Bitten anhielt, sprach sie endlich: „Da habe ich Dir eine Schüssel Linsen in die Asche geschüttet, und wenn Du die Linsen in zwei Stunden wieder ausgelesen hast, so sollst Du mitgehen." Das Mädchen ging durch die Hinterthür nach dem Garten und rief: „Ihr zahmen Täubchen, Ihr Turteltäubchen, kommt und helft mir lesen,

die guten ins Töpfchen,
die schlechten ins Kröpfchen."

Da kamen zum Küchenfenster zwei weiße Täubchen herein, und danach die Turteltäubchen, und endlich schwirrten und schwärmten alle Vögelein unter dem Himmel herein und ließen sich um die Asche nieder. Und die Täubchen nickten mit den Köpfchen und fingen an pick, pick, pick, pick, und da fingen die übrigen auch an pick, pick, pick, pick, und lasen alle guten Körnlein in die Schüssel. Kaum war eine Stunde herum, so waren sie fertig und flogen alle wieder hinaus. Da trug das Mädchen die Schüssel zu der Stiefmutter, freute sich und glaubte, es dürfte nun mit auf die Hochzeit gehen. Aber sie sprach: „Nein, Aschenputtel, Du wirst nur ausgelacht, Du hast keine Kleider und kannst nicht tanzen." Als es nun weinte, sprach sie: „Wenn Du mir zwei Schüsseln voll Linsen in einer Stunde aus der Asche rein lesen kannst, so sollst Du mitgehen" und dachte: „Das kann es ja nimmermehr." Sie schüttete die zwei Schüsseln Linsen in die Asche, aber das Mädchen ging durch die Hinterthür nach dem Garten und rief: „Ihr zahmen Täubchen, Ihr Turteltäubchen, all Ihr Vöglein unter dem Himmel, kommt und helft mir lesen,

die guten ins Töpfchen,
die schlechten ins Kröpfchen."

Da kamen zum Küchenfenster zwei weiße Täubchen herein, und danach die Turteltäubchen, und endlich schwirrten und schwärmten alle Vöglein unter dem Himmel herein und ließen sich um die Asche nieder. Und die Täubchen nickten mit ihren Köpfchen und fingen an pick, pick, pick, pick, und da fingen die übrigen auch an pick, pick, pick, pick, und lasen

alle guten Körner in die Schüsseln. Und ehe eine halbe Stunde herum war, waren sie schon fertig und flogen alle wieder hinaus. Da trug das Mädchen die Schüsseln zu der Stiefmutter, freute sich und glaubte, nun dürfte es mit auf die Hochzeit gehen. Aber sie sprach: „Es hilft Dir alles nichts, Du kommst nicht mit, denn Du hast keine Kleider und kannst nicht tanzen; wir müßten uns Deiner schämen.“ Darauf kehrte sie ihm den Rücken zu und ging mit ihren zwei stolzen Töchtern fort.

Als nun niemand mehr daheim war, ging Aschenputtel zu seiner Mutter Grab unter den Haselbaum und rief:

„Bäumchen, rüttel Dich und schüttel Dich,
wirf Gold und Silber über mich.“

Da warf ihm der weiße Vogel ein golden und silbern Kleid herunter und ein Paar mit Seide und Silber ausgestickte Pantoffeln. Alsbald zog es Kleid und Pantoffeln an und ging zur Hochzeit. Seine Schwestern aber und die Stiefmutter erkannten es nicht und meinten, es müßte eine fremde Königstochter sein, so schön sah es in dem goldenen Kleide aus. An Aschenputtel dachten sie gar nicht und glaubten, es läge daheim im Schmutz. Der Königssohn kam ihm entgegen, nahm es bei der Hand und tanzte mit ihm. Er wollte auch mit sonst niemand tanzen, also daß er ihm die Hand nicht los ließ, und wenn ein anderer kam, es aufzufordern, sprach er: „Das ist meine Tänzerin.“

Es tanzte, bis es Abend war, da wollte es nach Haus gehen. Der Königssohn aber sprach: „Ich gehe mit und begleite Dich“, denn er wollte sehen, wem das schöne Mädchen angehörte. Sie entwischte ihm aber und sprang in das Taubenhaus. Nun wartete der Königssohn, bis der Vater kam, und sagte ihm, das fremde Mädchen wäre in das Taubenhaus gesprungen. Da dachte er: „Sollte es Aschenputtel sein?“ und sie mußten ihm Axt und Hacke bringen, damit er das Taubenhaus entzwei schlagen konnte, aber es war niemand darin. Und als sie ins Haus kamen, lag Aschenputtel in seinen schmutzigen Kleidern in der Asche und ein trübes Öllämpchen brannte im Schornstein; denn Aschenputtel war geschwind aus dem Taubenhaus hinten herab gesprungen und war zu dem Haselbäumchen gelaufen; da hatte

es die schönen Kleider ausgethan und aufs Grab gelegt, und der Vogel hatte sie wieder weggenommen, und dann hatte es sich in seinem grauen Kittelchen in die Küche zur Asche gesetzt.

Am andern Tag, als das Fest von neuem anhub und die Eltern und Stiefschwestern wieder fort waren, ging Aschenputtel zu dem Haselbaum und sprach:

„Bäumchen, rüttel Dich und schüttel Dich,
wirf Gold und Silber über mich."

Da warf der Vogel ein noch viel stolzeres Kleid herab, als am vorigen Tag. Und als es mit diesem Kleide auf der Hochzeit erschien, erstaunte jedermann über seine Schönheit. Der Königssohn aber hatte gewartet, bis es kam, nahm es gleich bei der Hand und tanzte nur allein mit ihm. Wenn die andern kamen und es aufforderten, sprach er: „Das ist meine Tänzerin." Als es nun Abend war, wollte es fort, und der Königssohn ging ihm nach und wollte sehen, in welches Haus es ging; aber es entsprang ihm und lief in den Garten hinter dem Haus. Darin stand ein schöner großer Baum mit den herrlichsten Birnen, auf den kletterte es behend wie ein Eichhörnchen, und der Königssohn wußte nicht, wo es hingekommen war. Er wartete aber, bis der Vater kam, und sprach zu ihm: „Das fremde Mädchen ist mir entwischt, und ich glaube, es ist auf den Birnbaum gesprungen." Der Vater dachte: „Sollte es Aschenputtel sein?" und ließ sich die Axt holen und hieb den Baum um, aber es war niemand darauf. Und als sie in die Küche kamen, lag Aschenputtel da in der Asche, wie sonst auch, denn es war auf der andern Seite vom Baum herab gesprungen, hatte dem Vogel auf dem Haselbäumchen die schönen Kleider wieder gebracht und sein graues Kittelchen angezogen.

Am dritten Tag, als die Eltern und Schwestern fort waren, ging Aschenputtel wieder zu seiner Mutter Grab und sprach zu dem Bäumchen:

„Bäumchen, rüttel Dich und schüttel Dich,
wirf Gold und Silber über mich."

Nun warf ihm der Vogel ein Kleid herab, das war so prächtig und glänzend, wie es noch keins gehabt hatte, und die Pantoffeln waren

ganz golden. Als es in dem Kleid zur Hochzeit kam, wußten sie alle nicht, was sie vor Verwunderung sagen sollten. Der Königssohn tanzte ganz allein mit ihm, und wenn es einer aufforderte, sprach er: „Das ist meine Tänzerin."

Als es nun Abend war, wollte Aschenputtel fort und der Königssohn wollte es begleiten, aber es entsprang ihm so geschwind, daß er nicht folgen konnte. Der Königssohn hatte aber eine List gebraucht und hatte die ganze Treppe mit Pech bestreichen lassen; da war, als es hinab sprang, der linke Pantoffel des Mädchens hängen geblieben. Der Königssohn hob ihn auf, er war klein und zierlich und ganz golden. Am nächsten Morgen ging er damit zu dem Manne und sagte zu ihm: „Keine andere soll meine Gemahlin werden als die, an deren Fuß dieser goldene Schuh paßt." Da freuten sich die beiden Schwestern, denn sie hatten schöne Füße. Die älteste ging mit dem Schuh in die Kammer und wollte ihn anprobieren, und die Mutter stand dabei. Aber sie konnte mit der großen Zehe nicht hineinkommen, und der Schuh war ihr zu klein; da reichte ihr die Mutter ein Messer und sprach: „Hau die Zehe ab, wann Du Königin bist, so brauchst Du nicht mehr zu Fuß zu gehen." Das Mädchen hieb die Zehe ab, zwängte den Fuß in den Schuh, verbiß den Schmerz und ging heraus zum Königssohn. Da nahm er sie als seine Braut aufs Pferd und ritt mit ihr fort. Sie mußten aber an dem Grabe vorbei, da saßen die zwei Täubchen auf dem Haselbäumchen und riefen:

„Rucke di guck, rucke di guck,
Blut ist im Schuck (Schuh):
der Schuck ist zu klein,
die rechte Braut sitzt noch daheim."

Da blickte er auf ihren Fuß und sah, wie das Blut herausquoll. Er wendete sein Pferd um, brachte die falsche Braut wieder nach Haus und sagte, das wäre nicht die rechte, die andere Schwester sollte den Schuh anziehen. Da ging diese in die Kammer und kam mit den Zehen glücklich in den Schuh, aber die Ferse war zu groß. Da reichte ihr die Mutter ein Messer und sprach: „Hau ein Stück von der Ferse ab, wann Du Königin bist, brauchst Du nicht mehr zu Fuß zu gehen." Das Mädchen hieb ein Stück von der Ferse ab, zwängte

den Fuß in den Schuh, verbiß den Schmerz und ging heraus zum Königssohn. Da nahm er sie als seine Braut aufs Pferd und ritt mit ihr fort. Als sie an dem Haselbäumchen vorbei kamen, saßen die zwei Täubchen darauf und riefen:

„Rucke di guck, rucke di guck,
Blut ist im Schuck:
der Schuck ist zu klein,
die rechte Braut sitzt noch daheim."

Er blickte nieder auf ihren Fuß und sah, wie das Blut aus dem Schuh quoll und an den weißen Strümpfen ganz rot heraufgestiegen war. Da wendete er sein Pferd und brachte die falsche Braut wieder nach Haus. „Das ist auch nicht die rechte", sprach er, „habt Ihr keine andere Tochter?" „Nein", sagte der Mann, „nur von meiner verstorbenen Frau ist noch ein kleines verbuttetes Aschenputtel da, das kann unmöglich die Braut sein." Der Königssohn sprach, er sollte es heraufschicken, die Mutter aber antwortete: „Ach nein, das ist viel zu schmutzig, das darf sich nicht sehen lassen." Er wollte es aber durchaus sehen, und Aschenputtel mußte gerufen werden. Da wusch es sich erst Hände und Angesicht rein, ging dann hin und neigte sich vor dem Königssohn, der ihm den goldenen Schuh reichte. Es setzte sich auf einen Schemel, zog den linken Fuß aus dem schweren Holzschuh, setzte ihn auf den goldenen Pantoffel und nur ein wenig brauchte es zu drücken, so stand es darin, als wär er ihm angegossen. Als es aber das Gesicht erhob, da sah er, daß es die war, die mit ihm getanzt hatte und sprach: „Das ist die rechte Braut!" Die Stiefmutter und die beiden Schwestern erschraken und wurden bleich vor Ärger; er aber nahm Aschenputtel aufs Pferd und ritt mit ihm fort. Als sie an dem Haselbäumchen vorbei kamen, riefen die zwei weißen Täubchen:

„Rucke di guck, rucke di guck,
kein Blut ist im Schuck:
der Schuck ist nicht zu klein,
die rechte Braut die führt er heim."

Und als sie das gerufen hatten, kamen sie beide herabgeflogen und setzten sich dem Aschenputtel auf die Schultern, eine rechts, die andere links, und blieben da sitzen.

Als die Hochzeit mit dem Königssohn sollte gehalten werden, kamen die falschen Schwestern, wollten sich einschmeicheln und an seinem Glücke teilnehmen. Als die Brautleute nun zur Kirche gingen, war die älteste zur rechten, die jüngste zur linken Seite: da pickten die Tauben einer jeden das eine Auge aus; hernach als sie heraus gingen, war die älteste zur linken, und die jüngste zur rechten, da pickten die Tauben einer jeden das andere Auge aus. Und waren sie also für ihre Bosheit und Falschheit auf ihr Lebtag gestraft.

Harun al Raschid und Abdallah.

Der weise Kalif Harun al Raschid, d. h. der Gerechte, fand die größte Freude darin, sein Volk glücklich zu machen und immer für das Beste seines Reiches besorgt zu sein. Nun wußte er recht gut, daß die Beamten des Landes nicht selten ihre Pflicht vernachlässigten, wenn sie glauben konnten, daß ihre Sorglosigkeit nicht bemerkt werde und sie die Strafe des Kalifen nicht zu fürchten brauchten. Da verkleidete sich denn oft der weise Herrscher, so daß er ganz unkenntlich war, mischte sich unter das Volk, horchte hier und da, forschte rechts und links, und wo er etwas Unrechtes erfuhr, da ließ er den Schuldigen gleich festnehmen und bestrafte ihn strenge und gerecht. Das war sehr schön und löblich, das Volk befand sich wohl dabei und liebte den Herrscher von ganzer Seele.

Oft trug es sich auch zu, daß Harun viel Seltsames erfuhr. So ging er eines Abends, als es schon beinahe ganz dunkel geworden war, mit seinem Vezier Giafar, den er sehr hoch schätzte, durch die Straßen Bagdads. Beide hatten Derwischkittel angezogen und sahen ganz unscheinbar aus. Da hörte der Sultan eine bittende Stimme, die rief: „Wer Ihr auch seid, die Ihr hier vorbeiwandelt, habt Mitleid mit einem Blinden und reicht ihm ein Almosen!“ Harun hatte die Worte kaum vernommen, als er schon eine Zechine ergriff und sie Giafar

übergab mit dem Befehle, das Goldstück dem Blinden einzuhändigen. Giafar gehorchte. Der Arme bedankte sich und sagte: „Macht Eure Wohlthat vollständig, Herr, und gebt mir zur Strafe meines Geizes und meiner Habsucht einen Backenstreich!" Der Vezier lachte, hielt diese Bitte des Blinden für einen Scherz und wollte dem Sultan nachgehn, der sich indessen entfernt hatte. Der Blinde aber wiederholte seine Worte, bis der Vezier sein Verlangen erfüllte und ihm sanft über die Wange fuhr. Die Bitte des Blinden aber schien ihm so seltsam, daß er sie dem Sultan mitteilte, als er ihn wieder eingeholt hatte. Harun wurde neugierig und wünschte die Ursache zu erfahren, welche ein so seltsames Begehren veranlaßt hatte. Er befahl deshalb Giafar, umzukehren und den Blinden in den Palast zu führen. Giafar gehorchte und brachte in kurzer Zeit den Unglücklichen, welcher sich dem Sultan zu Füßen warf. „Sei ohne Furcht", sagte Harun, „es wird Dir hier kein Leid geschehen, Du sollst mir nur Deine Geschichte erzählen und die Ursache mitteilen, warum Du von jedermann Backenstreiche verlangst."

„Ach, Herr!" sprach der Blinde, „es ist eine Strafe, die ich mir selbst, meiner Habsucht und meines Geizes wegen auferlegt habe. Höret mich an, und Ihr werdet gestehen, daß die Buße für meine begangenen Thorheiten noch zu gering ist. Ich war, als mein Vater starb, ein junger Mensch von achtzehn Jahren und hatte wenig Reichtümer, aber einen kräftigen Körper und Lust zur Arbeit von ihm ererbt. Die geringe Summe Geldes, die mein Vater mir hinterließ, wandte ich dazu an, Waren zu kaufen, um sie auf großen Reisen an Orten wieder abzusetzen, wo sie in hohem Werte standen. Das Glück war mir günstig, und ich brachte es auf diese Weise nach und nach so weit, daß ich achtzig Kamele eigentümlich besaß, die ich an andere Kaufleute gegen angemessenen Lohn verborgte, wenn ich sie nicht zu meinen eigenen Reisen nötig hatte."

Da geschah es einst, daß ich nach einer langen Reise mit meinen Kamelen, die ohne Ladung vor mir einherschritten, ein schattiges Plätzchen mitten in der Wüste erreichte und es so einladend fand, daß ich die Tiere zusammenkoppelte und mich neben einer Quelle, die von Platanen und Palmen umgeben war, im Schatten hinstreckte. Ich hatte noch

nicht lange gelegen, da kam ein Derwisch gegangen und setzte sich zu mir. Er redete mich mit freundlichem Gesichte an, fragte nach diesem und jenem und es schien, als ob er an meiner Gesellschaft Vergnügen gefunden hätte. Nach einer langen und lebhaften Unterhaltung sprach er: „Lieber Sohn! Du hast mir Wohlgefallen an Dir eingeflößt, und zum Danke dafür will ich Dich so reich machen, daß kein Fürst der Erde Dich an Reichtum übertreffen soll. Ich kenne nicht sehr weit von hier einen unterirdischen Palast, dessen Hallen und Säle von oben bis unten mit Gold, Silber und Edelsteinen angefüllt sind. Der Eingang öffnet sich meinem Gebote, und da ich weder Reichtümer gebrauchen, noch auch ohne Lasttiere vieles hinwegschaffen kann, so will ich Dir erlauben, Deine achtzig Kamele mit so vielen Schätzen zu beladen, als sie nur tragen können.“ In der Freude meines Herzens warf ich mich dem Derwisch zu Füßen, küßte den Saum seines Kleides und dankte ihm so lebhaft ich konnte. Ja, ich ließ mich von meinem Entzücken so weit hinreißen, ihm ein Kamel zur Verfügung zu stellen, und es ihm mit allen Schätzen zu schenken, die dem Tiere aufgebürdet werden könnten. Ich bedachte gar nicht, daß der Derwisch mir eben so unendlich viel zu geben versprochen hatte, und es lächerlich war, ihm ein so geringes Geschenk anzubieten. Die Habgier war wie ein Riese in meinem Herzen aufgewacht, und ich bereute mein Wort schon, als es kaum meinem Munde entfahren war; denn es dünkte mir, als ob die neunundsiebenzig Kamele, die mir blieben, alle zusammen nicht so viel wert sein könnten, als das einzige, das ich wegzugeben versprochen hatte. Der gute Derwisch bemerkte es sehr gut, und wollte mir eine kleine Strafe erteilen, denn er sprach also: „Du irrest, guter Freund! wenn Du glaubst, ich werde mich mit dem einen beladenen Kamele begnügen. Es ist mehr als genug, wenn ich Dir vierzig lasse, die andern vierzig mußt Du mir geben.“ Ich legte mich auf Bitten; denn ich war sehr über diesen Ausspruch erschrocken, und machte dem Derwisch bemerkbar, daß er ja keine Reichtümer gebrauchen könne, und wenn er sie zu haben wünsche, der reiche Palast ihm immer offen stände, er solle mich ganz glücklich machen, damit ich ihm ewig dankbar sein könnte. Aber der Derwich wollte mich strafen und blieb bei seinem Vorsatze. Ich mußte mich endlich seinem Willen fügen, denn

was konnte ich am Ende thun, wenn er mir gar nichts gab? Ich koppelte nun die Kamele zusammen, und wir bestiegen dann zwei der schönsten, um so schnell wie möglich von der Stelle zu kommen, denn mein Herz zitterte vor Begierde und Verlangen nach den verheißenen Schätzen.

In wenigen Stunden erreichten wir ein enges Thal, aus dem sich eine breite und schwindelnd hohe Felsenwand bis beinahe in die Wolken erhob. Hier machten wir Halt, der Derwisch stieg vom Kamele und befahl mir ein Gleiches zu thun; darauf zog er einen Stab unter seinem Gewande hervor, wo er ihn bisher verborgen getragen hatte und ging auf die schroffe Felsenwand zu. Als er dicht an sie herangekommen war, erhob er den Stab, schlug damit dreimal an den Felsen und rief dreimal: „Geister des Stabes, kommt hervor und öffnet mir das Felsenthor!“ Da hörte ich ein Rauschen und Sausen in der Luft, wie wenn ein Sturmwind über die Bäume des Waldes daher braust, und plötzlich sprang mit einem entsetzlichen Krachen die Felsenwand mitten aus einander, und ein breites und hohes Portal lag vor unsern Blicken.

„Geh' ohne Furcht mit hinein,“ sprach der Derwisch, und schritt durch das offene Thor. Ich folgte ihm, und meine Augen schauten ein so großartiges Werk, wie sie nimmer seinesgleichen gesehen hatten. Ein großer Palast lag vor uns, mit hohen, gewaltigen Türmen und Mauern, und alles war aus einem Stück in den Felsen gehauen. Es war aber kein Werk von Menschenhand, sondern die Geister der Erde hatten es gearbeitet; so sagte mir der Derwisch. Wir betraten einen großen Saal, und hier erblindete ich fast vor den Reichtümern, die da aufgehäuft lagen. Ich stürzte mich voll Gier auf die Goldhaufen und raffte zusammen, was ich ergreifen konnte. Alle Taschen füllte ich mit Goldstücken. Der Derwisch ließ mich anfänglich ruhig gewähren, endlich aber sagte er: „Deine Habgier verblendet Dich, denn Du hast das schlechteste Teil erwählt. Siehe hier die Haufen von Edelsteinen, sie sind tausendmal mehr wert als das Gold, das Du ergriffen hast. Hierher wende Dich und belade damit die Kamele.“ Ich sah ein, daß der Derwisch recht hatte, holte große Quersäcke herein und füllte sie bis obenhin an mit Diamanten, Saphiren und andern

kostbaren Steinen. Das Gold warf ich wieder mit Verachtung weg, als ob es Kieselsteine gewesen wären. Ich arbeitete, daß mir der Schweiß von der Stirne rann; bald waren die achtzig Kamele so schwer beladen, daß sie unter ihrer Last stöhnten und ächzten, und ich konnte nicht das Geringste mehr bergen und fortbringen; es lagen aber noch so viele Reichtümer da, daß man kaum bemerken konnte, daß achtzig Kamelladungen davon genommen waren. Als ich dem Derwisch gesagt hatte, daß die Kamele zur Abreise bereit standen, da sah ich, wie er zu einer himmelblauen Urne schritt, hinein griff, ein kleines Büchschen von fremdem Holze heraus nahm und es in seinem Kleide verbarg. Weiter nahm er nichts mit sich und schritt dann achtlos über alle Reichtümer und Schätze hinweg. Kaum waren wir aus dem Portale getreten, so schloß es sich auch wieder mit furchtbarem Getöse, und es war keine Spur mehr von einem Palaste zu erblicken. Hierauf sprach der Derwisch: „Abdallah! wähle die vierzig Kamele aus und wende dann Deine Schritte links gen Osten, ich werde gen Westen pilgern! Er sagte das so ernsthaft und würdevoll, daß ich keine Einrede wagte, die Kamele aussuchte und meinen Weg gen Osten nahm, nachdem ich vom Derwisch Abschied genommen hatte.

Kaum war ich jedoch hundert Schritte gegangen, wendete ich mich schon um und sah dem Derwische nach, der mit meinen vierzig Kamelen davon zog. Ich bemerkte, daß er viel Not und Mühe hatte, sie vorwärts zu treiben, oder ich redete mir vielmehr das nur ein, um einen Grund zu haben, ihm noch einmal nachzulaufen und ihm womöglich noch einige Tiere abzuschwatzen. Gedacht gethan; ich schrie dem Derwisch nach; „Halt, guter Freund! ich muß Dir etwas Wichtiges mitteilen; halte an und erwarte mich!“ und lief so schnell ich konnte, hinter ihm her. Der Derwisch erwartete mich, und ich sagte zu ihm: „Lieber Herr und Freund! ich sehe, daß es Euch ausnehmend schwer wird, die vierzig Kamele zu lenken und zu führen. Ihr seid daran nicht gewöhnt, und sie werden Euch am Ende noch alle davon laufen, wenn Ihr Euch eines Teiles der Last nicht entledigt; gebt mir noch zehn Kamele, dreißig lassen sich schon eher regieren.“ Der Derwisch lächelte und sprach: „Du hast recht, Abdallah! suche Dir zehn Tiere aus.“ Ich war seelenvergnügt und hatte bald genug meine

Wahl getroffen. Ich nahm noch einmal Abschied, dankte und ging davon. Der Derwisch wendete sich wieder nach Westen. Als ich bei meinen Kamelen wieder anlangte, ärgerte ich mich abermals; denn die Freude über die errungenen Schätze war schon in dem Gedanken untergegangen, daß ich mir mehr hätte erbitten sollen. Ich bedachte, wie bereit der Derwisch gewesen war, meinen Wunsch zu erfüllen, und ich konnte es mir endlich nicht versagen, noch einmal umzukehren. Der Derwisch war noch nicht weit entfernt, er hörte mein Rufen und Geschrei, und gab mir zehn andre Kamele. Meine Habgier war noch immer nicht gestillt. Ich wollte die übrigen zwanzig auch noch besitzen, und richtig, ich erhielt auch die noch.

Nun, Sultan! wirst Du glauben, daß ich zufrieden sein konnte. Ich hatte achtzig Kamele, alle mit den kostbarsten Juwelen beladen. Mein Reichtum war so groß, daß ich damit alle Königreiche der Erde hätte erkaufen können. Aber nein, ich war verblendet genug, nun auch noch das hölzerne Büchschen besitzen zu wollen, welches der Derwisch aus der blauen Urne genommen hatte. Verwünscht sei meine Habgier! Noch einmal lief ich dem Derwische nach, warf mich ihm zu Füßen, stellte mich sehr betrübt, weinte bittere Thränen und sagte: „O Herr! ich kann Euch nicht ziehen lassen, bevor ich nicht weiß, welche Bewandtnis es mit dem Büchschen hat, daß Ihr in Eurem Kleide verborgen tragt; gewiß ist es das Kostbarste, was es auf der Erde giebt; Ihr müßt meine Bitte erfüllen!“ Da ward aber des guten Derwisches freundliches Angesicht sehr ernst, und es war, als ob eine finstere Wolke auf seiner Stirne lagerte.

„Unglücklicher!“ so rief er mit starker Stimme, „verlange nicht Dein Verderben! Ich habe Dich reicher gemacht als alle Lebendigen, und Du bist so undankbar, mir auch das letzte noch rauben zu wollen, was ich besitze. Hinweg aus meinen Augen und kehre nie zu mir zurück!“ O, hätte ich seinen Befehlen gefolgt! Aber ich wurde fast unsinnig vor Begier und flehte, bat, weinte und schluchzte, bis der Derwisch endlich die Büchse hervorzog, sie öffnete und mir zeigte, daß nichts als eine ganz unscheinbare graue Salbe darin enthalten war. „Sieh' hier,“ sagte er dann, „es ist nichts als Augensalbe.“ Ich glaubte aber seinen Worten nicht und drohte ihn zu töten, wenn er

mir nicht sagen wolle, welche geheime Eigenschaften die Salbe besitze. „Gut," sprach der Derwisch, „Du sollst auch das erfahren — zu Deinem Unglück! Wenn man von dieser Salbe eine Erbse groß nimmt und sie in das linke Augenlid einreibt, so erblickt man alle Schätze der Erde, sie mögen eingeschlossen sein zwischen Mauern und Felsen, oder sie mögen auf dem Grunde des Meeres liegen, oder in den Eingeweiden der Berge verborgen sein. Reibst Du die Salbe aber auf das rechte Augenlid, so deckt ewige Blindheit Dein Antlitz, und nimmer erblickst Du mehr das Licht der Sonne und den Schimmer der Sterne." Kaum hatte ich dies erfahren, so bat ich auch schon den Derwisch, mir das linke Auge zu salben. Es geschah und im Nu erblickte ich, wohin ich das Auge richtete, die unermeßlichsten Schätze, wo sie auch verborgen lagen, und ich überzeugte mich von der Wahrhaftigkeit des geheimnisvollen Derwischs. Bei alledem glaubte ich aber nicht, was er von Blindheit gesprochen hatte, sondern war vielmehr überzeugt, daß die Salbe auch auf das rechte Augenlid gestrichen, gewiß die Kraft mitteilen würde, zu dem Besitze aller der Schätze zu gelangen, welche das linke Auge erblickte. Ich war von der Richtigkeit dieses Gedankens so überzeugt, daß ich den Derwisch beinahe mit Gewalt zwang, mir auch das rechte Auge zu salben. Er weigerte sich lange, aber das bestärkte mich Verblendeten noch in meinem Vorhaben. Endlich gab er gezwungen nach — und Blindheit, ewig starre, dunkle Blindheit wurde mein Los. Zu spät sah ich ein, daß mein Beginnen Thorheit war, zu spät, daß Undank und Habsucht immer den gerechten Lohn empfangen müssen. Ich war in Verzweiflung. Ich flehte den Derwisch an, mich aus der Wüste zu geleiten, und mein Lenker und Führer zu sein; aber er hatte kein Mitleiden mit mir, trieb die Kamele zusammen und zog mit allen Schätzen davon. Lange horchte ich auf die Schritte der Tiere, die immer schwächer zu mir klangen und endlich ganz in der Ferne verhallten.

Ich war allein in der endlosen Wüste, blind, ohne Lebensmittel und mit den nagenden Vorwürfen meines Gewissens belastet; denn ich selbst war schuld an meinem Trübsal. Da that ich das Gelübde, wenn ich errettet würde, jeden Menschen anzuflehen, mir einen Backenstreich zu geben zur Strafe für meinen Wahnsinn. Eine Karawane,

die zufällig vorüberzog, als ich beinahe schon verschmachtet war, sah mich im Sande liegen; sie entdeckte schwache Lebensspuren in mir und hob mich voll Mitleid auf. Die Karawane zog nach Bagdad, und so kam ich vor mehreren Jahren in Deine Hauptstadt, o Sultan! Meine Blindheit machte mich zu jedem Geschäfte unfähig, meine Kamele waren fort, Reichtümer besaß ich nicht, und so war ich, mein elendes, armseliges Leben zu fristen, zum Betteln gezwungen; ein hartes Geschick für den Mann, der die größten Schätze der Erde sein genannt hatte. Ich stellte mich in die belebtesten Straßen und bat jeden Vorüberwandelnden um eine Gabe und einen Backenstreich. So hast Du mich gefunden, allmächtiger Beherrscher der Gläubigen, und mich gewürdigt, Dir die Schicksale eines Menschen zu erzählen, der unglücklich ward, aber sein Unglück verdiente."

Hier schwieg der Blinde und der Kalif sagte: „Abdallah, Du hast schwere Buße gethan, und ich glaube, Deine Verblendung ist nun hart genug bestraft. Kraft meiner Gewalt entbinde ich Dich Deines Gelübdes. Du hast meine Teilnahme erregt, und nicht mehr sollst Du auf den Straßen umherwandeln und auf mühsame und traurige Weise Dein tägliches Brot suchen. Bleibe bei mir, ich werde Dir ein Zimmer meines Schlosses einräumen lassen und Dir einen Führer geben, wenn Du Dich draußen ergehen willst. Danke mir nicht, Du hast gelitten und gebüßt; lebe fortan in Ruhe und Frieden!" So sprach der edle Sultan, und alles geschah nach seinen Worten. Abdallah aber lebte noch lange und segnete seinen Wohlthäter.

Der Schatzgräber.

Es war einmal ein Bauer, der hatte sein gutes Auskommen, war aber nicht zufrieden damit, sondern wollte ein reicher Mann werden. Tag und Nacht sann er nach, wie er zu diesem Ziele gelangen könnte; aber all sein Sinnen war vergebens.

Als er einmal eben einschlafen wollte, trat ein kleines, graues

Männchen vor sein Bett und sagte: „Peter, Euch soll geholfen werden, ich will Euch steinreich machen und nichts für meine Mühe haben.“ Da schmunzelte Peter und fragte: „Was soll ich denn thun, damit ich reich werde?“ „Aufstehen, Euch geschwind anziehen, Eure Hacke und Euern Spaten nehmen und mir in den Wald folgen. Ich weiß zwei reiche Leute, die haben das Reichsein satt, und mit einem von den beiden könnt Ihr ein gut Geschäft machen!“ „Wenn's weiter nichts ist,“ sagte Peter, „so freut mich's! Das müssen doch rechte Narren sein, die das Reichsein satt haben!“

Geschwind war Peter in den Kleidern, nahm Hacke und Spaten und ging mit dem Kleinen. Es war aber stockfinster. Peter wollte umkehren und die Laterne holen; der Graue aber lachte und sagte, das sei nicht notwendig und rief: „Irrwisch! Hallo!“ und ein blaues Flämmchen tanzte daher und leuchtete den beiden.

So kamen sie in den Wald. An einer großen Eiche machte der Graue halt und sagte: „Setzt Euch hier nieder und verhaltet Euch still! Seht Ihr dort den hellen Fleck? Da brennt der Schatz, und nun will ich hingehn und ihn fest machen!“ „Wo sind denn aber die beiden Narren?“ fragte Peter. „Die kommen auch noch!“ antwortete der Graue.

Peter setzte sich nieder und der Graue legte Steine um den brennenden Fleck herum und rief wieder: „Irrwisch! Hallo!“ Da kamen von allen Seiten blaue Flämmchen gezogen und stellten sich um die Steine und fingen an zu tanzen. Der Graue aber ging zu Peter und sagte: „Nun wartet, bis Ihr's zwölf schlagen hört; dann geht hin und grabt! die Irrwische brennen nicht, sie leuchten nur!“ Und fort war er.

Dem Bauer wurde es unheimlich; denn es war gar so stille ringsum. Endlich schlug es zwölf, und er nahm Hacke und Spaten, trat in den Kreis und fing an zu graben. Plötzlich stieß er auf einen Stein. „Nun kommt der Schatz!“ dachte er und sein Herz hüpfte vor Freude; denn so leicht hatte er das Reichwerden sich nicht gedacht. Er räumte eilig die Erde ab und fand eine große steinerne Platte. Als er sie aber aufgehoben hatte, schaute er in ein viereckiges schwarzes Loch hinab.

„Will doch sehen, wie tief es ist!“ dachte er und langte mit dem Hackenstiele hinab, kam aber nicht auf den Grund. „Da gilt's“ meinte er und ließ die Beine hinab und wollte wie ein Essenkehrer hinabrutschen; das ging aber so schnell, daß ihm Hören und Sehen verging. Als er endlich zu sich kam, befand er sich in einer großen dunkeln Höhle. Da wurde ihm jämmerlich bang, und er hätte gar zu gern laut geheult, wenn er nur gedurft hätte. Er tappte an den Wänden umher, und auf einmal rief eine tiefe Stimme: „Wer da?“ Er sagte aber nichts, und das war sein Glück. „Das wird der Narr sein!“ dachte er nur und atmete auf.

Auf einmal that sich eine Thür auf, und er sah eine zweite Höhle vor sich liegen. Da blieb ihm vor Staunen der Mund weit offen stehn.

In der Höhle saß vor einer großen Kiste, die bis an den Rand mit Goldstücken gefüllt war, ein uralter Mann. Um seinen Schädel hingen nur einige dünne Locken, vom Kinn herab aber wallte ein schneeweißer Bart und hing bis in die Kiste hinein. Das Gesicht des Alten war so durchfurcht, daß es wie ein frischgepflügter Acker aussah. Die Augen starrten beständig auf das Gold und mit den dürren, langen Fingern zählte er ohne Aufhören die Goldstücke und ließ jedes einzelne klingen. Er trug einen langen Schlafrock, an dem man die Farbe nicht mehr erkennen konnte, und der so zerrissen war, daß der ärmste Bettler nicht „hab Dank“ dafür gesagt hätte. Vor dem Alten stand ein irdener Krug, mit Wasser gefüllt, und neben diesem lagen einige alte, verschimmelte Brotrinden.

Das kam dem Bauer um so wunderbarer vor, als in der Höhle, wo es recht feucht und kalt war, die herrlichsten Pelzröcke hingen, und ringsum auf vielen Tischen die feinsten Weine und die besten Braten standen.

Endlich sagte der Alte zu dem Bauer: „Ich habe das Reichsein satt! Willst Du mich erlösen?“ Der Bauer nickte vergnügt. „Gut! alles dieses Gold gehört Dir, wenn Du es aushältst zu leben, wie ich gelebt habe!“ Er stand auf und der Bauer mußte sich vor die Kiste setzen.

Kaum saß er vor derselben, so mußte er zählen und immer zählen

und durfte kein Auge von dem Golde wegwenden. Wenn ein Steinchen abbröckelte, fuhr er zusammen; denn er dachte, es kämen Diebe. Das Zählen machte ihn hungrig und durstig, und die Speisen dufteten so lieblich, und der Wein funkelte so hell. Er griff nach einer Schüssel. „Halt!" rief der Alte, „so haben wir nicht gewettet! erst ein Goldstück!" Der Bauer langte in die Kiste, war aber nicht imstande, sich von einem Goldstücke zu trennen; sie funkelten und klangen gar zu schön. Da aß er eine trockene Brotrinde und trank einen Schluck Wasser und fuhr fort zu zählen. Jetzt fing er an zu frieren und wollte sich einen der warmen Pelze nehmen. „Halt!" rief der Alte, „so haben wir nicht gewettet! erst zwei Goldstücke!" Der Bauer aber wäre lieber erfroren, als daß er sich von einem Goldstücke getrennt hätte.

So saß er und zählte und hungerte und durstete und fror. Endlich fielen ihm die Augen zu. Als er aufwachte, lehnte er an der Wand, und der Alte saß wieder vor der Kiste und sprach: „Was suchst Du denn Gold, wenn Du es nicht zu schätzen weißt? Fünfzig Jahre lang habe ich auf Erden gelebt wie Du mich jetzt leben siehst, Du aber hast das Leben nicht einmal einen Tag ausgehalten, sondern bist über dem Goldzählen eingeschlafen. Das Goldzählen hat Dich nicht satt gemacht, des Goldes feuriger Glanz hat Dich nicht erwärmt, des Goldes lieblicher Klang hat Dich nicht wach erhalten; was suchst Du in meiner Behausung?" „Gold!" sagte Peter, „alter Narr, aber nicht um zu darben und zu frieren! Gold will ich haben, um alle Plackereien los zu werden; aber es soll mein Herz nicht an das Gold gebunden sein; denn ich will mein Leben genießen." „Dir kann geholfen werden, Menschenkind!" Und er deutete auf eine Thür und der Bauer dachte: „Aha! jetzt geht's zum zweiten Narren! Mit dem werde ich schon ein Geschäftchen machen!"

Der Bauer drückte auf die Klinke, die Thür ging auf, und vor ihm lag ein dunkler Gang. Der Alte aber rief: „Irrwisch! Hallo! führe den Mann zu meinem Sohne!" Da lief ein blaues Flämmchen vor dem Bauer her.

Als das Flämmchen verschwand, wurde der Gang hell und bald stand der Bauer vor einem herrlichen Garten.

Einen so schönen Garten hatte der Bauer noch nie gesehen. Das war eine Pracht! Auf blühenden Bäumen hüpften buntfarbige Vögel umher und sangen, daß es eine Lust war; an den Wegen standen große Figuren aus Silber und Gold; wunderbare Grotten waren angebracht, in denen die weichsten Polster lagen; Springbrunnen warfen wohlriechendes Wasser hoch in die Luft, und auf klaren Teichen schwammen weiße Schwäne. Unter den hohen Bäumen aber weideten zahme Hirsche und Rehe und Gazellen.

Der Bauer meinte: „Da komme ich zum Rechten! das laß ich mir gefallen!“ Er ging vorwärts und kam zu einem Palaste, der war aus weißem Marmor gebaut und hatte goldene Thüren und Fensterscheiben aus buntem Glase.

Wie der Bauer den Palast anstaunte, kam ein Diener, der einen ganz goldenen Rock trug, der mit Edelsteinen besetzt war, und forderte den Bauer auf, ihm zu folgen.

Sie stiegen auf einer silbernen Treppe empor und gingen dann durch eine lange Reihe von Zimmern, von denen immer eins schöner war als das andere. In allen standen vornehm gekleidete Herren und schöne Damen, die aber alle recht verdrießliche und gelangweilte Gesichter machten. Endlich kamen sie in ein Zimmer, gegen welches die andern noch ärmlich erschienen. Da war alles aus Gold und der Fußboden war ein einziger großer Spiegel.

Der Diener trat vor, verneigte sich und sagte: „Herr, da ist der Mann, der Euch erlösen will!“ Plötzlich wurde der Vorhang eines Bettes zurückgeschlagen, und der Bauer sah auf einem Ruhebette einen dicken Herrn liegen, der sich dehnte und gähnte und endlich sagte: „Das ist mir lieb; denn ich sterbe vor Langweile! Aber willst Du denn wirklich mit mir tauschen und wenigstens acht Tage leben wie ich lebe?“ Da lachte der Bauer und rief: „Acht Tage? Mein ganzes Leben lang! Hier gefällt mir's. Hier ist's wie im Himmel.“

Kaum hatte er das gesagt, so lag er auch schon auf dem Ruhebette und hatte seidene Kleider an, sogar ein seidenes Hemd. Die Diener brachten Wein und Braten und süße Früchte. Das schmeckte! Der Bauer war noch hungrig von der Höhle her, wo's schmale Bissen gab. Als er so viel gegessen hatte, daß er sich kaum regen konnte,

fuhr er in einem vierspännigen Wagen durch den Garten und besah sich bequem die Merkwürdigkeiten. Dann fuhr er zurück und aß und trank wieder. Nach dem Essen kamen Tänzerinnen und tanzten vor ihm; dann kamen Schauspieler und führten ein Lustspiel auf. Das gefiel dem Bauer ganz herrlich und er sagte vergnügt zu sich: „Peter, die Prüfung bestehst Du! Heisa! das ist ein lustiges Leben! Es ist doch ein kluger Einfall gewesen, daß ich immer ein reicher Mann werden wollte! nun bin ich's."

Endlich, als es Mitternacht war, legte Peter sich schlafen. So ging's einige Tage lustig fort. Aber nach und nach wurde es anders. Peter wurde dick und glänzte wie ein Pfannenkuchen. Das Atmen wurde ihm sauer und er schnaubte wie eine Dampfmaschine. Das Essen und Trinken schmeckte ihm nicht mehr. Das Spazierenfahren war ihm zuwider. Die Spielleute, Tänzer und Schauspieler konnten ihm nichts mehr recht machen. Die Nächte konnte er wenig schlafen, und wenn er schlief, drückte ihn der Alp. Es war ihm alles gleichgültig und so langweilig geworden, daß ihn alles anekelte.

Das wurde mit jedem Tage schlimmer, und als der siebente Tag kam, sagte Peter zum Diener: „Ach, sage Deinem Herrn, ich möchte nicht mit ihm tauschen! Ich kann's nicht mehr aushalten! Geschwind! Ehe es Abend wird! Ich will wieder nach Hause; denn ich sehne mich nach meinem Weibe und meinen Kindern!"

Kaum hatte Peter den Diener fortgeschickt, als er einschlief. Wie er wieder erwachte, lag er in seinem Kittel unter der alten Eiche und neben ihm lag die Hacke und der Spaten. Er rieb sich die Augen und beguckte sich von allen Seiten. Ja, richtig! es war der alte Peter noch!

Er ging eilig nach Hause, und als ihn die Seinigen erfreut willkommen hießen, die große Angst um ihn ausgestanden hatten und ihn fragten, wo er denn so lange gewesen sei, erzählte er die Geschichte und sagte lachend: „Aber einen Schatz habe ich doch gehoben!" —

Und worin bestand der Schatz? — Ja, rat' einmal! Wenn Du's getroffen hast, will ich Dir's sagen.

Der Schmetterling und das Veilchen.

In dem weichen Mooſe, am Stamme einer hohen Eiche ſtand ein junges Veilchen in der Frühlingszeit. Die Zweige des Wachholderſtrauches breiteten ſich über ihm aus zum ſchützenden Dache. Milde Lüfte, die mit den Lerchen und Waldvögeln gekommen waren, erweckten das Leben in ſeiner Knoſpe, aber ſie war noch geſchloſſen. Als der erſte Lichtſchimmer in die Knoſpe fiel, erblickte ſie dicht neben ſich in der geborſtenen grauen Rinde der Eiche eine Schmetterlingspuppe. Auch in dieſer regte ſich das Leben, und durch die immer dünner werdende Hülle ſchimmerte ſchon das Licht. Da begrüßte die Schmetterlingspuppe die Knoſpe, und ſie erzählten einander von ihren Hoffnungen und Träumen. „Ich habe geträumt“, begann die Schmetterlingspuppe, „meine Hülle ſei eines Tages herabgeſunken, und ich hätte mich mit bunten, leichten Flügeln emporgeſchwungen über grüne Wipfel, blühende Auen und Tempel mit goldenen Kuppeln.“

Das Veilchen aber erzählte: „In der Nacht, in der die Menſchen die grünen Tannenbäume, die ſie aus den Wäldern holen, mit bunten Lichtern ſchmücken, hatte auch ich einen wunderbaren Traum. Damals war mein Leib eingehüllt von der Decke des Schnees, und ich lag in kalter Erde ſtill und ſtumm. Im Traume war es mir, als öffneten ſich meine Augen, und ich ſah den blauen Himmel. Und ringsum ſtanden tauſend Geſchwiſter aus der Erde mit mir auf, und alle, geſchmückt mit vielerlei Farben, ſchaueten ſelig in die goldige Morgenſonne. Als wir einige glückliche Tage verlebt hatten, erhoben ſich unſere Seelen, die bei uns Blumen Düfte heißen, empor zum Himmel.“

„Wie war es dort?“ fragte die Schmetterlingspuppe.

„Weiter ging mein Traum nicht“, antwortete ſanft die Knoſpe. „Aber ich hoffe, es wird dort ſchön ſein, wohl noch ſchöner als hier.“

„Was giebt Dir dieſe Hoffnung?“ fragte wiederum die Schmetterlingspuppe.

Die Knoſpe ſchwieg einige Augenblicke, dann antwortete ſie

leise: „Mein Vertrauen zu dem guten Geiste, den die Menschen Gott nennen.“

Noch einmal fragte die Schmetterlingspuppe: „Wie bist Du denn aber zu dem Vertrauen gekommen, das Dir eine so schöne Hoffnung giebt?“

Und die Knospe sagte: „Das, was ich schon empfinde, erfüllt mich mit Vertrauen. Der Gott, der hier schon so wunderbar für mich sorgt und mir in meinem Herzen so viel Glück bereitet, der wird mir gewiß auch ferner Glück und Freuden bereiten. Gab er mir doch die Ahnung noch höheren Glückes!“ —

„O geliebtes Veilchen“, sagte die Schmetterlingspuppe, „ähnliche Gedanken erfüllen auch mich, und ich danke Dir, daß Du sie durch Dein Bekenntnis gestärkt hast!“ — „Aber was ist das? es wird dunkler und dunkler, der Lichtschimmer, der durch meine Hülle dringt, nimmt ab. Merkst Du es auch?“

„Ich fühle es auch“, antwortete die Knospe. „Es ist vielleicht der heranbrechende Abend einer Zeit, welche die Menschen einen Tag nennen. Doch laß es immerhin dunkler werden! Fürchte nichts! Der es dunkel werden läßt, ist auch der Herr des Lichts! Laß nicht Bangigkeit in Deine Seele kommen! Glaube und vertraue nur, daß alles wohl und gut werden wird!“

Unter solchen Gesprächen kam der sanfte Schlaf über die Schmetterlingspuppe, und auch das Veilchen entschlummerte in Frieden.

Waldmusik erweckte am nächsten Morgen die Veilchenknospe. Muntere Vögel sangen, und in den Wipfeln rauschte es, als ob eine Hand leise und kunstgeübt über eine Harfe glitte. Da ward der Knospe so wohl und so selig im Herzen. Sie blickte voll Verwunderung zum blauen Himmel empor, wie auf das zarte Moos zu ihren Füßen. Aber am schönsten gefiel ihr eine zarte Blüte, die dicht vor ihr an einem gebogenen Halme hing. Ihre blaue Blüte, auf der der feinste Goldstaub zu schimmern schien, war mit roten und gelben Ringlein geschmückt. Aber o Wunder! — die Blüte begann zu sprechen, und die Stimme kam ihr bekannt vor, obwohl die Töne so sanft und klar waren, wie sie dieselben früher nicht vernommen hatte. Und sie hörte die Worte: „Kennst Du mich nicht, Du liebes Veilchen? Siehe, leer

ist meine Hülle, meine Träume und meine Hoffnungen sind in Erfüllung gegangen!" —

Da erkannte das Veilchen den Schmetterling, und in seinen Augen hing's wie Morgentau. Aber auch der Schmetterling freute sich über das blühende Veilchen, dem er nun in das klare Auge schauen konnte. Es hatte die Farbe des Himmels, und in seinem Innern glänzte ein lichter Stern.

„Nun wollen wir in unserer Waldeinsamkeit fröhliche Tage verleben", sagte der Schmetterling. „Ich will Dein Gespiele sein, wir wollen lachen und scherzen und uns Geschichten und holde Märlein erzählen."

Das Veilchen schwieg und senkte sein Haupt.

Da fragte der Schmetterling betrübt: „Du willst mich nicht zum Gespielen haben?"

„Du bist so schön", antwortete das Veilchen leise, „und ich bin nur ein Veilchen. In fernen Gärten stehen Blumen von Deiner Farbenpracht. Mein Hüttchen, das mir der gütige Wachholderstrauch gebaut hat, paßt nicht für Dich."

„O wie froh bin ich", rief der Schmetterling, „daß Du nicht andere Gründe hast, Du Demutsvolle! Ich will keine anderen Blumen sehen, und ich will keinen anderen Gespielen haben, als Dich, mein frommes Veilchen!"

Da rollten Perlen aus des Veilchens Auge ins Moos.

Glückliche Tage verlebten nun die beiden. Der Schmetterling erhob sich zwar oft über die grünen Wipfel der Tannenbäume, ja er flog bis zum blauen See, der eine weite Strecke vom Wachholderhüttchen entfernt lag, aber er that es nur, um dem Veilchen recht viel erzählen zu können. O wie schaute es ihn so traulich und freundlich an, wenn er wiederkam und sich fröhlich in das von Duft erfüllte Hüttchen seiner Gespielin niederließ. Dann erzählte er ihr alles, was er gesehen hatte; von den Fischlein im See und im Bach und von den Libellen des Schilfes, welche Flügel haben, die bunten Netzen gleichen, oder von den Nestern der Vögel, die er auf den Zweigen gesehen, von den brütenden Müttern, den bunten Eiern und den Jungen. Des Abends aber, wenn der Mondstrahl durch die Zweige fiel, Tan-

tropfen als leuchtende Küglein ringsum erglänzten, und das Glühwürmchen ihre Ampel war, erzählte am liebsten das Veilchen von der Blumenkönigin auf den Elfeninseln. Und sie plauderten süß und leise, bis der Schlaf ihre Augen schloß.

Eines Tages schaukelte sich der Schmetterling auch wieder über dem blauen See und ergötzte sich an den Goldfischen, die fröhlich umherschwammen. Da kam ein Schmetterling in roter Uniform, ein Admiral, dahergeflogen. Die Schmetterlinge begrüßten sich und flogen eine Strecke neben einander. Der Admiral erzählte von einem Lustgarten, der hinter den Bergen läge, von Springbrunnen, geputzten Menschen und einem weißen, marmornen Schlosse. Besonders aber rühmte er die prächtigen Blumen des Gartens und sagte: Hier im Walde fände man keine einzige so schöne Blume; er kenne die Welt! —

Da wandte sich der blaue Schmetterling schweigend von ihm und flog zu seiner Gespielin. Er erzählte ihr von dem Admiral, nur verschwieg er das, was derselbe über die Waldblumen gesagt hatte. Nun bat ihn das Veilchen, den Schloßgarten am nächsten Tage zu besuchen und ihr dann zu erzählen. Am andern Morgen erhob er sich früh in die Luft. In der Ferne schimmerten ihm die blauen Berge entgegen, hinter denen der Schloßgarten liegen sollte. Er beschloß nun, ihn zu sehen, und munter flatterte er dahin. Ein leichter Wind beschleunigte seinen Flug. Endlich hatte er den Garten erreicht. Welch eine Pracht schaute er hier! In der Mitte des Gartens stand, von Säulen umgeben, ein hohes Schloß von weißem Marmor, dessen Dach mit Goldstreifen und einer goldenen Kuppel geziert war. Gewundene Gänge durchkreuzten den Garten nach allen Richtungen, und Tausende von Bäumen und Blumen erfüllten ihn mit süßen Wohlgerüchen. Der Schmetterling ließ sich nieder auf eine Jasminlaube, und siehe, da fand er auch den Admiral. Der Duft der Jasminblüte berauschte ihn. Er ward ganz entzückt und flog lustig von Blume zu Blume. Da er schön war, redeten die Blumen alle mit ihm, selbst die stolze Tulpe und die Kaiserkrone. Und er erzählte ihnen von seinem Walde. Doch die stolzen Blumen des Schloßgartens lächelten über die Waldblumen, und siehe, er gab ihnen recht und sagte, er hätte im Walde

eine Gespielin gehabt, ein Veilchen, aber sie gefiele ihm nun nicht mehr und er wolle auch nicht wieder zurück.

So verlebte er in Lust den Tag und kehrte wirklich am Abend nicht nach seiner Heimat zurück. In derselben Weise vergingen mehrere Tage. Der starke Duft der Jasminblüte, den er in vollen Zügen trank, betäubte ihn, wild flatterte er den Tag über durch Blätter und Sträucher und merkte es nicht, wie die Farben auf seinen Flügeln nach und nach verwischt wurden, und er endlich alle Schönheit verlor. Aber die stolzen Blumen des Schloßgartens merkten es gar bald, und am dritten Tage wollte keine mehr mit ihm sprechen. Er erschrak, noch mehr aber, als er sah, wie nicht weit von ihm ein böser Knabe den lustigen Admiral fing und ihm eine spitze Nadel durch die Brust stieß.

Da verließ der Schmetterling entsetzt den Schloßgarten und flog seinem Walde zu. Größer und größer ward seine Sehnsucht nach dem Veilchen und immer lebhafter erkannte er sein Unrecht und seine Thorheit. Als er gegen Abend den Wald erreichte, da rauschte es leise in den dunklen Zweigen, und es war ihm, als vernähme er einen Totengesang. Voll unendlicher Bangigkeit erreichte er endlich den bekannten Ort und ließ sich herab. Aber wehe! das Veilchen hatte sein Haupt geneigt — es war vor Gram um seinen Gespielen gestorben.

Da saß er nun im tiefsten Schmerze die ganze Nacht wachend auf einem Zweige des Wachholderstrauches. Als aber die Sonne aufging, sah er sich ganz verändert. Die Farbe der Nacht und des Grames hatte sich auf seine Flügel gesenkt, die Ränder waren mit goldenen Sternen eingefaßt. Als Trauermantel fliegt er nun über Berg und Aue und klagt über das tote Veilchen.

Der gestiefelte Kater.

Es war einmal ein Müller, der hatte drei Söhne. Waren aber gar sonderbare Käuze, die drei Brüder, just so sonderbar, wie der alte Müller selbst. Nur der jüngste zeigte sich etwas gewitzt, und das kam daher, weil er oft die Mehlsäcke zum Herrn Pfarrer geschafft hatte. Dort, im Pfarrhofe, kam ihm etwas von Licht unter den spitzen Hut. Der Müller hatte zwar viele Jahre gekläppert, auch wohl manche Metze Mehl etwas zu knapp gestrichen, aber zum Geldsammeln war er nicht gekommen. Er besaß weiter nichts, als die Mühle, einen Esel und einen alten Kater. Alle Welt war nun neugierig, wie er diese seine Schätze einmal unter seine drei Söhne verteilen werde. „Gewiß", sagten die Leute, „wird der jüngste die Mühle bekommen, weil er der pfiffigste ist."

Aber es kam anders. Absonderlich, wie der alte Müller im Leben war, war er es auch noch auf seinem Sterbebette. Als er sein letztes Stündlein nahen fühlte, ließ er seine drei Söhne zu sich kommen und sagte: „Drei Dinge sind es, die ich Euch hinterlasse. Aber keines derselben kann geteilt werden; darum muß sich ein jeder von Euch mit dem begnügen, was ich für ihn bestimme. Du Ältester, sollst die Mühle, Du Mittelster, den Esel, und Du Kleinster, den Kater bekommen. Fangt Ihr es recht an, kann ein jeder mit seinem Erbteile sein Glück machen."

Nachdem der Müller das gesagt, legte er sich auf die andere Seite, zog die weiße Zipfelmütze tiefer ins Gesicht, schloß die Augen und starb.

Der älteste Sohn schmunzelte nicht wenig, daß er so gut weggekommen war, und als am nächsten Tage seine beiden jüngeren Brüder mit ihrem Erbteil von der Mühle abzogen, schaute er oben zum Fenster herunter und schlug ein schadenfrohes, schändliches Gelächter auf. Der mittlere Bruder aber rief ihm noch zurück: „Lache nur zu! Wer weiß,

wer von uns beiden der glücklichste ist, Du mit Deiner Mühle, oder ich mit meinem Esel."

Am unzufriedensten war der jüngste mit seinem Erbteile. Seinen Kater auf dem Arme, stand er noch lange Zeit vor der Mühle und schien zu überlegen, was nun eigentlich aus ihm werden solle. Dabei sah er mit halb bitterem, halb schelmischem Lächeln den Kater an, und der Kater sah ihn an. „Mit meinen Brüdern", sagte er endlich, „hat's freilich keine Not, wenn sie beide zusammen hantieren. Aber was soll aus mir armem Schlucker werden? Höchstens kann ich meinen alten Kater da schlachten und mir aus seinem Felle einen Muff machen lassen. Sonst aber habe ich nichts zu brechen und zu beißen, muß schließlich elendiglich verhungern!"

Der Kater hörte diese Seufzer eine Weile mit an, dann aber sagte er tröstlich: „Lieber Herr, macht Euch nicht gar zu viel Sorgen. Ich habe einen Plan im Kopfe. Laßt mir ein Paar Stiefeln machen, einen Sack und eine Jagdtasche. Dann werde ich mein Glück im Walde versuchen und Ihr sollt bald sehen, daß Ihr mit mir nicht so arm seid, als Ihr denkt."

„Katerchen", sagte der arme Müllerssohn, indem er das Tier schmunzelnd anschaute, „ich weiß, Du bist ein schlaues Bürschchen und hast schon manche Maus und manche Ratte durch Deine List übertölpelt, darum will ich Dir trauen und Deine Wünsche erfüllen. Vielleicht ist's doch zu meinem Glück."

Ein Paar große, blanke Jagdstiefeln an den Hinterbeinen, einen Sack auf dem Rücken und die Jagdtasche an der Seite, machte sich der Kater schon den nächsten Tag auf den Weg nach dem nahen Forst. Am Eingang des Waldes lag ein alter Baumstamm. Auf diesen setzte sich der Kater nieder, schlug das eine Hinterbein über das andere, legte die rechte Vorderpfote an die pfiffige Nase und überlegte, wie er seinen Herrn recht schnell zum Glück führen könne. Nachdem er so eine halbe Stunde gesessen, bald mit dem Kopf genickt oder geschüttelt, bald das linke, bald das rechte Ohr gespitzt hatte, sprang er plötzlich auf und sagte: „Jetzt hab' ich's!"

Gleich darauf ging er tiefer in den Wald hinein und kam an eine große, schöne Waldwiese. „Hier ist ein prächtiges Plätzchen für

die Häschen", sagte er, „gewiß werde ich hier einen guten Fang thun. Hier will ich mein Netz aufstellen."

Hierauf nahm er seinen Sack von dem Rücken, legte Kohl und frischen Klee — womit er sich bereits versehen hatte — hinein, umspannte die Öffnung mit einer Weidenrute und stellte so den Sack auf. Er selbst aber legte sich dicht dahinter auf den Bauch und deckte sich mit Moos und Laubwerk zu, damit ihn niemand sehen konnte. Und siehe da, es dauerte keine Viertelstunde, hüpfte ein dickes, feistes Häschen hinter einem Strauche hervor. Es schnobberte nicht wenig mit seinem Schnurrbartsnäschen, als es den saftigen Kohl und den frischen Klee roch, ging dem süßen Dufte nach und kam endlich an den Sack. Dem Kater zuckten alle Glieder vor Freuden, je näher es der Falle kam. Kaum aber war es bis zum Schwänzchen in dem Sacke verschwunden, sprang der schlaue Kater unter seiner Decke hervor, hielt den Sack zu und würgte das arme Häschen so lange, bis es tot war.

Nicht wenig stolz darauf, so schnell eine so fette Beute gemacht zu haben, steckte er das Häschen in seine Jagdtasche und begab sich damit in das königliche Schloß. Hier bat er bei dem Thürsteher, vor den König gelassen zu werden, er habe ihm etwas ganz Apartes für seine Tafel zu überbringen.

Der König, der ein großer Freund von Leckerbissen war und eben an seiner reichbesetzten Frühstückstafel saß, gab alsobald die Erlaubnis, daß der Kater eingelassen werde.

Der Kater, seinen feisten Hasen an dem rechten Ohre mit sich schleppend, trat ein und machte natürlich einen Bückling bis auf die Dielen.

Der Hofnarr in seiner Schellenkappe und die königliche Leibwache, mit der Hellebarde in der Hand, waren sehr gespannt, was der Kater bei Seiner Majestät wolle. „Was ist Dein Begehr?" redete der König den gestiefelten Kater an.

„Mein Herr, der Graf von Carabas", antwortete der Kater in sehr demütiger Stellung, „hat mir aufgetragen, Eurer Majestät diesen feisten Hasen zu überbringen."

„Sage Deinem Herrn", erwiderte der König, „daß ich mich über

dieses Geschenk sehr freue und ihm bestens danken, auch ihn meiner Huld und Gnade versichern ließe."

Über diesen Bescheid war der schlaue Kater hoch erfreut. Den zweiten Tag überbrachte er dem König — wie er sagte, abermals im Auftrage seines Herrn, des Grafen von Carabas — zwei junge, zarte Kaninchen und den dritten Tag ein halbes Dutzend kugelrunde Rebhühner. Und alle diese Geschenke nahm des Königs Majestät höchst gnädig und freundlich auf.

Eines Tages erfuhr der verschmitzte Kater, daß der König heute mit seiner schönen Tochter eine Spazierfahrt unternehmen werde.

Und schnell war in dem Kopfe des Schlauen ein neuer Plan geschmiedet. Schnurstracks eilte er zu seinem Herrn und sagte: „Wollt Ihr heute Euer Glück machen, so folgt dem Rate, den ich Euch sagen werde."

„Und der ist?" fragte der neubackene Graf von Carabas.

„Ihr müßt Euch heute an der Stelle baden, die ich Euch zeigen werde", sagte der Kater.

„Baden? Baden?" erwiderte der Graf von Carabas. „Was fällt Dir ein?"

„Folgt mir, es wird Euer Glück sein", sagte der Kater wieder.

Auf diese Rede hin that der Graf, wie ihm der Kater geraten, ohne zu wissen, was derselbe damit beabsichtige.

Indem nun der Graf badete und tief im Wasser stak, kam der König nebst seiner schönen Tochter in einer prächtigen Karosse vorbeigefahren. In demselben Augenblick schrie der Kater aus Leibeskräften: „Hilfe! Hilfe! Der Graf von Carabas muß sonst ertrinken!"

Als der König das Angstgeschrei und den Namen Graf von Carabas hörte, ließ er schnell seinen Wagen halten und steckte den Kopf zu dem Wagenfenster heraus. „Der Graf von Carabas?" sagte er erschrocken, „ist das nicht der, der mir wiederholt so schönes Wildpret in meine Küche geliefert hat?" Als nun vollends der König den gestiefelten Kater am Ufer des Wassers erblickte, befahl er sofort seiner Leibwache: „Lauft, was Ihr laufen könnt, und rettet mir den Grafen von Carabas."

Die Leibwache eilte sogleich hinzu und zog den Grafen aus dem

Wasser heraus. Indem aber das geschah, näherte sich der verschmitzte Kater dem königlichen Wagen, zog sein Hütchen tief ab und sagte: „Ach, gnädiger Herr König! Meinem Herrn ist auch noch ein anderes Unglück widerfahren. Während er sich badete, kamen Diebe aus einem Dickicht herausgesprungen und stahlen ihm alle seine Kleider, die am Ufer lagen."

„Wenn's weiter nichts ist", sagte der König, „da soll ihm bald geholfen sein." Und sogleich befahl er seinen übrigen Dienern: „Eilet zurück in meine Garderobe und bringet die schönsten Kleider, die Ihr darin findet, für den Grafen von Carabas herbei."

Die Diener gehorchten. Nach kurzer Zeit stand der Graf von Carabas in einem prächtigen Gewande vor dem Könige. Da nun der Graf selbst sehr schön gewachsen war, paßten ihm die fürstlichen Kleider sehr gut, so daß er jetzt ein ganz reizendes Aussehen hatte und besonders der Königstochter sehr wohl gefiel. Als er sich nun vollends ehrfurchtsvoll vor ihr verbeugte und sie freundlich anlächelte, gewann sie ihn mit jeder Minute lieber.

Daß seine Tochter den Grafen von Carabas gut leiden konnte, mochte indes auch der König bemerken, und deshalb sprach er zu dem Grafen: „Beliebt es Euch, so nehmt mit in meinem Wagen Platz und macht die Spazierfahrt mit uns zu Ende" — Das aber ließ sich der Graf nicht zweimal sagen, sondern stieg ein und fuhr nun an der Seite der schönen Prinzessin die Straße dahin. Niemand indes war dabei vergnügter, als der Kater. Er rieb sich vor Freuden die Vorderpfoten, daß ihm seine List bis jetzt so wohl gelungen war.

Ohne daß es jemand bemerkte, lief jetzt der Kater dem königlichen Wagen voraus, um seinen klugen Plan weiter auszuführen. Er war noch gar nicht weit gekommen, traf er einige Bauern, welche eine große Wiese mäheten. „Hört, Ihr Bauern", redete er diese an, „hört, was ich Euch sage. Bald wird der König hier vorüberfahren. Und wenn dieser fragt, wem diese Wiese gehört, so sagt Ihr: Sie gehört dem Herrn Grafen von Carabas. Thut Ihr das nicht, so werdet Ihr in Kochstücken zerhackt und gefressen." — Darob gerieten die Bauern in Angst und versprachen, also zu sagen. Als nun der König herangefahren kam und fragte, wem die schöne, große Wiese gehöre, riefen

sie, wie aus einem Munde: „Diese Wiese gehört dem Herrn Grafen von Carabas.“

„Eine prächtige Wiese“, sagte hierauf der König zu dem Grafen. „Bringt Euch wohl alle Jahre ein anständiges Sümmchen ein?“ — „Eure Majestät“, erwiderte der Graf, „haben gut geraten. Aber es ist das der kleinste Teil meiner Besitzungen.“

Indes war der Kater wieder ein Stück Weges vorausgelaufen und hatte da auf einem großen, weiten Getreidefelde eine Anzahl Schnitter angetroffen. „Hört, Ihr Schnitter“, redete er sie an, „gebt acht, was ich Euch sagen werde. In wenig Minuten wird der König hier vorbei fahren. Und wenn dieser Euch fragt, wem dieses Feld gehört, so sagt Ihr: Es gehört dem Herrn Grafen von Carabas. Thut Ihr das nicht, so falle ich über Euch her, zerreiße Euch in Kochstücken und fresse Euch auf mit Haut und Knochen.“

Auch diese Schnitter überkam eine wahre Hexenfurcht vor dem Kater, und als der König kam und fragte, wem dieses schöne Erntefeld gehöre, antworteten sie einstimmig: „Es gehört dem Herrn Grafen von Carabas.“

„Also auch diese fruchtbaren Felder sind Euer Besitztum, Herr Graf?“ fragte der König. Der Graf nickte und lächelte wohlgefällig.

Der Kater war indes mit seinem Plane noch nicht am Ziele und eilte abermals voraus. Und jetzt kam er an ein großes, prächtiges Schloß, das aber, wie er erfuhr, einem sehr gefürchteten Manne gehörte, von dem die Leute erzählten, daß er wahre Löwenkräfte besäße und Zauberkünste verstünde. Der Kater, der keine Furcht kannte, ließ sich bei dem gefürchteten Schloßherrn anmelden und ward ohne weiteres vorgelassen.

„Mein Herr“, sagte der listige Kater, „ich habe gehört, daß Ihr die Kunst verstündet, Euch in jedes beliebige Tier zu verwandeln. So wünschte ich denn, daß Ihr Euch mir einmal in der Gestalt eines Löwen zeigtet.“ Kaum hatte der Kater diesen Wunsch ausgesprochen, stand der Schloßherr auch schon in der Gestalt eines grimmigen Löwen vor ihm. Der Kater erschrak jämmerlich und sprang in seiner Angst auf das Dach und lief in der Dachrinne hin. Hier aber wäre er bald herunter gefallen, denn seine großen Jagdstiefeln paßten nicht

zum Klettern. „Ach, gestrenger Herr Löwe", bat er mit heuchlerischer Freundlichkeit, „zeigt mir doch nun auch, daß Ihr imstande seid, Euch in ein kleines Tier, z. B. in eine Maus zu verwandeln."

„Das wird mir zwar schwer werden", sagte der Schloßherr, „aber vielleicht geht's doch." Und siehe da, in demselben Augenblicke stand er als eine winzige Maus vor dem Kater. Dieser aber verlor jetzt keinen Augenblick Zeit, sprang auf die Maus los, erfaßte sie mit seinen Tatzen und fraß sie.

Unterdessen war der königliche Wagen mit dem Könige, der Prinzessin und dem Grafen von Carabas herangerollt. Sogleich eilte ihm der Kater mit entblößtem Haupte entgegen, machte wieder einen tiefen Bückling und sagte: „Seid willkommen, edler König und durchlauchtigste Prinzessin in dem Schlosse des Grafen von Carabas."

„Wie?" erwiderte da der König erstaunt, sich an den Grafen wendend, „auch dieses herrliche Schloß gehört Euer? In meinem Leben habe ich nichts Schöneres und Prächtigeres gesehen! Dieser Hof, diese Gebäude! Wahrhaftig feenartig!"

„Beliebt es Seiner Majestät dem Könige", versetzte der Graf, „so wollen wir hier aussteigen und ein kleines Frühstück einnehmen."

Der König war dies gleich zufrieden und stieg aus. Gleich darauf reichte der Graf der Prinzessin die Hand und half ihr aus dem Wagen heraus. Sie traten in einen großen Saal ein, in welchem eine lange, lange Tafel stand, die so reich mit allerlei köstlichen Speisen und guten Weinen besetzt war, daß sie hätte brechen mögen. Der eigentliche Besitzer des Schlosses hatte nämlich an demselben Tage seinen guten Freunden ein fettes Frühstück geben wollen, war aber, wie wir wissen, unterdessen gefressen worden.

Der König war über den Reichtum des Grafen von Carabas ganz erstaunt. Noch mehr aber war es seine Tochter, die sich an den blitzenden Spiegeln, sammetnen Sesseln und goldenen und silbernen Gefäßen gar nicht satt sehen konnte. Im stillen mochte sie wohl bei sich denken: „Ach, könntest Du doch die Herrin in diesem herrlichen Schlosse sein!"

Hocherfreut war sie deshalb auch, als ihr der Graf von Carabas

seinen Arm anbot und sie zur Tafel führte, auf der der Kater bereits eifrig beschäftigt war, die Punschbowle zu rühren.

Bald saßen alle an der duftenden Tafel und der Becher kreiste behend in der fröhlichen Runde. Niemand mundete der köstliche Wein mehr, als dem Könige. Dabei geschah es, daß ihm das Schloß und auch der junge Herr Graf immer besser gefielen. Nachdem er etwa das siebente Glas geleert hatte, trat ihm das Herz auf die Zunge. „Herr Graf", sagte er, dessen Hand erfassend, „es kommt bloß auf Euch an, ob Ihr mein Schwiegersohn werden und meine Tochter zu Eurer Gemahlin haben wollt."

Der Graf schien ziemlich überrascht ob dieser Rede, stand auf und machte einen tiefen Bückling zuerst vor dem Könige und dann vor der Prinzessin. Darauf sagte er: „Ist das Eurer Majestät Ernst, so wird es nur noch auf die königliche Prinzessin ankommen, ob sie mich würdigt, ihr glücklicher Gatte zu werden."

Die Prinzessin gab mit freudigem Herzen ihre Zustimmung, und so wurde noch an demselben Tage die Hochzeit gefeiert, und der arme Müllerssohn war durch seinen schlauen Kater ein reicher und glücklicher Herr geworden.

Der königliche Schwiegersohn erschien von jetzt an nie anders, als in Sammet und Seide gekleidet. Von seinem Junkerhute weheten lange, bunte Federn in die Luft hinaus; um den Hals trug er eine schwere, goldene Kette, an seiner Seite einen reichvergoldeten Stoßdegen. Um seiner schmucken Gestalt noch mehr Reiz zu geben, trug er gewöhnlich eine Rose in der Hand. Dabei war er in dem königlichen Schlosse so geliebt und so hoch angesehen, daß selbst der Kater, so oft er ihn in der Ferne erblickte, den Hut tief vor ihm abzog. Von jetzt an aber brauchte der schlaue Jäger keine Hasen, Ratten und Mäuse mehr zu fangen, denn der Graf von Carabas vergaß nicht, was er ihm zu danken hatte, und machte ihn zu einem vornehmen Herrn im Schlosse, der, wie viele andere, nichts weiter zu thun hatte, als zu essen und zu trinken.

Einige Jahre darauf fiel es dem Grafen von Carabas ein, einmal seine beiden Brüder aufzusuchen. Aber wie traf er sie an? Der älteste, welcher die Mühle geerbt hatte, schlich als Bettler im Dorfe

umher, denn seine Mühle war abgebrannt und er hatte kein G habt, sie wieder aufzubauen. Der mittelste hatte zwar sein noch, aber es war einer so dürr wie der andere, so viel Hunger und Not hatten sie miteinander gelitten.

Das ging dem gutmütigen Grafen zu Herzen. Er nahm beide Brüder mit in das königliche Schloß und verschaffte jedem einen Posten, von dem er ohne Sorgen leben konnte bis an sein Ende.

Das Tanzpfeifchen.

Ein armer Müllerbursche ging auf die Wanderschaft; sein ganzes Hab und Gut bestand aus ein paar Dreiern, die er im Westentäschchen trug; aber er war fröhlich und guter Dinge, und zog heiter seines Weges. Er kam in einen Wald, wo die Vöglein lustig sangen; da stimmte auch er ein munteres Liedchen an und sang mit den Vögeln um die Wette.

Auf einmal sah er ein altes Mütterchen vor sich gehen, das einen großen Korb auf dem gekrümmten Rücken trug. Der Korb mußte wohl sehr schwer sein, denn das Mütterchen keuchte unter seiner Last. Der Müllerbursche zog sein Mützchen, grüßte das Mütterchen und fragte: „Wohin willst Du denn mit Deiner schweren Last?“ „Weit, weit in den Wald hinein,“ antwortete das Mütterchen. „Ei,“ versetzte der Bursche, „ich sehe es Dir an, Du wirst nicht mehr weit mit Deinem Korbe kommen, gieb her, ich will ihn Dir nach Hause tragen.“ Hierauf nahm er ihr den Korb vom Rücken und lud ihn sich auf. „Nun,“ sprach er lachend, „zeige mir auch den Weg.“ „Folge immer Deiner Nasenspitze,“ sagte das Mütterchen, und trippelte neben ihm her. Jetzt mußte auch der Bursche die Wucht des Korbes empfinden, denn er ächzte bisweilen, schritt aber dennoch rüstig weiter.

Als sie eine Strecke gegangen waren, sagte das Mütterchen: „Ich

bin müde, laß mich auf den Korb hocken"; und noch ehe der Bursche antworten konnte, saß es schon oben drauf. Das war ihm doch beinahe zu viel; er schüttelte sich aus Leibeskräften, aber das Mütterchen klammerte sich fest um seinen Hals und rief: „Vorwärts! vorwärts!" Langsam keuchte der Bursche jetzt weiter, ohne ein Wort zu sprechen; er konnte es auch nicht, denn das Mütterchen schnürte ihm beinahe die Kehle zu.

Endlich gelangten sie an eine Höhle. Das Mütterchen schrie: „Halt," sprang herunter und nahm dem Burschen den Korb vom Rücken. Dieser atmete hoch auf, er fühlte sich plötzlich so leicht, wie eine Feder, er hätte in die Luft fliegen mögen. Er bot dem Mütterchen die Hand und sagte: „Lebe wohl, wenn ich Dich einmal wieder von weitem sehe, gehe ich Dir gewiß aus dem Wege, obgleich ich mich gar nicht müde fühle." „Nun, nun," sprach das Mütterchen, „sollst auch eine Belohnung haben." Dabei gab es ihm ein silbernes Pfeifchen. „Ich habe gehört," fuhr es fort, „wie hübsch Du singen kannst, nun magst Du Dir zur Veränderung auch mal was pfeifen." Der Bursche nahm das Pfeifchen, bedankte sich, steckte es in die Tasche, und eilte singend von dannen.

Bald hatte er das Ende des Waldes erreicht, da begegnete ihm ein Bauer, der einen Esel vor sich hertrieb. Ei, dachte der Bursche, Du willst einmal das Pfeifchen versuchen, der Hals ist mir schon ganz trocken vom Singen. Er nimmt es aus der Tasche heraus, setzt es an die Lippen und fängt an zu pfeifen. Doch kaum hat er einige Töne hervorgebracht, so richtet sich der Esel auf, stellt sich auf die Hinterfüße, packt mit den Vorderfüßen den Bauer um den Leib, und beide fangen an zu tanzen, daß es eine Lust war mit anzusehen. Auch der Bursche mußte bei diesem Anblick so herzlich lachen, daß ihm das Pfeifchen aus dem Munde fiel; im selben Augenblicke hörten Bauer und Esel auch auf zu tanzen. Der Bursche aber dachte: „mit dem Pfeifchen kann ich mein Glück machen, jetzt weiß ich, wie ich es benutzen kann."

Nun kam er in ein Städtchen. Er ging gleich in den Gasthof und ließ sich das Schönste und das Beste vorsetzen, denn er hatte großen Hunger. Als die Mahlzeit beendet war, zog er sein Pfeifchen

heraus und begann zu pfeifen. Da fing alles an zu tanzen: Wirt, Wirtin, Koch und Köchin, Knecht und Magd und alle Gäste, die im Hause waren. Der Bursche pfiff so lange, bis die ganze Gesellschaft vor Müdigkeit umfiel, dann lief er lachend von dannen.

Nun kam er in eine wundervolle Gegend; die herrlichsten Gärten und Wiesen lagen vor ihm, und mitten hindurch schlängelte sich ein silberheller Bach. Als der Bursche weiter schritt, erblickte er auch ein stattliches Haus, das zwei große Linden beschatteten, daneben stand eine Wassermühle und klapperte lustig.

„Ach," dachte er, „wäre doch das alles Dein, wie glücklich wärest Du." Indem er das denkt, begegnet ihm ein Bauerknabe; da fragt er: „Wem gehören das Haus und die Mühle, die Gärten und die Wiesen?" Der Knabe antwortet: „Das gehört alles dem bösen Edelmann, dessen Schloß Ihr dort auf dem Berge sehet." „Warum heißt er der böse Edelmann?" fragte der Bursche weiter. „Das will ich Euch sagen," versetzte der Knabe; „er wird darum böse und geizig genannt, weil er keinem Arbeiter den verdienten Lohn giebt, sondern jeden durchprügeln läßt, der für seine Mühe bezahlt sein will." „Ei," dachte der Bursche, „mit dem wirst Du schon fertig werden," schob sein Mützchen grade, und eilte flugs den Berg hinan.

Als er eben in das Thor eintreten will, begegnet ihm der Edelmann und fragt mit barscher Stimme: „Wo will Er hin?" Der Bursche grüßt respektsvoll und antwortet: „Gnädiger Herr, ich suche Arbeit." „Die kann ich Ihm vollauf geben," erwidert der Edelmann, „gehe Er in die Scheune und helfe dreschen." Der Bursche ging in die Scheune, nahm einen Dreschflegel von der Wand und schlug tapfer darauf los, daß nur alles so krachte. So arbeitete er bis zum Feierabend, trat dann zum Edelmann und sprach: „Nun, gnädiger Herr, bitte ich um meinen Lohn!" Da rief der Edelmann den Großknecht herbei und sagte zu ihm: „Hole Er einmal die große Reitpeitsche, und zähle Er dem Burschen hier fünfundzwanzig Hiebe auf!" Der Großknecht ging, um die Peitsche zu holen, der Müller sprach: „Gnädiger Herr, ich bin ein armer Bursche, der gern arbeitet, schenkt mir das Haus und die Mühle im Thale, nebst Gärten und Wiesen, so habt Ihr mich zum glücklichsten Menschen auf Erden gemacht."

Da schrie der Edelmann: „Ist Er von Sinnen? Jetzt werde ich Ihm mit eigener Hand fünfzig Hiebe aufzählen!“ Dabei entriß er dem Großknecht, welcher eben herbeigekommen war, die Peitsche, holte aus — da fing der Bursche an zu pfeifen — Edelmann und Großknecht fielen sich in die Arme und tanzten nach Herzenslust. Und alles, was auf dem Hofe war, mußte tanzen, die Knechte, die Mägde, die Ochsen, die Schafe, die Ziegenböcke, die Gänse, die Enten, kurzum alles, was da lebte.

Ein Weilchen geht es munter zu, dann aber ruft der Edelmann: „Höre Er auf zu pfeifen, ich will Ihm seinen Lohn geben.“ Der Bursche läßt sich aber nicht stören; der Edelmann bietet immer mehr, bis er zuletzt Haus und Mühle, Gärten und Wiesen verspricht. Da hört er auf zu pfeifen, und der Edelmann mußte sein Wort halten.

Der Bursche nahm Besitz von seinem errungenen Eigentum und führte dort ein zufriedenes und glückliches Leben, denn er war fleißig und tüchtig. Auch trat ihm später niemand in den Weg, denn keiner hatte Lust, nach seiner Pfeife zu tanzen.

Der kleine Däumling und der Menschenfresser.

Es war einmal ein armer Korbmacher, der hatte mit seiner Frau sieben Jungen, da war immer einer kleiner als der andere, und der jüngste war bei seiner Geburt nicht viel über Fingers Länge, daher nannte man ihn Däumling. Zwar ist er hernach noch etwas gewachsen, doch nicht gar zu sehr, und den Namen Däumling hat er behalten. Doch war es ein gar kluger und pfiffiger kleiner Knirps, der an Gewandtheit und Schlauheit alle seine Brüder in den Sack steckte.

Den Eltern ging es erst gar übel, denn Korbmachen und Strohflechten ist keine so nahrhafte Profession, wie Semmelbacken und Kälberschlachten, und als vollends eine teure Zeit kam, wurde dem

Korbmacher und seiner Frau himmelangst, wie sie ihre sieben Würmer satt machen sollten, die alle mit äußerst gutem Appetit gesegnet waren. Da beratschlagten eines Abends, als die Kinder zu Bette waren, die beiden Eltern mit einander, was sie anfangen wollten, und wurden Rates, die Kinder mit in den Wald zu nehmen, wo die Weiden wachsen, aus denen man Körbe flicht, und sie heimlich zu verlassen. Das alles hörte der Däumling an, der nicht schlief, wie seine Brüder, und schrieb sich der Eltern übeln Ratschlag hinter die Ohren. Simulierte auch die ganze Nacht, da er vor Sorge doch kein Auge zuthun konnte, wie er es machen sollte, sich und seinen Brüdern zu helfen.

Früh morgens lief der Däumling an den Bach, suchte die kleinen Taschen voll weiße Kiesel, und ging wieder heim. Seinen Brüdern sagte er von dem, was er erhorcht hatte, kein Sterbenswörtchen. Nun machten sich die Eltern auf in den Wald, hießen die Kinder folgen, und der Däumling ließ ein Kieselsteinchen nach dem andern auf den Weg fallen, das sah niemand, weil er als der jüngste, kleinste und schwächste, stets hintennach trottelte. Das wußten die Alten schon nicht anders.

Im Wald machten sich die Alten unvermerkt von den Kindern fort, und auf einmal waren sie weg. Als das die Kinder merkten, erhoben sie allzumal, Däumling ausgenommen, ein Zetergeschrei. Däumling lachte und sprach zu seinen Brüdern: „Heult und schreit nicht so jämmerlich! Wollen den Weg schon allein finden.“ Und nun ging Däumling voran und nicht hinterdrein, und richtete sich genau nach den weißen Kieselsteinchen, fand auch den Weg ohne alle Mühe.

Als die Eltern heim kamen, bescherte ihnen Gott Geld ins Haus; eine alte Schuld, auf die sie nicht mehr gehofft hatten, wurde von einem Nachbar an sie abbezahlt, und nun wurden Eßwaren gekauft, daß sich der Tisch bog. Aber nun kam auch das Neuelein, daß die Kinder verstoßen worden waren, und die Frau begann erbärmlich zu lamentieren: „Ach du lieber, allerliebster Gott! Wenn wir doch die Kinder nicht im Wald gelassen hätten! Ach, jetzt könnten sie sich dicksatt essen, und so haben die Wölfe sie vielleicht schon im Magen!

Ach wären nur unsre lieben Kinder da!" — „Mutter, da sind wir ja!" sprach ganz geruhig der kleine Däumling, der bereits mit seinen Brüdern vor der Thüre angelangt war, und die Wehklage gehört hatte; öffnete die Thüre und herein trippelten die kleinen Korbmacher — eins, zwei, drei, vier, fünf, sechs, sieben. Ihren guten Appetit hatten sie wieder mitgebracht, und daß der Tisch so reichlich gedeckt war, war ihnen ein gefundenes Essen. Die Herrlichkeit war groß, daß die Kinder wieder da waren, und es wurde, so lange das Geld reichte, in Freuden gelebt, dies ist armer Handarbeiter Gewohnheit.

Nicht gar lange währte es, so war in des Korbmachers Hütte Schmalhans wieder Küchenmeister und ein Kellermeister mangelte ohnedem, und es erwachte aufs neue der Vorsatz, die Kinder im Walde ihrem Schicksal zu überlassen. Da der Plan wieder als lautes Abendgespräch zwischen Vater und Mutter verhandelt wurde, so hörte auch der kleine Däumling alles, das ganze Gespräch, Wort für Wort und nahm sich's zu Herzen.

Am andern Morgen wollte Däumling aus dem Häuschen schlüpfen, Kieselsteine aufzulesen, aber o weh, da war's verriegelt, und Däumling war viel zu klein, als daß er den Riegel hätte erreichen können, da gedachte er sich anders zu helfen. Wie es fort ging zum Walde, steckte Däumling Brot ein, und streute davon Krümchen auf den Weg, meinte, ihn dadurch wieder zu finden.

Alles begab sich wie das erste Mal, nur mit dem Unterschied, daß Däumling den Heimweg nicht fand, dieweil die Vögel alle Krümchen rein aufgefressen hatten. Nun war guter Rat teuer, und die Brüder machten ein Geheul in dem Walde, daß es zum Steinerbarmen war. Dabei tappten sie durch den Wald, bis es ganz finster wurde, und fürchteten sich über die Maßen, bis auf Däumling, der schrie nicht und fürchtete sich nicht. Unter dem schirmenden Laubdach eines Baumes auf weichem Moos schliefen die sieben Brüder, und als es Tag war, stieg Däumling auf einen Baum, die Gegend zu erkunden. Erst sah er nichts als eitel Waldbäume, dann aber entdeckte er das Dach eines kleinen Häuschens, merkte sich die Richtung, rutschte vom Baume herab und ging seinen Brüdern tapfer voran. Nach manchem Kampf mit Dickicht, Dornen und Disteln sahen alle das Häuschen

durch die Büsche blicken, und schritten guten Mutes darauf los, klopften auch ganz bescheidentlich an der Thüre an. Da trat eine Frau heraus, und Däumling bat gar schön, sie doch einzulassen, sie hätten sich verirrt, und wüßten nicht wohin. Die Frau sagte: „Ach, Ihr armen Kinder!“ und ließ den Däumling mit seinen Brüdern eintreten, sagte ihnen aber auch gleich, daß sie im Hause des Menschenfressers wären, der besonders gern die kleinen Kinder fräße. Das war eine schöne Zuversicht! Die Kinder zitterten wie Espenlaub, als sie dieses hörten, hätten lieber gern zu essen gehabt, und sollten nun statt dessen gegessen werden. Doch die Frau war gut und mitleidig, verbarg die Kinder und gab ihnen auch etwas zu essen. Bald darauf hörte man Tritte und es klopfte stark an der Thüre, das war kein anderer, als der heimkehrende Menschenfresser. Dieser setzte sich an den Tisch zur Mahlzeit, ließ Wein auftragen, und schnüffelte, als wenn er etwas röche, dann rief er seiner Frau zu: „Ich wittre Menschenfleisch!“ Die Frau wollte es ihm ausreden, aber er ging seinem Geruch nach, und fand die Kinder. Die waren ganz hin vor Entsetzen. Schon wetzte er sein langes Messer, die Kinder zu schlachten, und nur allmählich gab er den Bitten seiner Frau nach, sie noch ein wenig am Leben zu lassen, und aufzufüttern, weil sie doch gar zu dürr seien, besonders der kleine Däumling. So ließ der böse Mann und Kinderfresser sich endlich beschwichtigen. Die Kinder wurden zu Bette gebracht, und zwar in derselben Kammer, wo ebenfalls in einem großen Bette Menschenfressers sieben Töchterlein schliefen, die so alt waren, wie die sieben Brüder. Sie waren von Angesicht sehr häßlich, jedes hatte aber ein goldenes Krönlein auf dem Haupte. Das alles war der Däumling gewahr worden, machte sich ganz still aus dem Bette, nahm seine und seiner Brüder Nachtmützen, setzte diese Menschenfressers Töchtern auf, und deren Krönlein sich und seinen Brüdern.

Der Menschenfresser trank vielen Wein, und da kam ihm seine böse Lust wieder an, die Kinder zu morden, nahm sein Messer und schlich sich in die Schlafkammer, wo sie schliefen, willens, ihnen die Hälse abzuschneiden. Es war aber stockdunkel in der Kammer, und Menschenfresser tappte blind umher, bis er an ein Bett stieß, und fühlte nach den Köpfen der darin Schlafenden. Da fühlte er die

Krönchen, und sprach: „Halt da! Das sind Deine Töchter. Bald hättest Du betrunkenes Schaf einen Eselsstreich gemacht!“

Nun tappelte er nach dem andern Bette, fühlte da die Nachtmützen, und schnitt seinen sieben Töchtern die Hälse ab, einer nach der andern. Dann legte er sich nieder und schlief seinen Rausch aus. Wie der Däumling ihn schnarchen hörte, weckte er seine Brüder, schlich sich mit ihnen aus dem Hause, und suchte das Weite. Aber wie sehr sie auch eilten, so wußten sie doch weder Weg noch Steg, und liefen in der Irre herum voll Angst und Sorge, nach wie vor.

Als der Morgen kam, erwachte der Menschenfresser, und sprach zu seiner Frau: „Geh und richte die Krabben zu, die gestrigen!“ Sie meinte, sie sollte die Kinder nun wecken, und ging voll Angst um sie hinauf in die Kammer. Welch ein Schrecken für die Frau, als sie nun sah, was geschehen war; sie fiel gleich in Ohnmacht über diesen Anblick, den sie hatte. Als sie nun dem Menschenfresser zu lange blieb, ging er selbst hinauf, und da sah er, was er angerichtet. Seine Wut, in die er geriet, ist nicht zu beschreiben. Jetzt zog er die Siebenmeilenstiefeln an, die er hatte, das waren Stiefeln, wenn man damit sieben Schritte that, so war man eine Meile gegangen, das war nichts Kleines. Nicht lange, so sahen die sieben Brüder ihn von weitem über Berg und Thäler schreiten und waren sehr in Sorgen, doch Däumling versteckte sich mit ihnen in die Höhlung eines großen Felsens. Als der Menschenfresser an diesen Felsen kam, setzte er sich darauf, um ein wenig zu ruhen, weil er müde geworden war, und bald schlief er ein, und schnarchte, daß es war, als brause ein Sturmwind. Wie der Menschenfresser so schlief und schnarchte, schlich sich Däumling hervor wie ein Mäuschen aus seinem Loch und zog ihm die Meilenstiefeln aus, und zog sie selber an. Zum Glück hatten diese Stiefeln die Eigenschaft, an jeden Fuß zu passen, wie angemessen und angegossen. Nun nahm er an jede Hand einen seiner Brüder, diese faßten wieder einander an den Händen, und so ging es, hast du nicht gesehen, mit Siebenmeilenstiefelschritten nach Hause. Da waren sie alle willkommen, Däumling empfahl seinen Eltern, ein sorglich Auge auf die Brüder zu haben, er wolle nun schon mit Hülfe der Stiefeln selbst für sein Fortkommen sorgen, und als er das gesagt,

so that er einen Schritt und er war schon weit fort, noch einen und er stand über eine halbe Stunde weit auf einem Berge, noch einen, und er war den Eltern und Brüdern aus den Augen.

Nach der Hand hat der Däumling mit seinen Stiefeln sein Glück gemacht, und viele große und weite Reisen, hat vielen Herren gedient, und wenn es ihm wo nicht gefallen hat, ist er spornstreichs weiter gegangen. Kein Verfolger zu Fuß und auch zu Pferd konnte ihn einholen, und seine Abenteuer, die er mit Hülfe seiner Stiefeln bestand, sind nicht zu beschreiben.

Die Störche.

Auf dem letzten Hause in einem kleinen Dorfe stand ein Storchnest. Die Storchmutter saß im Neste bei ihren vier kleinen Jungen, welche den Kopf mit dem kleinen, schwarzen Schnabel, denn der war noch nicht rot geworden, hervorstreckten. Ein kleines Stück davon entfernt stand auf dem Dachrücken ganz stramm und steif der Storchvater; er hatte das eine Bein unter sich aufgezogen, um doch einige Mühe zu haben, während er Schildwache stand. Fast hätte man glauben mögen, daß er aus Holz geschnitzt sei, so still stand er. „Es sieht gewiß recht vornehm aus, daß meine Frau eine Schildwache beim Neste hat!“ dachte er. „Sie können ja nicht wissen, daß ich ihr Mann bin, sie glauben sicher, daß mir befohlen worden ist, hier zu stehen. Das sieht recht vornehm aus!“ Und er fuhr fort auf einem Beine zu stehen.

Unten auf der Straße spielte eine Schar Kinder, und da sie die Störche gewahr wurden, sang einer der mutwilligsten Knaben und später alle zusammen den alten Vers von den Störchen:

„Storch, Storch, fliege heim,
Stehe nicht auf einem Bein,
Deine Frau im Neste liegt,
Wo sie ihre Jungen wiegt.

Das eine wird gehängt,
Das andre wird versengt,
Das dritte man erschießt,
Wenn man das vierte spießt!"

„Höre nur, was die Kinder singen!" sagten die kleinen Storchkinder. „Sie singen, wir sollen gehängt und versengt werden!"

„Darum sollt Ihr Euch nicht kümmern!" sagte die Storchmutter. „Hört nur nicht darauf, so schadet es gar nichts!"

Aber die Knaben fuhren fort zu singen und zischten den Storch mit den Fingern aus; nur ein Knabe, welcher Peter hieß, sagte, daß es unrecht sei, die Tiere zum besten zu haben, und wollte auch gar nicht mit dabei sein. Die Storchmutter tröstete ihre Jungen. „Kümmert Euch nicht darum," sagte sie; „seht nur, wie ruhig Euer Vater steht, und zwar auf einem Beine!"

„Wir fürchten uns sehr!" sagten die Jungen und zogen die Köpfe tief in das Nest zurück.

Am nächsten Tage, als die Kinder wieder zum Spielen zusammenkamen und die Störche erblickten, sangen sie ihr Lied:

„Das eine wird gehängt,
Das andre wird versengt." —

„Werden wir wohl gehängt und versengt werden?" fragten die jungen Störche.

„Nein, sicher nicht!" sagte die Mutter. „Ihr sollt fliegen lernen, ich werde Euch schon einüben; dann fliegen wir hinaus auf die Wiese und statten den Fröschen Besuch ab; die verneigen sich vor uns im Wasser, singen: ‚Koax, koax;' und dann essen wir sie auf. Das wird ein rechtes Vergnügen geben!"

„Und was dann?" fragten die Storchjungen.

„Dann versammeln sich alle Störche, die hier im ganzen Lande sind, und die Herbstübung beginnt. Da muß man gut fliegen, das ist von großer Wichtigkeit; denn wer dann nicht ordentlich fliegen kann, wird vom Obersten mit dem Schnabel totgestochen; deshalb gebt wohl acht, etwas zu lernen, wenn das Üben anfängt!"

„So werden wir ja doch gespießt, wie die Knaben sagten, und hört nur, jetzt singen sie es wieder!"

„Hört auf mich und nicht auf sie," sagte die Storchmutter. „Nach der großen Herbstübung fliegen wir in die warmen Länder, weit, weit von hier, über Berge und Wälder. Nach Ägypten fliegen wir, wo es dreieckige Steinhäuser giebt, die in einer Spitze auslaufen, und bis über die Wolken ragen, sie werden Pyramiden genannt und sind älter, als ein Storch sich denken kann. Da ist auch ein Fluß, welcher aus seinem Bette tritt, dann wird das ganze Land zu Schlamm. Man geht im Schlamm und ißt Frösche."

„O!" sagten alle Jungen.

„Ja, da ist es herrlich! Man thut den ganzen Tag nichts anderes als essen, und während wir es so gut haben, ist in diesem Lande nicht ein grünes Blatt auf den Bäumen; hier ist es so kalt, daß die Wolken in Stücke frieren und in kleinen weißen Lappen herunterfallen!" Das war Schnee, den sie meinte, aber sie konnte es nicht deutlicher erklären.

„Frieren denn auch die unartigen Knaben in Stücke?" fragten die jungen Störche.

„Nein, in Stücke frieren sie nicht, aber sie sind nahe daran, und müssen in der dunkeln Stube sitzen und duckmäusern; Ihr hingegen könnt in fremden Ländern umherfliegen, wo es Blumen und warmen Sonnenschein giebt!"

Nun war schon einige Zeit verstrichen, und die Jungen waren so groß geworden, daß sie im Neste aufrecht stehen und weit umhersehen konnten, und der Storchvater kam jeden Tag mit schönen Fröschen, kleinen Schlangen und all den Storchleckereien, die er finden konnte, geflogen. O, das sah lustig aus, wie er ihnen Kunststücke vormachte! Den Kopf legte er gerade herum auf den Schwanz, mit dem Schnabel klapperte er, als wäre er eine kleine Knarre, und dann erzählte er ihnen Geschichten, alle zusammen vom Sumpfe.

„Hört, nun müßt Ihr fliegen lernen!" sagte eines Tages die Storchmutter, und nun mußten alle vier Jungen hinaus auf den Dachrücken. O, wie sie schwankten, wie sie mit den Flügeln sich im Gleichgewicht hielten, und doch nahe daran waren, hinunter zu fallen!

„Seht nun auf mich!" sagte die Mutter. „So müßt Ihr den Kopf halten, so müßt Ihr die Füße stellen! Eins, zwei! Eins, zwei!

Das ist es, was Euch in der Welt forthelfen soll!" Dann flog sie ein kleines Stück, und die Jungen machten einen kleinen, unbeholfenen Sprung. Bums! da lagen sie, denn ihr Körper war zu schwerfällig.

„Ich will nicht fliegen," sagte das eine Junge und kroch wieder in das Nest hinauf. „Mir ist nichts daran gelegen, nach den warmen Ländern zu kommen!"

„Willst du denn hier erfrieren, wenn es Winter wird? Sollen die Knaben kommen, Dich zu hängen, zu sengen und zu braten? Nun, ich werde sie rufen!"

„O nein!" sagte der junge Storch und hüpfte wieder auf das Dach wie die anderen. Den dritten Tag konnten sie schon ordentlich ein bißchen fliegen, und da glaubten sie, daß sie auch schweben und auf der Luft ruhen könnten; das wollten sie, aber bums! da purzelten sie, darum mußten sie schnell die Flügel wieder rühren. Nun kamen die Knaben unten auf der Straße und sangen ihr Lied:

„Storch, Storch, fliege heim!"

„Wollen wir nicht hinunterfliegen und ihnen die Augen aushacken?" sagten die Jungen.

„Nein, laßt das!" sagte die Mutter. „Hört nur auf mich, das ist weit wichtiger! Eins, zwei, drei! Nun fliegen wir rechts herum. Eins, zwei, drei! Nun links um den Schornstein! Seht, das war sehr gut; der letzte Schlag mit den Flügeln war so niedlich und richtig, daß ihr die Erlaubnis erhalten sollt, morgen mit mir in den Sumpf zu fliegen. Da werden mehrere hübsche Storchfamilien mit ihren Kindern sein; zeigt mir nun, daß die meinen die niedlichsten sind, und daß Ihr recht einherstolziert; das sieht gut aus und verschafft Ansehen!"

„Aber sollen wir uns denn nicht an den unartigen Buben rächen?" fragten die jungen Störche.

„Laßt sie schreien, so viel sie wollen! Ihr fliegt doch zu den Wolken auf und kommt nach dem Lande der Pyramiden, wenn sie frieren müssen und kein grünes Blatt und keinen süßen Apfel haben!"

„Ja, Rache wollen wir nehmen!" zischelten sie einander zu, und dann wurde wieder geübt.

Von allen Knaben auf der Straße war keiner ärger, das Spottlied zu singen, als gerade der, welcher damit angefangen hatte, und das war ein ganz kleiner, er war wohl nicht mehr als sechs Jahre alt. Die jungen Störche glaubten freilich, daß er hundert Jahre zähle, denn er war ja viel größer als ihre Mutter und ihr Vater, und was wußten sie davon, wie alt Kinder und große Menschen sein können! Ihre ganze Rache sollte den Knaben treffen, er hatte ja zuerst begonnen, und er blieb auch immer dabei; die jungen Störche waren sehr aufgebracht, und wie sie größer wurden, wollten sie es noch weniger dulden; die Mutter mußte ihnen zuletzt versprechen, daß sie schon gerächt werden sollten, aber nicht eher, als am letzten Tage, wo sie hier im Lande seien.

„Wir müssen ja erst sehen, wie Ihr Euch bei der großen Übung benehmen werdet; besteht Ihr schlecht, so daß der Oberst Euch den Schnabel durch die Brust rennt, dann haben ja die Knaben recht, wenigstens in einer Hinsicht. Nun laßt uns sehen!“

„Ja, das sollst Du!“ sagten die Jungen, und so gaben sie sich alle Mühe; sie übten sich jeden Tag und flogen so niedlich und leicht, daß es eine Lust war, zuzusehen.

Nun kam der Herbst; alle Störche begannen sich zu sammeln, um fort nach den warmen Ländern zu ziehen, während wir Winter haben. Das war ein Leben! Über Wälder und Dörfer mußten sie, nur um zu sehen, wie sie fliegen könnten, denn es war ja eine große Reise, die ihnen bevorstand. Die jungen Störche machten ihre Sache so brav, daß sie „Ausgezeichnet gut mit Frosch und Schlange“ erhielten. Das war das allerbeste Zeugnis, und den Frosch und die Schlange konnten sie essen; das thaten sie auch.

„Nun wollen wir Rache haben!“ sagten sie.

„Ja gewiß!“ sagte die Storchmutter. „Was ich mir ausgedacht, ist gerade das richtige! Ich weiß, wo der Teich ist, in welchem alle die kleinen Menschenkinder liegen, bis der Storch kommt und sie den Eltern bringt. Die niedlichsten, kleinen Kinder schlafen und träumen so lieblich, wie sie später nie mehr träumen. Alle Eltern wollen gern solch ein kleines Kind haben, und alle Kinder wollen eine Schwester oder einen Bruder haben. Nun wollen wir nach dem Teiche hin-

fliegen, eins für jedes der Kinder zu holen, welche nicht das böse Lied gesungen und die Störche zum besten gehabt!"

„Aber der, welcher zu singen angefangen, der schlimme, häßliche Knabe," schrieen die jungen Störche, „was machen wir mit ihm?"

„Für den liegt im Teiche kein Kind, für ihn wollen wir keins mitnehmen, dann muß er weinen; aber dem guten Knaben — ihn habt Ihr doch nicht vergessen, ihn, der da sagte, es sei Sünde, die Tiere zum besten zu haben? — ihm wollen wir sowohl einen Bruder als eine Schwester bringen, und da der Knabe Peter heißt, so sollt Ihr allesamt auch Peter heißen!"

Und es geschah, wie sie sagte, und so heißen alle Störche Peter, wenn sie nicht zufällig anders genannt werden.

Die Eule.

Vor alten Zeiten beschlossen die Vögel, sich einen König zu wählen, weil viel Zank und Streit unter den vornehmen Familien über Rang und Vorrecht ausgebrochen war, wodurch die niederen Sippen zu leiden hatten. Nun aber konnte man darüber nicht einig werden, wer unter ihnen der würdigste für Thron und Königsrang sei. Da zogen die Kraniche, sehr verständige, kluge Vögel, welche auf ihren alljährlichen, weiten Reisen viele Lebenserfahrungen gesammelt hatten, in aller Herren Länder, um die Vögelstämme zu bereden, daß es am besten sei, wenn man an einem bestimmten Tage zu einer Versammlung zusammenkäme und in derselben Vorschläge über die Wahl des Königs mache. Alle waren damit einverstanden und kamen an einem schönen Sommertage auf einer weiten Wiese an einem großen Flusse zusammen. Anfangs herrschte in der Versammlung Lärm und Zank vor lauter Vorschlägen. Da erhob sich endlich der Adler und sprach: „Man wähle denjenigen zum Könige, welcher am höchsten und zwar gerade der Sonne entgegen fliegen kann! denn wer das

kann, der hat die größte Kraft, den meisten Mut und das schärfste Auge.“ Aus Furcht vor dem mächtigen und gewaltthätigen Stamme der Adler stimmte man diesem Vorschlage bei und beschloß, am nächsten Tage zur Zeit, wenn die Sonne am höchsten stehe, sich zu versammeln und dem weisheits- und erfahrungsreichen Kraniche das Schiedsrichteramt zu übertragen. Am andern Mittag kamen denn alle Völker, Stämme und Geschlechter der Vögel, groß und klein, pünktlich zusammen und stellten sich in einem großen Kreise so auf, daß die verwandten Stämme bei einander waren. Nach einem gegebenen Zeichen erhoben sich alle Vögel in die Luft. Das gab ein gewaltiges Getümmel und Durcheinanderstoßen. Jeder wollte der Erste sein, jeder den andern überholen. Es dauerte indessen nicht lange, denn bald ermüdete dieser, bald jener. Am ersten plumpte die Ente ermattet zur Erde nieder und verstauchte sich dabei die Füße so, daß sie seit dieser Zeit immer hinkt und watschelt. Nach und nach kam ein Vogel nach dem andern ermattet herab, so daß zuletzt nur noch der Adler der Sonne entgegenschwebte. Da schrie denn das ganze Volk der versammelten Vögel: „Der Adler fliegt am höchsten; er soll unser König sein.“ Kaum hatte man dies gerufen, da erhob sich noch über den Adler ein ganz kleiner Vogel, welcher sich beim Auffliegen von der Erde listig auf den Rücken des Adlers gesetzt hatte, und schrie herab: „Ich bin König, bin König.“ — Erstaunt sah man den kleinen König hoch über dem Adler flattern. Der Adler aber und seine Verwandten waren wütend, daß ihnen durch einen so kleinen Wicht die Oberherrschaft entzogen werden sollte. Voll Zorn verfolgten sie ihn, der aber flüchtete in einen dichtverwachsenen Zaun, in welchem ihm weder Adler noch Falke etwas anhaben konnte und rief immer: „Bin König, bin König.“ Höhnisch riefen ihm indes die anderen Vögel zu: „Ja, Zaunkönig bist Du, aber nicht König.“ Seit dieser Zeit heißt er immer nur Zaunkönig. Als aber die Adler den Heckenstößer (Würger oder Neuntöter) ihm nachschickten, da flüchtete er in ein Mauseloch, wohin ihm jener nicht nachfolgen konnte. Nun setzte man die Eule als Wache vor das Loch. Zum Unglück für die Eule schien aber die Sonne gerade so, daß ihr alle Strahlen in die Augen fielen, was sie so blendete, daß sie gar nichts sehen konnte und immer

die Augen schließen mußte. Kaum merkte dies der Zaunkönig, so huschte er hervor, setzte sich auf eine Linde und schrie: „Ich bin der König.“ Wie das die anderen Vögel hörten, wurden sie erbost auf die Eule und zausten sie so arg, daß sie in einen hohlen Baum flüchten mußte. Von jetzt an hielt sie es fürs beste, nur des Nachts, wenn die anderen Vögel schliefen, umherzufliegen. Anfangs wurde ihr das schwer, denn eigentlich war sie ein Tagvogel und konnte deshalb im Finstern nicht sehen, wo sie Nahrung fände. Das jammerte den lieben Gott, und er änderte ihre Augen so, daß sie am besten des Nachts sehen konnte; dabei gab er ihr einen so feinen Geruch, daß sie die kleinste Maus in weiter Ferne schon riechen konnte. Ja, ihre Sinne wurden so fein, daß sie voraus merkte, wenn ein Mensch sterben sollte. —

Hänsel und Gretel.

Vor einem großen Walde wohnte ein armer Holzhacker mit seiner Frau und seinen zwei Kindern; das Bübchen hieß Hänsel und das Mädchen Gretel. Er hatte wenig zu beißen und zu brechen, und einmal, als große Teuerung ins Land kam, konnte er auch das tägliche Brot nicht mehr schaffen. Wie er sich nun abends im Bett Gedanken machte und sich vor Sorgen herumwälzte, seufzte er und sprach zu seiner Frau: „Was soll aus uns werden? wie können wir unsere armen Kinder ernähren, da wir für uns selbst nichts mehr haben?“ „Weißt Du was, Mann,“ antwortete die Frau, „wir wollen morgen in aller Frühe die Kinder hinaus in den Wald führen, wo er am dichtesten ist, da machen wir ihnen ein Feuer an und geben jedem noch ein Stückchen Brot, dann gehen wir an unsere Arbeit und lassen sie allein. Sie finden den Weg nicht wieder nach Haus, und wir sind sie los.“ „Nein, Frau,“ sagte der Mann, „das thue ich nicht; wie sollt ich's übers Herz bringen, meine Kinder im Walde allein zu lassen, die wilden Tiere würden bald kommen und sie zerreißen.“

„O Du Narr," sagte sie, „dann müssen wir alle vier Hungers sterben; Du kannst nur die Bretter für die Särge hobeln," und ließ ihm keine Ruhe, bis er einwilligte. „Aber die armen Kinder dauern mich doch," sagte der Mann.

Die zwei Kinder hatten vor Hunger auch nicht einschlafen können und hatten auch gehört, was die Stiefmutter zum Vater gesagt hatte. Gretel weinte bittere Thränen und sprach zu Hänsel: „Nun ist's um uns geschehen." „Still, Gretel," sprach Hänsel, „gräme Dich nicht, ich will uns schon helfen." Und als die Alten eingeschlafen waren, stand er auf, zog sein Röcklein an, machte die Unterthüre auf und schlich sich hinaus. Da schien der Mond ganz helle, und die weißen Kieselsteine, die vor dem Haus lagen, glänzten wie lauter Batzen. Hänsel bückte sich und steckte so viel in sein Rocktäschlein, als nur hinein wollten. Dann ging er wieder zurück, sprach zu Gretel: „Sei getrost, liebes Schwesterchen, und schlaf nur ruhig ein, Gott wird uns nicht verlassen," und legte sich wieder in sein Bett.

Als der Tag anbrach, noch ehe die Sonne aufgegangen war, kam schon die Frau und weckte die beiden Kinder: „Steht auf, Ihr Faulenzer, wir wollen in den Wald gehen und Holz holen." Dann gab sie jedem ein Stückchen Brot und sprach „da habt Ihr etwas für den Mittag, aber eßt's nicht vorher auf, weiter kriegt Ihr nichts." Gretel nahm das Brot unter die Schürze, weil Hänsel die Steine in der Tasche hatte. Danach machten sie sich alle zusammen auf den Weg nach dem Wald. Als sie ein Weilchen gegangen waren, stand Hänsel still und guckte nach dem Haus zurück und that das wieder und immer wieder. Der Vater sprach: „Hänsel, was guckst Du da und bleibst zurück, hab acht und vergiß Deine Beine nicht." „Ach, Vater," sagte Hänsel, „ich sehe nach meinem weißen Kätzchen, das sitzt oben auf dem Dach und will mir ade sagen." Die Frau sprach: „Narr, das ist Dein Kätzchen nicht, das ist die Morgensonne, die auf den Schornstein scheint." Hänsel aber hatte nicht nach dem Kätzchen gesehen, sondern immer einen von den blanken Kieselsteinen aus seiner Tasche auf den Weg geworfen.

Als sie mitten in den Wald gekommen waren, sprach der Vater: „Nun sammelt Holz, Ihr Kinder, ich will ein Feuer anmachen, damit

Ihr nicht friert.“ Hänsel und Gretel trugen Reisig zusammen, einen kleinen Berg hoch. Das ward angezündet, und als die Flamme recht hoch brannte, sagte die Frau: „Nun legt Euch ans Feuer, Ihr Kinder, und ruht Euch aus, wir gehen in den Wald und hauen Holz. Wenn wir fertig sind, kommen wir wider und holen Euch ab.“

Hänsel und Gretel saßen am Feuer, und als der Mittag kam, aß jedes sein Stücklein Brot. Und weil sie die Schläge der Holzaxt hörten, so glaubten sie, ihr Vater wäre in der Nähe. Es war aber nicht die Holzaxt, es war ein Ast, den er an einen dürren Baum gebunden hatte, und den der Wind hin und her schlug. Und als sie so lange gesessen hatten, fielen ihnen die Augen vor Müdigkeit zu, und sie schliefen fest ein. Als sie endlich erwachten, war es schon finstere Nacht. Gretel fing an zu weinen und sprach: „Wie sollen wir nun aus dem Wald kommen?“ Hänsel aber tröstete sie: „Wart nur ein Weilchen, bis der Mond aufgegangen ist, dann wollen wir den Weg schon finden.“ Und als der volle Mond aufgestiegen war, so nahm Hänsel sein Schwesterchen an der Hand und ging den Kieselsteinen nach, die schimmerten wie neu geschlagene Batzen und zeigten ihnen den Weg. Sie gingen die ganze Nacht hindurch und kamen bei anbrechendem Tag wieder zu ihres Vaters Haus. Sie klopften an die Thür, und als die Frau aufmachte und sah, daß es Hänsel und Gretel war, sprach sie: „Ihr bösen Kinder, was habt Ihr so lange im Walde geschlafen, wir haben geglaubt, Ihr wolltet gar nicht wieder kommen.“ Der Vater aber freute sich, denn es war ihm zu Herzen gegangen, daß er sie allein zurück gelassen hatte.

Nicht lange darnach war wieder Not in allen Ecken, und die Kinder hörten, wie die Mutter nachts im Bette zu dem Vater sprach: „Alles ist wieder aufgezehrt, wir haben noch einen halben Laib Brot, hernach hat das Lied ein Ende. Die Kinder müssen fort, wir wollen sie tiefer in den Wald hinein führen, damit sie den Weg nicht wieder heraus finden; es ist sonst keine Rettung für uns.“ Dem Mann fiel's schwer aufs Herz und er dachte: „Es wäre besser, daß Du den letzten Bissen mit Deinen Kindern teiltest.“ Aber die Frau hörte auf nichts, was er sagte, schalt ihn und machte ihm Vorwürfe. Wer A sagt,

muß auch B sagen, und weil er das erste Mal nachgegeben hatte, so mußte er es auch zum zweitenmal.

Die Kinder waren aber noch wach gewesen und hatten das Gespräch mit angehört. Als die Alten schliefen, stand Hänsel wieder auf, wollte hinaus und Kieselsteine auflesen, wie das vorige Mal, aber die Frau hatte die Thür verschlossen, und Hänsel konnte nicht heraus. Aber er tröstete sein Schwesterchen und sprach: „Weine nicht, Gretel, und schlaf nur ruhig, der liebe Gott wird uns schon helfen.“

Am frühen Morgen kam die Frau und holte die Kinder aus dem Bette. Sie erhielten ihr Stückchen Brot, das war aber noch kleiner als das vorige Mal. Auf dem Wege nach dem Wald bröckelte es Hänsel in der Tasche, stand oft still und warf ein Brócklein auf die Erde. „Hänsel, was stehst Du und guckst Dich um,“ sagte der Vater, „geh Deiner Wege.“ „Ich sehe nach meinem Täubchen, das sitzt auf dem Dache und will mir ade sagen,“ antwortete Hänsel. „Narr,“ sagte die Frau, „das ist Dein Täubchen nicht, das ist die Morgensonne, die auf den Schornstein oben scheint.“ Hänsel aber warf nach und nach alle Bröcklein auf den Weg.

Die Frau führte die Kinder noch tiefer in den Wald, wo sie ihr Lebtag noch nicht gewesen waren. Da ward wieder ein großes Feuer angemacht, und die Mutter sagte: „Bleibt nur da sitzen, Ihr Kinder, und wenn Ihr müde seid, könnt Ihr ein wenig schlafen, wir gehen in den Wald und hauen Holz, und abends, wenn wir fertig sind, kommen wir und holen Euch ab.“ Als es Mittag war, teilte Gretel ihr Brot mit Hänsel, der sein Stück auf den Weg gestreut hatte. Dann schliefen sie ein, und der Abend verging, aber niemand kam zu den armen Kindern. Sie erwachten erst in der finstern Nacht, und Hänsel tröstete sein Schwesterchen und sagte, „wart nur, Gretel, bis der Mond aufgeht, dann werden wir die Brotbröcklein sehen, die ich ausgestreut habe, die zeigen uns den Weg nach Haus.“ Als der Mond kam, machten sie sich auf, aber sie fanden kein Bröcklein mehr, denn die viel tausend Vögel, die im Wald und im Felde umherfliegen, hatten sie weggepickt. Hänsel sagte zu Gretel: „Wir werden den Weg schon finden,“ aber sie fanden ihn nicht. Sie gingen die ganze Nacht und noch einen Tag von Morgen bis Abend, aber sie kamen aus dem

Wald nicht heraus und waren so hungrig, denn sie hatten nichts als die paar Beeren, die auf der Erde standen. Und weil sie so müde waren, daß die Beine sie nicht mehr tragen wollten, so legten sie sich unter einen Baum und schliefen ein.

Nun war's schon der dritte Morgen, daß sie ihres Vaters Haus verlassen hatten. Sie fingen wieder an zu gehen, aber sie gerieten immer tiefer in den Wald und waren nahe daran zu verschmachten. Als es Mittag war, sahen sie ein schönes schneeweißes Vöglein auf einem Ast sitzen, das sang so schön, daß sie stehen blieben und ihm zuhörten. Dann schwang es seine Flügel und flog vor ihnen her, und sie gingen ihm nach, bis sie zu einem Häuschen gelangten, auf dessen Dach es sich setzte, und als sie nahe kamen, so sahen sie, daß das Häuslein ganz aus Brot gebaut war und mit Kuchen gedeckt, aber die Fenster waren von hellem Zucker. „Da wollen wir uns dran machen," sprach Hänsel, „und eine gute Mahlzeit halten. Ich will ein Stück vom Dach essen, Gretel, iß du vom Fenster, das ist süß." Hänsel reichte in die Höhe und brach sich ein wenig vom Dach ab, um zu versuchen, wie es schmeckte, und Gretel stellte sich an die Scheiben und knuperte daran. Da rief eine feine Stimme aus der Stube:

„Knuper, knuper, kneischen,
wer knupert an meinem Häuschen?"

Die Kinder antworteten:

„Der Wind, der Wind,
das himmlische Kind,"

und aßen weiter, ohne sich irre machen zu lassen. Hänsel, dem das Dach sehr gut schmeckte, riß sich ein großes Stück davon herunter, und Gretel stieß eine ganze runde Fensterscheibe heraus, setzte sich und that sich wohl damit. Da ging auf einmal die Thüre auf und eine steinalte Frau, die sich auf eine Krücke stützte, kam heraus geschlichen. Hänsel und Gretel erschraken so gewaltig, daß sie fallen ließen, was sie in den Händen hielten. Die Alte aber wackelte mit dem Kopfe und sprach: „Ei, Ihr lieben Kinder, wer hat Euch hierher gebracht? kommt nur herein und bleibt bei mir, Ihr sollt's gut haben." Sie faßte beide an der Hand und führte sie in ihr Häuschen. Da ward

Oscar Fürstenau, Leipzig

gutes Essen aufgetragen, Milch und Pfannkuchen mit Zucker, Äpfel und Nüsse. Hernach wurden zwei schöne Bettlein weiß gedeckt, und Hänsel und Gretel legten sich hinein und meinten, sie wären im Himmel.

Die Alte hatte sich nur so freundlich angestellt, sie war aber eine böse Hexe, die den Kindern auflauerte, und hatte das Brothäuslein bloß gebaut, um sie herbei zu locken. Wenn eins in ihre Gewalt kam, so machte sie es tot, kochte es und aß es, und das war ihr ein Festtag. Als Hänsel und Gretel sich dem Haus genähert hatten, da hatte sie boshaft gelacht und höhnisch ausgerufen: „Die sollen mir nicht entwischen.“ Früh morgens, ehe die Kinder erwacht waren, stand sie schon auf, und als sie beide so lieblich ruhen sah, mit den vollen roten Backen, so murmelte sie vor sich hin: „Das wird ein guter Bissen werden.“ Da packte sie Hänsel mit ihrer dürren Hand und trug ihn in einen kleinen Stall. Er mochte schreien, wie er wollte, es half ihm nichts, sie sperrte ihn mit einer Gitterthüre ein. Dann ging sie zu Gretel, rüttelte sie wach und rief: „Willst Du aufstehen, Faulenzerin, Du sollst Wasser holen und Deinem Bruder etwas Gutes kochen, der sitzt im Stall und soll fett werden. Und wenn er fett ist, so will ich ihn essen.“ Gretel fing an bitterlich zu weinen, aber es war alles vergeblich, sie mußte thun, was die böse Hexe verlangte.

Nun ward dem armen Hänsel das beste Essen gekocht, aber Gretel bekam nichts als Krebsschalen. Jeden Morgen schlich die Alte zu dem Ställchen und rief: „Hänsel, streck einen Finger heraus, damit ich fühle, ob du bald fett bist.“ Hänsel streckte ihr aber ein Knöchlein heraus, und die Alte, die trübe Augen hatte, konnte es nicht sehen und meinte, es wäre Hänsels Finger und verwunderte sich, daß er gar nicht fett werden wollte. Als vier Wochen herum waren und Hänsel immer mager blieb, da übernahm sie die Ungeduld, und sie wollte nicht länger warten. „Heda, Gretel,“ rief sie dem Mädchen zu, „sei flink und trage Wasser, Hänsel mag fett oder mager sein, morgen will ich ihn schlachten und kochen.“ Ach, wie jammerte das arme Schwesterchen, als es das Wasser tragen mußte, und wie flossen ihm die Thränen über die Backen herunter! „Lieber Gott, hilf uns doch,“ rief sie aus, „hätten uns nur die wilden Tiere im Wald ge-

fressen, so wären wir doch zusammen gestorben." „Spar nur Dein Geplärre," sagte die Alte, „es hilft Dir alles nichts."

Früh morgens mußte Gretel heraus, den Kessel mit Wasser aufhängen und Feuer anzünden. „Erst wollen wir backen," sagte die Alte, „ich habe den Backofen schon eingeheizt und den Teig geknetet." Sie stieß das arme Gretel hinaus zu dem Backofen, aus dem die Feuerflammen oben heraus schlugen. „Kriech hinein," sagte die Hexe, „und sieh zu, ob recht eingeheizt ist, damit wir das Brot hineinschießen können." Und wenn Gretel darin war, wollte sie den Ofen zumachen, und Gretel sollte darin braten, und dann wollte sie's auch aufessen. Aber Gretel merkte, was sie im Sinn hatte und sprach: „Ich weiß nicht, wie ich's machen soll; wie komm ich da hinein?" „Dumme Gans," sagte die Alte, „die Öffnung ist groß genug, siehst Du wohl, ich könnte selbst hinein," krappelte heran und steckte den Kopf in den Backofen. Da gab ihr Gretel einen Stoß, daß sie weit hinein fuhr, machte die eiserne Thür zu und schob den Riegel vor. „Hu! da fing sie an zu heulen, ganz grauselich; aber Gretel lief fort, und die gottlose Hexe mußte elendiglich verbrennen.

Gretel aber lief schnurstracks zum Hänsel, öffnete sein Ställchen und rief: „Hänsel, wir sind erlöst, die alte Hexe ist tot." Da sprang Hänsel heraus, wie ein Vogel aus dem Käfig, wenn ihm die Thüre aufgemacht wird. Wie haben sie sich gefreut, sind herumgesprungen und haben sich geküßt! Und weil sie sich nicht mehr zu fürchten brauchten, gingen sie in das Haus der Hexe hinein, da standen in allen Ecken Kasten mit Perlen und Edelsteinen. „Die sind noch besser als Kieselsteine" sagte Hänsel, und steckte in seine Taschen was hinein wollte, und Gretel sagte: „Ich will auch etwas mit nach Haus bringen," und füllte sich sein Schürzchen voll. „Aber jetzt wollen wir fort," sagte Hänsel, „damit wir aus dem Hexenwald heraus kommen." Als sie aber ein paar Stunden gegangen waren, gelangten sie an ein großes Wasser. „Wir können nicht hinüber," sprach Hänsel, „ich sehe keinen Steg und keine Brücke." „Es kommt auch kein Schiffchen," antwortete Gretel, „aber da schwimmt eine weiße Ente, wenn ich die bitte, so hilft sie uns hinüber." Da rief sie:

„Entchen, Entchen,
da steht Gretel und Hänsel.
Kein Steg und keine Brücke,
nimm uns auf Deinen weißen Rücken.“

Das Entchen kam auch heran, und Hänsel setzte sich auf und bat sein Schwesterchen, sich zu ihm zu setzen. „Nein,“ antwortete Gretel, „es wird dem Entchen zu schwer, es soll uns nach einander hinüber bringen.“ Das that das gute Tierchen, und als sie glücklich drüben waren und ein Weilchen fortgingen, da kam ihnen der Wald immer bekannter und immer bekannter vor, und endlich erblickten sie von weitem ihres Vaters Haus. Da fingen sie an zu laufen, stürzten in die Stube hinein und fielen ihrem Vater um den Hals. Der Mann hatte keine frohe Stunde gehabt, seitdem er die Kinder im Walde gelassen hatte, die Frau aber war gestorben. Gretel schüttelte sein Schürzchen aus, daß die Perlen und Edelsteine in der Stube herum sprangen, und Hänsel warf eine Handvoll nach der andern aus seiner Tasche dazu. Da hatten alle Sorgen ein Ende, und sie lebten in lauter Freude zusammen. Mein Märchen ist aus, dort läuft eine Maus, wer sie fängt, darf sich eine große Pelzkappe daraus machen.

Die gute Christel.

Es war Sommer, und die Kinder des Dorfes gingen eines Sonntags in die Kirche zur Katechismuslehre. Auch Christel, des Schäfers Stiefkind, ein Mädchen von sieben Jahren, war unter ihnen. Als der Pfarrer sagte: „Jeder Mensch, wäre seine Kraft auch noch so gering, müsse Gutes thun, wenn er Gott gefällig sein wolle,“ da weinte die gute Christel; denn sie war arm und in ihrer Unschuld überzeugt, daß sie niemand eine Liebe oder Güte bezeigen könne, nicht einmal einem Täubchen oder Schäfchen, weil sie ja keines von beiden hatte.

Sie kam daher traurig aus der Christenlehre nach Hause, in dem Gedanken, der liebe Gott habe keine Freude an ihr; und da sie ihre verweinten Augen nicht zeigen wollte, ging sie hinaus aufs Feld und legte sich neben einen wilden Rosenstrauch. Da bemerkte sie, daß seine Blätter welk und dürr herunterhingen und die roten Röslein gar matt aussahen, weil es seit langer Zeit nicht geregnet hatte. Sie eilte zum Bächlein, das unfern vorüberfloß, schöpfte mit der Hand daraus — denn sie hatte kein Gefäß — und trug so auf eine mühevolle Weise dem fast vertrockneten Strauche Wasser zu, daß er noch an demselben Tage wieder frisch und kräftig dastand und die Röslein duftig und lustig blühten. Dann ging die gute Christel an dem Bächlein hin auf die Wiese und sie beneidete die silberne Welle, daß sie an dem Rosenstrauche hatte Gutes thun können; ihrer eigenen Güte aber war sie sich nicht bewußt.

Sie war nicht weit gegangen, so sah sie einen großen Stein im Bette des Bächleins, und das Wasser floß nur langsam und tropfenweise unter ihm hervor, so daß all sein lustiges Plätschern aufgehört hatte. Das that der guten Christel leid; sie sprang mit bloßen Füßen in den Bach und rüttelte an dem schweren Steine. Ehe noch eine halbe Stunde vergangen war, hatte sie ihn mühsam herausgewälzt, und der kleine Bach floß lustig dahin; die rieselnde Welle schien dem guten Kinde zu danken.

Und weiter ging die gute Christel, denn zu Hause fragte niemand nach ihr; der Stiefvater war ihr gram, und die Mutter hatte die jüngern Geschwister viel lieber als sie. Das that dem armen Mädchen weh. Auf weiten Umwegen kam sie endlich zum Dorfe zurück und grämte sich noch immer, daß sie niemand etwas Gutes gethan. Da lag in einem Gärtchen an der ersten Hütte des Dorfes ein krankes Kind, dessen Mutter durch das Hauswesen verhindert war, bei ihm zu bleiben. Sie hatte dem Kinde ein Spielzeug gemacht, eine kleine Windmühle aus bunten Federn, damit ihm die Zeit nicht lang würde. Aber das kranke Kind lag auf dem grünen Rasen unter den gelben Ringelrosen und weinte; denn die kleinen Flügel der Mühle bewegten sich nicht mehr, da sich kein Lüftchen regte unter den Bäumen.

Alsbald stieg die gute Christel über den niedern Zaun des Gärt-

chens, wobei sie sich jedoch ihr einziges Sonntagsröcklein zerriß, kniete vor der kleinen Mühle hin und blies aus allen Kräften in die leichten Flügel derselben, daß sie sich zu drehen anfingen und nicht mehr stillstanden.

Da lächelte das kranke Kind und schlug die Händchen zusammen, und Christel ward nicht müde, das Spielzeug zu bewegen durch ihres Mundes Hauch. Endlich schlief das Kind ein, ermüdet von der Freude, die ihm die kleine Mühle gemacht hatte. Inzwischen war es Abend geworden und Christel ging heim.

Zu Hause angekommen, hörte sie den Stiefvater toben und schelten; denn er war eben berauscht aus dem Wirtshause zurückgekehrt; und als er das zerrissene Röcklein der Christel sah, taumelte er auf sie zu und schlug sie in seiner Trunkenheit mit der Faust gegen den Kopf.

Da sank Christel hin, gleich den verwelkten Röslein draußen; denn der Stiefvater hatte sie auf die Schläfe getroffen. Als sie nun blaß auf dem Boden lag, sprang die Mutter jammernd herbei und auch der harte, jähzornige Mann ward plötzlich nüchtern vor Schrecken. Sie weinten und klagten beide um das gute Kind und legten es ins Kämmerlein aufs Bett, bestreuten es auch mit allerlei Blumen: Ringelrosen, buntem Mohn und mit grünen Zweigen; aber das Mägdlein war tot.

Da kam die Welle des Bächleins hereingerieselt in die stille Kammer und bespülte Mund und Augen der toten Christel. Sie schlug die gebrochenen Äuglein wieder auf, die kühlen Tropfen flossen in ihre Adern, setzten das stockende Blut von neuem in Bewegung und sprachen: „Das thun wir Dir zum Dank des Guten, so Du uns erwiesen hast."

Nicht lange darauf kam auch die Luft, küßte Stirn und Wange des blassen Kindes und hauchte ihm frischen Atem in die Brust. Da fing ihm das Herz an frischer zu schlagen, und es griff nach den bunten Blumen und freute sich ihrer. Die Luft aber sprach:

„Ich bringe Dir den Atem zurück, den Du verwendet hast zu des kranken Kindes Freude!"

Da lächelte Christel voll Wonne. Nicht lange darauf kam ein Engel hereingeschwebt durch die niedere Thür des Kämmerleins, der

einen Strauß frischer, duftiger Rosen in der Hand hielt; die legte er an des blassen Kindes Wangen, und die Rosen gaben diesen die verlorene Röte wieder und sprachen: „Das thun wir Dir zum Dank des Guten, so Du uns gethan!“ Der Engel aber küßte die kleine Christel auf Stirn, Auge und Mund. Da genas sie zu einem kräftigen Leben. Und er sprach zu ihr: „Du hast Gutes gethan nach Deiner Kraft, darum sollst Du auch gesegnet sein.“

Und von dieser Stunde an war Christel gesund und frisch, und auf ihre Wangen kam die schönste Röte, so daß man sie jetzt nur das Rosenwänglein nannte. Die Mutter wendete fortan ihr das Herz zu in vergütender Liebe, und auch der harte Stiefvater ging in sich, ward freundlich und sanft mit dem Kinde, das nun aufwuchs zu der Eltern und aller Menschen Freude.

Der Sonnenstrahl.

Der Sonne Diener sind ihre Strahlen, und zu ihnen sagte sie:

Du schöner goldner Sonnenstrahl,
Schein' über Berg und über Thal,

Da küß hinweg das Eis, den Schnee,
Daß ich bald bunte Blumen seh.

Dann leuchte auf den blauen Seen,
Wo schöne Lotosblumen stehn,

Und zeige auf dem weiten Meer
Den Weg der Schiffe mächt'gem Heer.

Nimm von der Erde weg die Nacht,
Erfüll' sie mit des Lichtes Pracht.

Herrlich und gern erfüllten die Strahlen der Sonne Befehl. Die Blumen zu rufen ist ihr liebstes Geschäft, sie lächeln sie voller Entzücken an, wenn eine nach der andern erscheint; eine immer schöner geputzt als die andere, und es ist ein Begrüßen und Nicken den ganzen schönen Tag, bis er sich zu Ende neigt. Dann sagt aber die Sonne: „Es ist genug“ und steigt langsam am Himmel hernieder. „Ihr Strahlen folgt mir nach,“ ruft sie leise, „es muß Abend werden.“

„Bleib bei mir, goldener Sonnenstrahl,“ sagt die Rose, die er den ganzen Tag über geküßt hat, daß sie nun über und über rot ist, „verbirg Dein Licht unter den dichten Blättern neben mir, die mächtige Sonne wird Dich wohl nicht vermissen. Wenn sie morgen wieder strahlt, gehst Du mit über in das Tageslicht, und sie weiß weiter nichts davon.“

Aber die Rose, was wußte sie von der Klugheit der Sonne, sie schwatzte ebenso hin, wie sie es sich ausgedacht. Die Sonne fragte ihre Diener: „Wie ist das, ich sehe, daß einer fehlt, und ist auf der Erde verblieben, morgen abend sucht und seht, wo er sich verbirgt!“

Überall sandten die Strahlen ihr Licht hin, und die Sonne lächelte der kühlen Erde den ganzen Tag. Als sie am Abend niedersank, fehlte ihr wieder einer ihrer Lichtstrahlen, und sie sagte: „Wo ist der Sonnenstrahl verborgen?“

„Er bleibt bei den Blumen, die er tags zur Blüte gebracht.“

„So soll er ewig dort bleiben und ihresgleichen werden!“

Der Sonne fehlte deshalb nichts an ihrem Licht, weil einer ihrer Diener sie verlassen, ihr Licht erneuert sich selbst ewiglich.

Die rote Rose und der Sonnenstrahl liebten sich noch immer, wie am ersten Tage. „Siehst Du,“ flüsterte die Blume, „wie schön die Erde ist!“

„Ja, wenn sie die Sonne bescheint,“ sagte der Sonnenstrahl, „dann ist die Erde herrlich, das Sonnenlicht verleiht der Erde ja nur die Pracht, ohne sie würde sie erstarren.“

„Sehnst Du Dich zurück in das unendliche Licht?“ fragte die Rose. „Ziehst Du mit ihr, wenn sie heute abend hinter jenen Berg niedersinkt?“

„Noch nicht," sagte der Sonnenstrahl, „noch einen Tag, aber dann muß ich ihr nach."

Aber die stolze Sonne senkte den treulosen Diener in die Erde trotz all seiner Sehnsucht nach ihrem Licht. Aber er konnte nicht lange da ruhen, er keimte und trieb wieder empor aus der Dunkelheit, und sein einziger Gedanke war die Sonne, an ihr Licht zu gelangen und in ihrer Wärme zu leben. Und immer höher stieg der grüne Stiel empor und immer größer wurde auch das sehnsüchtige Verlangen des Abtrünnigen, zu seinem Urquell zurückzukehren. Endlich bildete sich die Knospe mit ihren grünen Blättern, und als sie aufging, da war es eine kleine nachgebildete Sonne und schaute empor nach dem Himmel, und nickte und winkte nach dem glühenden Licht, und immer wandte sie sich ihr nach, und sehnsüchtig blickte sie der scheidenden Herrin nach, als diese hinter jenem Berge langsam niedersank. — Die Sonne hatte die Blume gesehen, es gefiel ihr, daß sie sich in ihrer Sehnsucht ihr ähnlich gestaltet habe. — „Sie soll Sonnenblume heißen," sagte sie, „ewiglich!"

Tausendschönchen.

Als die Rose zur Königin im Reiche der Blumen erwählt worden war, kamen viel tausend Blümlein von nah und fern, der Gefeierten ihre Huldigung darzubringen, und jedes Blümlein wurde liebreich und freundlich von ihr empfangen. Auch die Wiesenblumen schickten eine Abgesandte, der Hochgepriesenen ihre Verehrung auszusprechen, und dazu ward das Gänseblümchen auserlesen.

Schüchtern nahte es sich der Königin und machte einen tiefen Knix vor ihr. Diese lächelte gnädig auf das Blümchen herab, das so reizend und anmutig in seinem weißen Kleidchen aussah und fragte gütig: „Wie heißest Du?" Da wurde das Gänseblümchen über und über rot vor lauter Verlegenheit und flüsterte kaum hörbar: „Ich heiße

Gänseblümchen.“ „Du bist tausendmal schöner als Dein Name!“ rief da die Königin und entließ huldvoll das Blümchen. — Das hatten aber die andern Blumen gehört, welche in der Nähe standen, deshalb nannten sie fortan das rot gewordene Gänseblümchen „Tausendschönchen.“ Und so wird es noch bis auf den heutigen Tag genannt.

Des Schneiders Erben.

Vor Zeiten lebte einmal in der entlegensten Vorstadt von Samarkand ein Schneider, Namens Mustapha, der schon manches Jahr mit seiner Nadel sich und seine Frau Fatime kümmerlich, aber ehrlich ernährte. Kinder hatten sie nicht, und das war ihr Kummer, denn obwohl sie nichts ersparten, so sprachen sie doch immer davon, wie traurig es sei, unbeerbt aus der Welt zu gehen. Die Nachbarn sahen sich freilich verwundert bei solchen Reden rings in den leeren Kammern um und zuckten die Achseln. Indessen besaß der Schneider wirklich ein Eigentum, das ihm sein Vater hinterlassen hatte. Das waren drei alte Münzen von geringem Silberwerte, die hob er aber sorgfältig auf, denn sein Vater hatte ihm sterbend offenbart, wie ihm einmal von einer weisen Frau geweissagt worden sei, die Münzen würden seinen Nachkommen zu Glück und Segen in der Welt verhelfen. Indessen verstrich manches Jahr, ohne daß die Ehegatten ihren liebsten Wunsch erfüllt sahen. Aber wie es häufig geht, als sie bereits zu hoffen aufgehört hatten, zog der Segen bei ihnen ein.

Es war am Ramasan-Fest, als der Schneider von der Schneiderin mit drei Söhnchen beschenkt wurde; und wie der glückselige Vater eines nach dem andern auf seinen Armen empfing, rief er jubelnd aus: „Rabja! Malik! Hadjay!“ was auf deutsch ungefähr bedeutet: „Heisa! Juchhe! Immerbesser!“ „So sollen die Söhne heißen“, sagte die glückliche Mutter und ihr Ausspruch galt. Die Mutter nährte die Dril-

linge mit gleicher Liebe an ihrer Brust und die Kost bekam ihnen wohl, es waren blühende Kinder. Auch später schritt ihre Entwickelung zur Freude der Eltern schnell vorwärts. Rauften sich die heranwachsenden Buben untereinander, so ließ der Schneider sie gewähren, bis es zu viel Geschrei gab; da fuhr er dann selbst mit der Elle dazwischen und brachte ohne lange Untersuchung seine Ermahnungen in Gestalt gleich verteilter Schläge an, die rascher begriffen wurden, als oft die glänzendste Parlamentsrede. Waren die Söhne aber folgsam, still und fleißig bei ihrer Arbeit für Schule und Haus — sie lernten alle des Vaters Handwerk — dann war es die Mutter, die ihr gutes Betragen belohnte. Sie brachte Obst zum Frühstück und Abendbrot herbei, teilte gleichmäßig die Gottesgabe aus und kündigte den ersehnten Feierabend an, der nie unbenutzt vorüberging. Die Knaben zogen dann aus unter das freie Himmelsdach, wie die Vögel.

Die schöne Kinderzeit ging indessen, wie für alle Menschen, so auch für die Drillinge des Schneiders, nur zu bald vorüber. Sie wuchsen allmählich zu Jünglingen heran und da meinte der Vater, sie müßten auf die Wanderung gehen. „Die Welt", sagte er zu seiner Frau, „die Welt ist die beste Schule für sie; laß Du sie nur ziehen!" Mutter Fatime wagte keinen Widerspruch, denn sie kannte den festen Willen ihres Mannes, sie wischte aber oft ihre Augen, als sie die drei Reisebündel für ihre Söhne herrichtete. Nun, die Bündel waren bald geschnürt, denn es kam nicht allzuviel hinein. Das beste, was sie auf die Wanderung mitnahmen, blieb der Eltern Segen.

Der Abschied war überstanden, sie hatten sich auf den Weg gemacht und winkten den nachsehenden Eltern mit ihren Tüchern und Mützen das letzte Lebewohl noch zu; da rief der Vater: „Halt, Kinder, noch ein Wort!" Und wie die Söhne sich eilig wandten und alsbald mit fragenden Mienen wieder vor ihrem Vater standen, hub er an: „Meine lieben Kinder, alles, was ich an Barschaft hatte, das gab ich Euch mit als Zehrpfennig und das wird reichen, soweit es eben reicht; dann freilich müssen Eure Hände mehr schaffen, aber Euer Erbe, das mir Euer seliger Großvater für Euch hinterließ, das behielt ich noch zurück und mochte es Euch nicht anvertrauen, bis Ihr zu reiferen Jahren und Verstand gekommen sein würdet, um es auch gut ver-

walten zu können." Die Söhne des Schneiders sahen den Vater sehr erstaunt an. Sie hatten nicht geahnt, daß sie Schätze besäßen; wie groß nun auch ihre Phantasie sich diese bei der ersten überraschenden Erwähnung davon ausmalen mochte, so war doch die nächste gemeinsame Regung in ihnen eine großmütige. „Vater", rief Immerbesser, der jüngste Sohn, „behaltet das für Euch; leicht könntet Ihr's im Alter brauchen. Wir wollen schon fortkommen in der Welt!" und die andern Brüder bekräftigten die Worte des Jüngstgeborenen. Aber der Schneider sagte: „Nein, liebe Söhne! zwar wollte ich Euch den Schatz getreulich aufheben, bis zu Eurer Rückkehr, Allah aber weiß allein, ob wir uns jemals wiedersehen — und dann hat mir der Großvater selig ja verheißen: Ihr solltet Euer Glück durch diesen Schatz machen, den Ihr freilich erst verwerten müßt. Nun schwört mir beim Propheten, daß Ihr ihn nicht leichtsinnig aus der Hand geben wollt." Die Söhne leisteten den Eid und der Schneider ging ins Haus zurück und kehrte bald darauf mit den drei alten Münzen wieder, von denen er jedem der Drillinge feierlich eine übergab. Die Söhne betrachteten die Gabe etwas geringschätzig, versprachen aber, den besten Gebrauch davon zu machen, nahmen nochmals Abschied und zogen nun wirklich von dannen.

Sie schritten munter vorwärts in die weite schöne Welt hinaus und so gastlich streckte ihnen diese, in ihrer Frühlingspracht, die Arme entgegen voll Duft und Sonnenschein und neckte sie nur mit Blütenregen, daß es sie dünkte, sie könnten des Wanderns nimmer müde werden. So sangen und pfiffen sie denn um die Wette mit den Vöglein, die sich auf grünen Zweigen wiegten und die Wintersorgen längst vergessen hatten. Unsere Wanderer kümmerten sich nicht mehr um die Zukunft, als jene. War doch der Himmel hell, soweit das Auge reichte, und er spiegelte sich in der heiteren Seele der jungen Burschen wie in einem klaren See. Nur goldene Träume schwammen zuweilen darauf umher, aber — wenn es nur kein „Aber" gäbe in der Welt! Sie wanderten wohl hin und her, aber Arbeit und Gelegenheit zum Verdienst gab es äußerst wenig und ihre Barschaft ging gar bald zu Ende.

Ehe sie noch Bagdad erreichten, wo sie künftig ihr Brot zu ver-

dienen hofften, waren sie schon genötigt, einen Teil ihrer Habseligkeiten zu verkaufen und in einem gar jämmerlichen Aufzuge hielten sie ihren Einzug in die Hauptstadt. Die erbärmlichste Herberge ward ihr Zufluchtsort, nachdem sie vielfach schnöde abgewiesen worden waren.

Lange Zeit suchten sie vergebens Arbeit; endlich hatte Immerbesser zuerst ein bescheidenes Unterkommen gefunden, denn ihm schien keine Mühe zu viel und kein Lohn zu gering. Am Abend kehrte er zu den Brüdern in die Herberge zurück und teilte oder darbte mit ihnen; aber trotz ihrer geringen Verzehrung gerieten sie immer mehr in Schulden und wußten doch keine Hülfe.

Nun wollte der Zufall, daß in derselben Herberge ein alter Perser wohnte, der sie eines Tages freundlich anredete und, da sie ihm ihre Not geklagt hatten, ihnen einiges Geld anbot. Sie wollten es aber nicht annehmen, ohne ihm ein Pfand dagegen zu geben, und boten ihm die Münzen, ihre letzte Habe, an.

Der weise Mann erstaunte nicht wenig bei ihrem Anblick, er drehte die Münzen hin und wieder, verlangte sie zu kaufen und schien so hoch erfreut darüber, daß dies selbst solchen Neulingen, als es die Söhne des Schneiders in der Welt waren, nicht entgehen konnte. Sie begriffen rasch, daß sie ihm die Münzen nicht auf sein erstes Gebot überlassen dürften. Dieses war übrigens doch ansehnlich genug und eine größere Summe, als sie hoffen durften, jemals zu erwerben. „Nein", sagte Heisa, „wir wollen die Münzen zuvor noch anderen Leuten zeigen, die bieten uns wohl noch mehr dafür!" Der Perser aber erwiderte: „Seht doch, seht! auch Ihr also seid schon vom Mißtrauen der Welt angesteckt. Aber glaubt mir, Ihr kamt mit Euren Münzen gerade an den rechten Mann. Denkt nicht, ich wolle Euch bethören; ich habe ein besonderes Gefallen an dem Sammeln solcher alten Geldstücke. Wenn die Leidenschaften in uns ausgetobt haben, vertritt die Narrheit gern ihre Stelle; mich reizt fast nichts mehr hienieden, ich habe Leid und Freude genugsam erfahren und weiß, wie zuletzt alles auf eins hinausläuft. Selbst die große Kunst der Magie, die ich ehemals wohl viel geübt habe, gewährt mir kaum Trost, denn ich will weder Schätze noch Gunst mehr erwerben, was sollen sie mir? Aber sehe ich so ein altes Geldstück an, da ziehen vergangene Geschlechter

im Geist an mir vorüber, erzählen mir ihren Glauben, ihre Sagen und versetzen mich zurück in die glückliche Zeit, da ich noch den Märchen meiner Amme lauschte. Freilich gehört das rechte Verständnis dazu, um die Sprachen dieses toten Metalls zu begreifen. Seht, Eure Münzen haben eine lange, prächtige Geschichte, die mir viel Genuß verheißt — wie oft waren die schon vergraben und wieder aufgefunden! Auch klebt Blut daran — ja, die werden mir viel zu sagen haben, wenn wir allein sind. Nun sprecht, sind sie Euch feil?"

Die Brüder sahen sich einander fragend und betroffen an, sie wußten nicht, ob der Alte seiner Sinne völlig mächtig sei oder nicht. Jedenfalls schien es ausgemacht, daß er eine seltsame Liebhaberei habe, und daß sich nicht viel ähnliche Käufer finden würden. Der alte Mann ließ ihnen nicht Zeit, länger mit einander zu Rate zu gehen. „Wollt Ihr mir willfahren", sprach er, „so soll es Euer Schaden wahrlich nicht sein, ich besitze noch manche Kostbarkeit aus dem Schatze der Magie, die mir nutzlos ist. Denn mit der Welt und ihrem Glücke habe ich längst abgeschlossen.

Euch will ich diese Schätze offenbaren und Euch unter den geheimen Kleinodien, die ich verwahrt halte, sogar selbst wählen lassen."

Der Perser forderte die Brüder auf, ihm zu folgen; er führte sie durch manche entlegene Straße zu einem einsamen Hause, sie traten ein und er öffnete eine Kellerthüre. „Folgt nun getrost", sprach er und erleuchtete den dunkeln Weg, indem er, eine Lampe tragend, vorsichtig voranschritt. Sie stiegen viele Stufen hinab, endlich waren sie angelangt; ein Modergeruch drang ihnen entgegen. Der matte Schein des Lichtes fiel auf allerlei zerbrochene Gerätschaften und unansehnliche Kleider, die letzteren schon halb von Motten und Staub verzehrt. Die Drillinge sahen sich verwundert um und glaubten, der Mann treibe seinen Spaß mit ihnen, aber als der Perser von den Wundern erzählte, die man durch jene Dinge vollbringen könne und ihnen allerhand Beweise davon lieferte, machten die Brüder große Augen und standen nicht länger an, gegen solche Kostbarkeiten, von denen es ihnen überlassen blieb, sich jeder eine zu erwählen, ihre Münzen auszutauschen. Nur die Wahl fiel ihnen schwer. Endlich kamen sie doch damit zu

stande. Heisa entschied sich für einen alten Sonnenschirm, unter welchem man sich von einem Punkte der Erde zum anderen versetzen konnte, ohne Mühe noch Anstrengung; ja man merkte die Bewegung kaum, wenn man mit jenem Wunderschirm die Lüfte durchschnitt. Auch konnten füglich zwei Reisegefährten darunter Platz finden und Heisa forderte Juchhe auf, fortan sein Gefährte zu sein.

Dieser hatte einen Ring gewählt, welcher demjenigen, der ihn zu tragen verstand, alle Talente der Welt und obenein Reichtum verlieh. Mit diesem Ring war man schön, liebenswürdig, besaß alle Vorzüge, konnte sich in allen Sprachen ausdrücken, kannte alle Wissenschaften und Künste, und daß man sich gar keine Mühe bei allem zu geben hatte, sondern einem das nur so anflog, was andern jahrelangen Fleiß kostete, das versteht sich von selbst. Juchhe kam der Ring gelegen, ihm, der gern alles versuchte, ohne sich sonderlich dabei anzustrengen; ihm war nun gleichsam angeboren, was er zu leisten wünschte, sein Zauberring verlieh ihm, was man im gemeinen Leben Glück und Talent nennt, und in des Bruders schirmender Gesellschaft konnte es ihm nun nicht mehr in der Welt fehlen.

Immerbesser aber hatte sein Augenmerk auf ein gar sonderbares Ding gerichtet; es war ein altes, abgetragenes Pilgerkleid mit wunderbar kunstreichen Nähten, die wohl *zuerst* seinen, auf das Handwerk geübten Blick angezogen haben mochten. Die Eigenschaften aber des Kleides waren es zumeist, die *nachträglich* seine ganze Aufmerksamkeit fesselten. In jenem Kleide nämlich, so hatte der Magier ihnen gesagt, würde jeder, der es anlegte, sich mit einemmale seiner eigenen Fehler bewußt.

Immerbesser wandte das Pilgerkleid hin und her, und wie oft er auch davon wegging und andere Sachen musterte, immer kehrte er wieder dahin zurück. Endlich ergriff er es: „Ich *muß* die Kutte haben!“ rief er und hielt dem Perser seine Münze dagegen hin. „Viel Segen dazu, mein Sohn, viel Segen“, sagte der Weise, indem er das Geldstück nahm, „Deine Wahl ist nicht die schlechteste! Doch wird Dir das Kleid anfangs wohl des Lebens Freude verderben und auch die Lust zur Arbeit rauben. Du könntest leicht Hunger leiden dabei.“

Heisa und Juchhe sahen ihren Drillingsbruder kopfschüttelnd an und schalten den Perser, daß er den Bruder betrogen habe.

„War es doch *seine* Wahl", sagte jener lächelnd, „und wer weiß, fährt er nicht besser dabei, als Ihr!" Juchhe und Heisa hielten diese Worte nur für Spott und verließen zürnend den Mann, der ihren Bruder, nach ihrer Meinung, hintergangen hatte. Sie versprachen, für die Wohlfahrt des Bruders Sorge tragen zu wollen, wenn sie erst ihr Glück in der Welt gemacht haben würden. Immerbesser aber, brennend vor Neugier auf die Bekanntschaft *seiner selbst*, hatte bald die Stadt hinter sich. Er fühlte keine Müdigkeit, nicht Hunger noch Durst, und ruhte erst, als er den Schatten eines Waldes erreicht hatte. Dort suchte er den dunkelsten Fleck aus, denn weder Mensch noch Tier, ja nicht einmal die Sonnenlichter, die durch die Bäume glitzerten, sollten ihn belauschen. Erschöpft sank er auf den Boden, warf rasch sein eigenes Kleid ab und sein Herz klopfte gewaltig, als er das warme, wollene Gewand auf die erhitzten Glieder legte. Ach, das Kleid brannte, als wäre es von Brennesseln gewebt! Und, was das schlimmste war, es redete auch, redete laut, aber nur zum eigenen Herzen, sodaß man vergeblich die Hände auf die Ohren legte, wie Immerbesser es jetzt versuchte, um nichts mehr zu hören. Und doch war der arme Bursche nicht gerade von den Schlimmsten einer, war noch unschuldig an allen Sünden der Welt. Aber das Kleid schilderte auch nicht allein die bösen Thaten, die einer schon begangen hatte, o nein, schon die Anlagen, die schlimmen, die in jeder Menschenbrust schlummern und nur auf die Stunde der Versuchung harren, um sich klar zu zeigen, die offenbarte dies Kleid jedem, der es trug, es sei denn, daß er den Keim des Bösen in sich, schon im Kampfe mit der Welt, überwunden hatte. Ja, wenn die tugendhaften Leute nur zuweilen in die Kutte des armen Drillings schlüpfen könnten, da würden sie schon ehrlich mit sich selbst werden und sich gestehen müssen, wie sie sich nicht halb so viel auf ihre Vortrefflichkeit einzubilden haben, als sie meinen, und daß sie weit mehr ihrem guten Schicksale danken sollten, welches sie fern von Klippen und Abgründen führte, als ihrem Verdienst. Nun, von Tugendstolz hatte sich Immerbesser bisher niemals etwas träumen lassen, und es gab ja auch, so meinte er, noch ein leichtes Mittel,

sich vor der Welt und ihrer Verführung in Zukunft zu schützen: „die Einsamkeit!“ „Ja,“ dachte Immerbesser, „die Einsamkeit soll mich retten,“ und er beschloß, in tiefer Abgeschlossenheit sein Leben zu vollbringen. Hier lebte er nun lange, lange Zeit und hier lernte er seine Fehler genau kennen und sie bereuen. Ob er sie jedoch auch abthun könne, das konnte er hier nicht erfahren, sondern das mußte er im Leben mit andern Menschen bethätigen. Zwar schreckte ihn oft der Gedanke an die Gefahr, daß im Getriebe der Welt die ihm innewohnenden Keime böser Neigungen wuchern und dann ihm neue Sorge bereiten könnten, aber sein Kleid sagte ihm, daß es ein Fehler sei, sich ganz von der Welt abzuschließen und so beschloß er denn, eine Wallfahrt nach dem heiligen Mekka, nach dem Grabe des Propheten zu machen. Dabei wollte er auch das Schicksal seiner Brüder zu erfahren suchen.

Immerbesser zog nach Mekka und dann noch durch viele Lande, ohne Kunde von seinen Brüdern zu erhalten oder auch nur eine Spur von ihnen zu entdecken. Schon begann er, den Mut zu verlieren, als er eines Abends in einem Dorfe von einem weisen Manne reden hörte, der eine einsame Hütte im Walde bewohne und in dem Rufe stehe, viel von irdischen und überirdischen Dingen zu wissen. „Vielleicht,“ dachte Immerbesser, „kann der mir auch sagen, ob meine Brüder noch leben und wo.“ Er machte sich daher ohne Zögern noch in derselben Nacht mit einem Führer auf den Weg und erreichte beim Schein der Sterne die Einsiedelei. Ihre gastliche Pforte stand weit geöffnet und beim Lichte des Mondes bewunderte Immerbesser, wie zauberisch die Wände gleich lauterem Golde schimmerten; da er aber näher hinzutrat, waren es nur wunderliche alte Geldstücke und Münzen, mit denen sie ganz ausgelegt schienen. Er entließ seinen Führer, entschlossen, den abwesenden Herrn der Einsiedelei zu erwarten; aber vergebens harrte er, die Hütte blieb leer und verlassen.

Immerbesser streckte sich endlich ermattet auf dem Boden aus, denn Ehrfurcht gebot ihm, das Lager des abwesenden Einsiedlers nicht zu berühren. Da es aber kalt war, deckte er das warme Pilgerkleid über die müden Glieder.

Als er nach erquickendem Schlummer erwachte, warf das erste Morgenrot ein schwaches Licht in die Hütte und zeigte ihm die Ge-

stalt des Einsiedlers knieend neben sich. Er schien den Schlafenden beobachtet zu haben.

„Allah sei mit Dir, mein Sohn," rief er ihm zu, während Immerbesser sich aufrichtete, „fürwahr, Du hast einen gesunden Schlaf und eine reine Seele, daß der Schlummer Dich in dieser Lage nicht floh." „Seid mir gegrüßt, weiser Mann," sagte Immerbesser, „es liegt sich auch auf hartem Boden gut, wenn man ermüdet ist." „Wohl, wohl," antwortete der Alte, „aber versteh mich recht, unter dem Kleid, das Dich deckt, so süß zu träumen, wie Du zu träumen schienst, dazu gehört mehr, viel mehr!" Immerbesser sah den Sprechenden erstaunt an und sah nun, daß niemand anders vor ihm stand, als der Perser; er begrüßte ihn freudig als seinen Wohlthäter. Nach manchem Wort, das sie mit einander wechselten, und nachdem Immerbesser auf das Verlangen des Alten diesem seine Geschichte erzählt hatte, sagte der Eremit: „O, mein Sohn, du hattest bei weitem das Köstlichste aus meiner Schatzkammer erwählt, und bist besser damit gefahren als Deine Brüder mit ihren Zaubergaben." „Dann kennt Ihr also ihre Schicksale," rief Immerbesser, „und könnt mir Kunde geben von ihnen?"

„Unter Heisas Schirm gelangten beide in die entferntesten Weltteile, und dank Juchhes Ring, sind sie überall, ebensowohl Juchhes seltener Fähigkeiten halber, als ihres Reichtums wegen, gefeiert und bewundert worden, ja geehrt gleich Königen dieser Erde. Die ganze Welt steht ihnen offen und sie kommen in dem Freudenrausch, den sie empfinden und erregen, kaum einmal dazu, ihrer Heimat mehr zu gedenken."

„Wohl ihnen," sagte Immerbesser, „aber endlich werden sie doch auch Sehnsucht empfinden, sich irgendwo auf der Welt niederzulassen, dann wird die Heimat ihnen lieblich vorschweben und sie werden zurückkehren, wo nicht nur Bewunderung und Ehre ihrer warten, sondern Liebe! — Wie danke ich Dir für die Nachrichten, nun kehre ich befriedigt heim und will die Eltern mit der guten Kunde beruhigen."

„Gute Kunde?" fragte der Alte kopfschüttelnd.

„Hast Du mir denn nicht eben Gutes erzählt von ihnen?" fragte Immerbesser — „o wahrlich, die Gaben, die Du ihnen verliehen hast

— fürchte nicht, daß ich sie ihnen beneide — diese Gaben verpflichten meine Brüder zu eben so großem Dank, als ich ihn Dir für das Kleid schulde; ich beneide das glänzende Los meiner Brüder nicht, denn ich bin zufrieden."

„Kurzsichtiger," sagte der Magier, „glänzend nennst Du ihr Los? Siehst Du nicht, daß all ihr Glück auf äußern Gaben beruht? Sind sie nicht innerlich so unreif geblieben, als sie es waren, und laufen dabei noch stets Gefahr, wenn sie einst dies äußere Glück verläßt und sie auf sich selbst angewiesen bleiben, auch hülflos zu sein?"

„Du machst mir bange," sagte Immerbesser, „ach! wenn Du es vermagst, ich beschwöre Dich, so suche meine Brüder mit Deinem Geiste noch einmal auf und sieh, wie es ihnen in diesem Augenblicke ergeht."

Endlich bequemte sich der Alte dazu. „Es sei, Dir zu Liebe," sagte er. Er öffnete nun eine geheime Fallthüre, welche am Boden der Hütte angebracht war, und stieg, nachdem er zuvor eine Lampe angezündet hatte, in eine tiefe Schlucht hinunter. „Folge mir," sagte er zu Immerbesser. Nachdem sie viele Stufen abwärts gegangen waren, stand der Alte still und öffnete eine Thür, die in ein unterirdisches Gewölbe führte. Immerbesser erkannte nun, in tausend wunderlichen alten Gerätschaften und Lumpen, die geheimen Schätze des Zauberers, von denen er den größten Teil schon gesehen hatte. Sein Begleiter wählte und suchte darunter umher, bis er ein kleines schwarzes Glas gefunden hatte. Dann sprach er einige unverständliche Worte und brachte das Glas an die Augen. Lange schaute er so unbeweglich in die Flamme der Lampe hinein, dann lächelte er zufrieden und sagte: „Da hab' ich sie. Noch geht es ihnen gut — aber, aber, wie lange! welches kühne Unternehmen beschäftigt sie! dem sind sie schwerlich gewachsen."

Immerbesser drang in den Alten, sich deutlicher zu erklären, da sagte er: „Ei, ihnen kommt die Lust, Abenteuer zu suchen; sie sind ruhelos, wie alle, welche die Möglichkeit haben, jeden ihrer Einfälle zu befriedigen. Weit von ihrem jetzigen Aufenthalt, im fernsten Teile des Morgenlandes, lebt ein Sultan, der eben so mächtig, als habsüchtig und grausam ist. Dieser besitzt eine Tochter, deren Schön-

heitsruf, obwohl sie kaum achtzehn Jahre zählt, bereits die Welt erfüllt. Aus allen Landen strömen Fürstensöhne herbei, ihre Hand zu gewinnen, aber der Sultan, ihr Vater, teilt ungern sein Reich mit einem Eidam, und um die zudringlichen Freier abzuhalten, hat er eine Bedingung an den Besitz seiner Tochter geknüpft, die denen, welche sie nicht zu erfüllen imstande sind, den Kopf kostet. Der nur soll die schöne Gülnare zu eigen empfangen, der den Sultan im Schachspiel, worin er Meister ist, besiegt; wer aber von ihm überwunden wird, der verliert zugleich mit der Aussicht auf den köstlichen Gewinn auch das Leben. Schon schmachten viele Jünglinge, die das Wagnis bestanden, im tiefsten Kerker, und der nächste Geburtstag der Prinzessin wird der Todestag der Gefangenen werden."

„Und meine Brüder?" fragte Immerbesser, „sie wagten es auch, ihr Auge zu der Prinzessin zu erheben?"

„Ei, was schien denen unerreichbar!" sagte spöttisch lachend der alte Magier. „Besitzen sie nicht alle Talente durch die Kraft des Ringes, so daß Juchhe den Sultan besiegen müßte, wenn nicht ein mächtigerer Zauber den seines Ringes überbieten könnte!"

„Und welcher Zauber kann das sein?" fragte Immerbesser erstaunt und besorgt.

„Sobald der Sultan," fuhr der Alte fort, „die Geschicklichkeit Deines Bruders bemerkt, wird er ihn durch die Gegenwart seiner Tochter zu zerstreuen suchen. Aber ein einziger Blick auf den unbeschreiblichen Reiz der Prinzessin Gülnare, und Dein Bruder hört eben so wenig mehr die Stimme und den Rat seines Ringes, als andere vor ihm die Kraft ihres eigenen Verstandes in gleicher Lage zu brauchen vermochten. Ist Juchhe nun verurteilt, so wird es Heisa nicht besser ergehen."

„Bleibt ihnen aber doch Ring und Schirm," sagte Immerbesser, „um dem Kerker zu entfliehen!"

„Ring und Schirm!" rief der Alte; „glaubst Du, daß man ihnen diese Dinge lassen werde? und wenn auch, ihre gefesselten Arme vermöchten nicht, den Schirm aufzuspannen. Wer aber sagt uns, daß die vom Schicksal Verwöhnten ihren eigenen Witz und noch dazu im Unglück zu brauchen vermögen?"

„O, so steh Du ihnen bei!“ rief Immerbesser in wahrer Herzensangst, „Du hast sie ins Unglück geführt, denn Du schenktest ihnen die trügerischen Gaben.“

„Nicht doch,“ sagte der Alte, „ich verkaufte sie ihnen, sie selbst haben sie gewählt — auch steht es nicht in meiner Macht, ihnen zu helfen. Liegt Dir aber das Wohl Deiner Brüder so sehr am Herzen, ei, so mache Dich auf und versuche es selbst, sie zu retten.“

„Du spottest!“ sagte Immerbesser; „was vermöchte ich für meine Brüder zu thun, und wie könnte ich auch nur daran denken, den Ort rechtzeitig zu erreichen, wohin sie vielleicht sich schon in diesem Augenblicke durch die Kraft ihres Schirmes versetzt haben!“

Der Eremit erwiderte ihm aber, was er gesagt habe, sei ihm Ernst gewesen, und es hänge nur von Immerbesser ab, ob er seinen Brüdern Hülfe bringen wolle; „denn,“ sagte er, „die Prinzessin ist an dem längsten Tage im Jahre geboren, bis zu ihrem Geburtstage müssen noch sechs Monate verstreichen, und Du brauchst nicht halb die Zeit, die Reise zu Fuß zurückzulegen, wenn Du Deine Kräfte wohl brauchst und die Ausdauer Deiner Seele nicht fehlt. Kommst Du nun auch zu spät, Deine Brüder vor dem Kerker zu retten, so kannst Du sie doch daraus erlösen.“

„Aber,“ fragte Immerbesser, „welche geheime Kunst willst Du mich lehren, sie zu befreien, denn meine beiden Arme reichen dazu nicht aus.“ „Die Kraft Deines Willens aber doch!“ sagte der Alte, „die Du zu gebrauchen geübt bist. Weile noch einige Tage hier bei mir, in der Zeit lehre ich Dich das Spiel, in welchem Du den Sultan bekämpfen sollst; dann, wenn Du erst Meister darin bist, ziehe hin und miß Dich mit ihm, nur wahre wohl Deine Augen; erhebe sie nimmer zu der schönsten und liebenswürdigsten aller Frauen. Diese Gewalt mußt Du über Dich gewinnen; denn die Kraft des Mannes besteht nicht allein im Kampfe, nein, auch im klugen Vermeiden einer Gefahr, der er vielleicht nicht gewachsen ist.“

Immerbesser dankte dem Eremiten von Herzen und versprach, seinem Rate und seiner Lehre zu folgen. Er zeigte sich nun als sein eifriger Schüler im Schach. Tag und Nacht übte er das Spiel, und war der Alte ermüdet, so stellte er sich selbst die Aufgaben. Anfangs

verriet er zwar wenig Anlage dazu, aber der feste Vorsatz ließ ihn nicht davon abgehen, und so blieb er, statt einiger Tage, über einen Monat in der Hütte, um sich in der Kunst des Schachs zu vervollkommnen, die ihn der alte Perser mit unermüdlicher Bereitwilligkeit in allen ihren Feinheiten zu lehren bemüht war, bis er zuletzt eben so oft von Immerbesser besiegt ward, als er ihn selbst matt setzte. „Jetzt zieh ruhig Deines Weges," sagte sein Lehrer eines Tages, und er gab Immerbesser seinen Segen und noch manchen guten Rat auf die Reise. Dieser bat ihn nur, die Seinigen über sein Schicksal beruhigen zu lassen, sobald sich dazu Gelegenheit finden würde, und verließ den Einsiedler voll Dankbarkeit.

Die guten Sterne wachten über den Wanderer; nach vier langen Monaten und auf manchem Umweg, langte er endlich, gesund an Leib und Seele, in der Hauptstadt des grausamen Sultans Achmed an. Es war auch hohe Zeit, denn der Tag nahte heran, wo die Unglücklichen, welche es gewagt hatten, ihren Scharfsinn mit dem des Sultans zu messen, einen schimpflichen Tod erleiden sollten. Waren seine Brüder unter ihnen? Wer konnte es ihm sagen! Wenn sie nicht durch eine glückliche List sich aus der Haft befreit hatten, konnte er kaum zweifeln, daß auch sie im Kerker schmachteten. Und wenn sie auch nicht unter den Gefangenen wären, dachte er, so giebt es doch andere Menschenleben zu retten, und wer wollte da nicht das eigene wagen! Allah und sein Prophet werden mir ihren Schutz verleihen!

Der Sultan staunte nicht wenig, als man ihm ankündigte, ein fremder Schneider harre vor der Thüre seines Palastes und erbitte die Gunst, mit ihm sich im Schach messen zu dürfen.

„Welche Frechheit!" rief er aus, „ein Schneider, der es wagt, die Augen zu meiner Tochter zu erheben! bei meinem Barte, das ist unerhört! Verdiente der Hund nicht, daß man ihm gleich den Kopf vor die Füße legte?" Aber der Vezier stellte dem Sultan vor, daß er in seinem Erlasse gesagt habe, er wolle jeden zu seinem Eidam erheben, der ihn im Schach besiege, und wie es als ein Zufall zu betrachten sei, daß bisher nur Fürstensöhne, oder doch nur Mächtige dieser Erde den Kampf gewagt hätten. Der Sultan verlangte sein Mandat noch einmal zu sehn und fand, daß er durch sein Wort ge-

fangen sei! Auch waren die Gelegenheiten, sich mit einem Gegner zu messen, je näher der Tag der Verurteilung rückte, für ihn je seltener geworden und der Despot, an die Aufregung gewöhnt, hatte sich schon längst tödlich gelangweilt. „Wohl," sagte er, „man lasse den Elenden kommen," und innerlich hoffte er, dieser Gegner werde ihn sicher nicht in die Notwendigkeit setzen, ihn durch den Anblick der Prinzessin zu verwirren, denn der Gedanke, diese Gunst einem Schneider zu gönnen, war dem Sultan, selbst wenn jener mit dem Tode dafür büßen sollte, doch gar zu widerstrebend. Der morgenländischen Sitte gewohnt, hatte es ohnedies dem Sultan viel Überwindung gekostet, selbst Fürstensöhnen gegenüber, zu diesem äußersten Mittel zu greifen; aber was opfert ein Tyrann nicht, wenn er sich selbst in Gefahr befindet!

Immerbesser ließ nicht lange auf sich warten, sobald ihm die Erlaubnis erteilt worden war, vor dem Sultan zu erscheinen. Nachdem er beim Anblicke des mächtigen Gebieters, wie üblich, die Erde geküßt, erhob er sich und trat unbefangen mit dem Anstand, den sein gutes Bewußtsein ihm verlieh, zum Schachtisch. Weder ließ er sich durch die Pracht, die den Sultan umgab, noch durch dessen Anrede verwirren. „Du kommst, um einen Wettkampf im Schach mit mir zu bestehen?" fragte jener. „Ein Schneider so kühn! Ist das nicht der Wahnwitz des Ehrgeizes? Doch, wenn es Dich gelüstet, Deinen Kopf zu Markte zu tragen, mein Freund, sage mir zuvor doch an, was Dich am meisten zu diesem Wagstück verlockt hat? War es der Besitz des Thrones oder die Hand der Prinzessin Gülnare?" — Der Sultan, der in Immerbessers ruhigem Blick, in seinen festen Zügen einen gefährlichen Gegner ahnte, wollte wenigstens vorher ergründen, bei welcher schwachen Seite er ihn im Notfalle zu fassen habe, um ihn durch den Anblick seiner Krone und seiner Schätze, oder, wenn es denn sein mußte, durch den seiner Tochter vom Verlaufe des Spieles abzuziehen.

„Gestatte mir, erhabenster der Monarchen," erwiderte Immerbesser, „Dir zu gestehen, daß mein Ehrgeiz weder den Besitz Deiner Krone, noch den der liebenswürdigsten aller Prinzessinnen jemals erstrebte. Wenn ich auch ganz gefaßt darauf bin, mein Leben zu verspielen, so flehe ich im anderen Falle — vergieb mir, diese Möglich-

keit auch nur vorauszusetzen — so flehe ich zu Deinen Füßen: Wenn ich Dich besiegen sollte, gewähre mir eine noch höhere Gnade!" —

„Eine höhere!" rief der Sultan, und seine Augenbrauen zogen sich bedrohlich zusammen; „ist der Mann völlig toll und giebt es einen höheren Preis in der Welt?"

„Zürne nicht, mächtigster der Fürsten," unterbrach ihn Immerbesser, „bevor Du mich ausgehört hast. Die Gnade, die ich erbitte, ist die Befreiung aller Gefangenen, welche ihr Leben an diesem Schachtisch verwirkt haben." Der Sultan stutzte. „Und für die wolltest Du Dein Leben wagen? Weißt Du auch, daß sie aller ihrer Länder und Schätze durch mich längst beraubt worden sind, daß sie Dich nicht belohnen können, welche Versprechungen sie Dir auch gemacht haben mögen?" „Ich weiß es," erwiderte Immerbesser.

„Was treibt Dich also, sie zu retten? Solltest Du von meiner Tochter bestochen sein, deren thörichtes Mitleid schon manche List ersann, um die zu befreien, welche sterben müssen, schon allein deshalb, weil sie fast alle die Prinzessin erblickt haben?"

„Keine Botschaft der Prinzessin erreichte mich je," sagte Immerbesser.

„Ich glaube Dir," fuhr der Sultan fort, „denn welchen Lohn hätte sie Dir im Falle Deines Sieges auch zusagen können, da ihr Besitz und die Hälfte meiner Krone Dir ohnedies dann gehören würden. Doch weshalb verliere ich noch Worte mit dem armen wahnwitzigen Thoren! Wohlan, Schneider, ich wiederhole es: Der mich besiegt, wird mein Eidam, denn so habe ich's geschworen, und frei steht es ihm dann, denen noch das Licht des Tages zu gönnen, die vor ihm das Antlitz seines Weibes geschaut haben." Der Sultan setzte sich bei diesen Worten an den Schachtisch, und Immerbesser nahm auf seinen Wink den Sitz ihm gegenüber ein. „Nimm Dich wohl zusammen," sagte der Sultan hohnlächelnd und zog aus. Beide Spieler waren anfangs in gleicher Bewegung. Beide zogen zuerst rasch und mitunter fehlerhaft; doch da Immerbesser alsbald Herr seiner selbst wurde, sammelte auch der Sultan seine ganze Geistesschärfe, und hätte jeden anderen Gegner, als den wachsamen Schüler des Eremiten, sicher in die Enge getrieben. So aber schien sich der Sieg für keinen der beiden

aussprechen zu wollen und die Partie mußte von den Vezieren als unentschieden erklärt und aufgegeben werden. Das war dem Sultan noch nie geschehen; zu sehr im Eifer, hatte er diesmal vergessen, sich anderer Vorteile, als derer, die im Spiele selbst lagen, zu bedienen. Voll Zornes warf er die Steine um und schlug ein neues Spiel vor, mit dem festen Vorsatze, diesmal klüger und umsichtiger zu ziehen.

Immerbesser hatte Mut gewonnen, es gehörte ihm jetzt der erste Zug, und er spielte nun noch ruhiger, noch überlegter, als vorher. Der Sultan, obwohl in Leidenschaft, hatte meisterhafte Einfälle, um dem kühnen Angriffe des Gegners zu trotzen, der ihn schon mehrmals vergeblich zu fangen hoffte. Wie ein Verzweifelter spielte und wagte der Sultan — aber endlich verließ ihn doch sein Glück, und er konnte Immerbessers wohl angelegten Plänen bald anmerken, daß er ihnen nicht mehr entrinnen werde. Während er lange über einen Zug zu brüten schien und sein Gegner vom Warten ermüdet sich umzuschauen anfing, öffnete sich auf einen Wink des Herrschers eine Pforte, und heraus traten zwanzig Neger, beladen mit allen Schätzen und Edelsteinen der Krone, deren Glanz blendend auf Immerbessers Auge fiel. Aber sein Blick weilte nicht lange darauf, rasch kehrte er ihn wieder dem Schachbrette zu.

Der Sultan hatte endlich gezogen und Immerbesser wollte es bedünken, das ganze Spiel habe eine andere Wendung genommen. Er hatte Mühe, sich wieder hineinzuversetzen und gewarnt durch diese Erfahrung, beschloß er nun, die Blicke nicht wieder vom Schachbrett zu erheben. Vielleicht ahnte er, daß der Sultan noch gefährlichere Angriffe auf seine Augen bereit hielt.

Er sann lange, endlich zog er — der Sultan sah, daß er noch nichts gewonnen hatte, und seine Lage gleich bedrohlich blieb.

Da auf einen zweiten Wink ward ein schwerer Vorhang aufgezogen — Immerbesser hörte seidene Gewänder an sich vorüber rauschen, doch ohne den Kopf zu wenden. Aber er fühlte an den rascheren Schlägen seines Herzens, daß schon das Bewußtsein der gefährlichen Nähe jener so bezaubernd geschilderten Prinzessin ihm etwas von seiner Unbefangenheit raube. „Doch weshalb an diese Gefahr glauben," fragte er sich, „und ihr nicht mutig entgegentreten?"

„Hab' ich nicht im Herzen andre Bilder?" Er gedachte seiner armen Eltern und Brüder so lebendig, so rührend, daß er von tiefer Sehnsucht ergriffen ward. Dem Sultan, der eifrig auf jede Miene seines Gegners lauschte, entging dessen innere Bewegung nicht — und schon frohlockte er im stillen darüber, und da Immerbesser, noch in seine Gefühle verloren, vor sich hinblickte, rief er ihm zu: „Ei, Du bedenkest Dich diesmal lange, Freund Schneider." Da fuhr der junge Mann wirklich wie aus einem Traum auf, und wohl ihm, daß sein Herz gewappnet war; denn obwohl er den Kopf nicht nach der Seite der Prinzessin wandte, strahlte ihm doch ihr Antlitz aus dem Spiegel in vollem Glanze entgegen. Ein einziger Blick hatte ihn von der Herrlichkeit ihrer Erscheinung, aber auch von der unbesiegbaren Macht überzeugt, die ihn schützte. Festen Blickes hatte er, wenn auch nicht ohne Bewunderung, auf den Spiegel geschaut, eben so fest faßte er jetzt wieder das Schachbrett ins Auge, und mit dem ganzen Bewußtsein dessen, was er jetzt zu verlieren oder zu gewinnen habe — das Leben seiner Brüder, sein eigenes und dadurch das Wiedersehen der Liebsten auf Erden — ließ er nun alle möglichen Wendungen des Spieles an seinem Geiste vorüber gehen. Während der Sultan nicht wußte, wie er die plötzliche Veränderung auf Immerbessers Gesicht zu deuten habe, gewahrte dieser mit Entzücken, daß das Spiel sich in wenig Zügen für ihn entscheiden müsse. Er zog — der Sultan erblaßte und hoffte doch noch, nur der Zufall, nicht Immerbessers befangner Geist habe den Zug gethan, sein Gegner wisse nicht, wie er ihn weiter und weiter verderblich umzingeln könne; aber Immerbesser überzeugte ihn bald, wie ganz er seines Verstandes mächtig war. Vergeblich rief der Sultan seine Tochter an seine Seite, und verlangte ihren Rat. Auch der Wohllaut ihrer Stimme zerstreute den Gegner nicht. Da erhob sich der Sultan plötzlich von seinem Sitze, und nachdem er seinem ersten Vezier gewinkt hatte, sagte er: „Mein Glück geht zu Ende; die Hälfte meines Reiches und diese Tochter, um die so viele Könige warben, sie gehören diesem unbekannten Fremdling, der sie kaum eines Blickes wert achtete!"

Aller Augen waren voll Ehrfurcht auf Immerbesser gerichtet, der abwechselnd und fast mitleidig den Sultan und die schöne Prinzessin

betrachtete; ein Zug von tiefer Schwermut verlieh ihr neuen Reiz. Endlich bat er den Sultan, ihm Gehör zu schenken, und hob an: „Herr, Du hast Dein Wort erfüllt, indem Du mich beglücken willst mit allem, was Du dem Sieger verhießest, mit allem, was es Köstliches auf Erden giebt; aber mir ziemt es nicht, Völker zu beherrschen, und ich will lieber mein lebelang ein guter Schneider bleiben, als ein schlechter Regent werden; auch auf die Hand Deiner erhabenen Tochter verzichte ich unter der Bedingung, daß sie selbst unter all den Gefangenen, die durch Dein Versprechen heute erlöst sind, sich den Gatten erwähle, mit dem Du dann Dein Reich nach Belieben teilen magst."

Immerbesser hatte noch nicht geendet, als die Prinzessin schon freudestrahlend zu seinen Füßen lag, und den Saum seines Kleides küßte, während der Sultan eben so verwundert als sichtlich erfreut schien. Alle Umstehenden erklärten laut den Schneider für einen Weltweisen, und waren doch trotzdem herzlich erfreut, sich nicht unter seine obrigkeitliche Gewalt in Zukunft beugen zu müssen.

Der Sultan aber wollte sich nicht beschämen lassen durch Immerbessers Großmut; er verlangte von ihm, daß er mindestens aus seiner Schatzkammer mitnehme, was ihm gut dünke, und nachdem er auf seines Besiegers Wunsch Befehl gegeben hatte, daß man die Kerker öffne und alle Gefangenen herbeiführe, bat er den Schneider, ihm zu folgen, um unter seinen Schätzen eine Wahl zu treffen. Immerbesser schlug auch die schönen Gaben an Gold und Edelsteinen, die ihm und den Seinen ein sorgloses Leben sicherten, nicht aus, aber unter allen Schätzen, die er sah, entzückte ihn kein Anblick so, als der des wohlbekannten Schirmes seines Bruders Heisa. Nun suchte er auch nach dem Ring, den Juchhe besessen hatte, entdeckte auch diesen, und durch die Gewißheit, seine Brüder hier zu finden, überglücklich, bat er den Sultan, ihm doch noch diese beiden Gegenstände zu schenken. „Herzlich gern," sagte der Sultan, „mich wundert nur, daß Du so armselige Dinge wählest. Sie gehörten zwei Abenteurern an, die, ich weiß nicht durch welche Mittel, eine Zeit lang mit ungeheuerm Aufwande hier an meinem Hof gelebt haben und sich für die Söhne eines Paschas ausgaben, um gleich andern einen Wettkampf im Schach mit

mir zu versuchen. Nachdem ich sie besiegt hatte, wollte ich ihre Reichtümer dem Vertrage gemäß einziehen, doch fand man einen weit kleineren Schatz, als man nach der Pracht ihres Aufzuges erwartet hatte. Allah nur mag wissen, wo sie ihre Güter geborgen haben. Ich hoffte immer, es noch bei ihrer Hinrichtung zu erfahren. Diese beiden armseligen Gegenstände wurden anfangs ihrer Unscheinbarkeit wegen für Talismane gehalten, aber wir haben daran nichts Außerordentliches entdecken können." Immerbesser atmete wieder auf. Dem Sultan war das Zauberwort, mit welchem der Schirm allein geöffnet werden konnte, verborgen geblieben und er hatte den Ring nicht an dem rechten Finger zu tragen verstanden.

Immerbesser klärte ihn auch darüber nicht auf; er eilte nun zu den bereits ihrer Haft entlassenen Gefangenen, die ihren Befreier mit Jubel und Dank begrüßten. Doch Immerbessers Blick suchte nur seine Brüder, die nicht ahnten, daß sie in ihrem Retter den Bruder finden sollten. Ihr Entzücken und ihre Dankbarkeit glich ihrem Erstaunen, als sie den Bruder erkannten, und erfuhren, daß der Zauber, welcher sie befreit, nur in der Liebe und Ausdauer ihres Drillingsbruders bestanden hatte. Die Brüder begannen nun einander ihre Schicksale zu erzählen; unter anderm hörte Immerbesser von einem Einverständnis seines Bruders Juchhe mit der Prinzessin Gülnare. „Wie? Du liebst die Prinzessin?" fragte er.

„Mehr als mein Leben," sagte Juchhe. „Und sie erwidert Deine Liebe?" „Sie sandte mir Zeichen ihres Wohlwollens in meinen Kerker und wenn sie ihren Gatten, wie Du sagst, selbst erwählen darf, dann ist mir nicht bange. Aber ich muß sie sehen, muß mich ihr zu Füßen werfen." „Halt," sagte Immerbesser, „nimm vorher Deinen Ring zurück, und vergiß nicht, daß *sein Zauber* Dir wohl zum Teil das Glück verlieh, ihr zu gefallen."

Juchhe seufzte tief auf, indem er den Ring empfing, er wäre so gern *seiner selbst willen* geliebt worden. Immerbesser begriff seinen Schmerz. „Lieber Bruder," sagte er, „ich sprach nur von der Kunst zu *gefallen*, die der Liebe vorangehen muß, aber Du wünschest ja mehr als zu gefallen, Du willst geliebt sein und das wirst Du Dir selbst verdienen."

Als der Sultan von der Wahl der Prinzessin Gülnare hörte, ward er zornig, daß sie auf einen solchen Landstreicher gefallen sei, und berief seinen Großrat, um mit seiner Hülfe die Erhebung seines Eidams zum Sultan für unmöglich zu erklären. Immerbesser kam seinen Wünschen entgegen. Er bat den Sultan, nachdem er die Prinzessin leicht vermocht hatte, ihren Ansprüchen an die Krone zu entsagen, sie alle in Frieden in seine Heimat ziehen zu lassen und der Sultan war sehr zufrieden mit diesem Abkommen. Immerbesser rüstete nun alles zur Abreise. Der Sultan, froh, der einzige Herrscher im Reich zu bleiben, stattete seine Tochter aufs prächtigste aus und gab ihr ein reiches Gefolge von Sklaven, Kamelen und Pferden. Auch Immerbesser und Heisa schlossen sich zum Schein der Karawane an, aber alsbald zogen sie die Gelegenheit des Schirmes doch vor, der sie rasch in die Heimat brachte, obwohl Immerbesser nicht vergaß, bei dem Einsiedler einzukehren. Doch allen Dank, den er dem alten Münzensammler aussprach, wies dieser zurück. „Mein Sohn," sagte er, „Du hast alles durch Dich selbst, durch den Ernst Deines Strebens erreicht." Heisa sah demütig ein, wie das Kleid des Bruders diesen allein gefördert hatte, und bat ihn, es auch mitunter tragen zu dürfen. Aber er war der schweren Tracht zu ungewohnt, und wirklich ist sie nicht jedermanns Sache. Es gehören starke Schultern für ein solches Kleid.

Schneeweißchen.

Es war einmal eine Königin, die hatte keine Kinder und wünschte sich eins, weil sie so ganz einsam war. Da sie nun eines Tages an einer Stickerei saß und den Rahmen von schwarzem Ebenholz betrachtete, während es schneite und Schneeflocken vom Himmel fielen, war sie in so tiefen Gedanken, daß sie sich heftig in die Finger stach, so daß drei Blutstropfen auf den weißen Schnee fielen; und da mußte sie wieder daran denken, daß sie kein Kind hatte. „Ach!" seufzte die

Königin, „hätte ich doch ein Kind, so rot wie Blut, so weiß wie Schnee, so schwarz wie Ebenholz!“

Und nach einer Zeit bekam diese Königin ein Kind, ein Mägdlein. Das war so weiß wie Schnee an seinem Leibe, und seine Wangen blüheten wie blutrote Röselein, und seine Haare waren so schwarz wie Ebenholz. Die Königin freute sich, nannte das Kind Schneeweißchen, und bald darauf starb sie. Da der König nun ein Witwer geworden war und kein Witwer bleiben wollte, so nahm er sich eine andre Gemahlin, die war ein stattliches Weib voll hoher Schönheit, aber auch voll unsäglichen Stolzes, und auch so eitel, daß sie sich für die schönste Frau in der ganzen Welt hielt. Dazu war sie zumal durch einen Zauberspiegel verleitet, der sagte ihr immer, wenn sie hineinsah und fragte:

„Spieglein, Spieglein an der Wand,
Wer ist die Schönste im ganzen Land?“
„„Ihr, Frau Königin seid die Schönste im Land.““

Und der Spiegel schmeichelte doch nicht, sondern sagte die Wahrheit wie jeder Spiegel.

Das kleine Schneeweißchen, der Königin Stieftochter, wuchs heran und wurde die schönste Prinzessin, die es nur geben konnte, und wurde noch viel schöner als die schöne Königin. Diese fragte, als das Schneeweißchen sieben Jahr alt war, wieder ihren treuen Spiegel:

„Spieglein, Spieglein an der Wand.
Wer ist die Schönste im ganzen Land?“

aber da antwortete der Spiegel nicht wie sonst, sondern er antwortete:

„Frau Königin, Ihr seid die Schönste hier,
Aber Schneeweißchen ist tausendmal schöner als Ihr.“

Darüber erschrak die Königin zum Tode, und es war ihr, als kehre sich ihr ein Messer im Busen um, und da kehrte sich auch ihr Herz um gegen das unschuldige Schneeweißchen, das nichts zu seiner übergroßen Schönheit konnte. Und weil sie weder Tag noch Nacht Ruhe hatte vor ihrem bösen neidischen Herzen, so berief sie ihren Jäger zu sich und sprach: „Dieses Kind, das Schneeweißchen, sollst Du in den dichten

Wald führen und es töten. Bringe mir Lunge und Leber zum Wahrzeichen, daß Du mein Gebot vollzogen!"

Und da mußte das arme Schneeweißchen dem Jäger in den wilden Wald folgen, und im tiefsten Dickicht zog er seine Wehr und wollte das Kind durchstoßen. Das Schneeweißchen weinte jämmerlich und flehte, es doch leben zu lassen, es habe ja nichts verbrochen, und die Thränen und der Jammer des unschuldigen Kindes rührten den Jäger auf das innigste, so daß er bei sich dachte: „Warum soll ich mein Gewissen beladen und dies schöne unschuldige Kind ermorden? Nein, ich will es lieber laufen lassen! Fressen es die wilden Tiere, wie sie wohl thun werden, so mag das die Frau Königin vor Gott verantworten." Und da ließ er Schneeweißchen laufen, wohin es wollte, fing ein junges Wild, stach es ab, und weidete es aus, und brachte Lunge und Leber der bösen Königin. Die nahm beides und briet es in Salz und Schmalz und verzehrte es, und war froh, daß sie, wie sie vermeinte, nun wieder allein die Schönste sei im ganzen Lande. Schneeweißchen im Walde wurde es bald angst und bange, wie es so mutterseelenallein durch das Dickicht schritt, und wie es zum erstenmale die harten spitzen Steine fühlte, wie die Dornen ihm das Kleid zerrissen, und vollends, als es zum erstenmale wilde Tiere sah. Aber die wilden Tiere thaten ihm gar nichts zuleide; sie sahen Schneeweißchen an, und fuhren in die Büsche. Und das Mägdlein ging den ganzen Tag und ging über sieben Berge.

Des Abends kam Schneeweißchen an ein kleines, kleines Häuschen mitten im Walde, da ging es hinein, sich auszuruhen, denn es war sehr müde, war auch sehr hungrig und sehr durstig. Darinnen in dem kleinen, kleinen Häuschen war alles gar zu niedlich und zierlich und dabei sehr sauber. Es stand ein kleines Tischlein in der Stube, das war schneeweiß gedeckt, und darauf standen und lagen sieben Tellerchen, auf jedem ein wenig Gemüse und Brot, sieben Löffelchen, und sieben Paar Messerchen und Gäbelchen, sieben Becherchen. Und an der Wand standen sieben Bettchen, alle blütenweiß überzogen. Da aß nun das hungrige Schneeweißchen von den sieben Tellerchen, nur ein klein wenig von jedem, und trank aus jedem Becherchen ein Tröpflein Wein. Dann legte es sich in eins der sieben

Bettchen, um zu ruhen, aber das Bettchen war zu klein, und sie mußte es in einem andern probieren, doch wollte keins recht passen, bis zuletzt das siebente, das paßte, da hinein schlüpfte Schneeweißchen, deckte sich zu, betete zu Gott und schlief ein, tief und fest wie fromme Kinder, die gebetet haben, schlafen.

Derweil wurde es Nacht, und da kamen die Häuschensherren, sieben kleine Bergmännerchen, jedes mit einem brennenden Grubenlichtchen vorn am Gürtel, und da sahen sie gleich, daß Eins dagewesen war. Der erste fing an zu fragen: „Wer hat auf meinem Stühlchen gesessen?" Der zweite fragte: „Wer hat von meinem Tellerchen gegessen?" Der dritte fragte: „Wer hat von meinem Brötchen gebrochen?" Der vierte: „Wer hat von meinem Gemüslein geleckt?" Der fünfte: „Wer hat mit meinem Messerchen geschnitten?" Der sechste: „Wer hat mit meinem Gäbelchen gestochen?" und der siebente fragte: „Wer hat aus meinem Becherchen getrunken?" Wie die Zwerglein also gefragt hatten, sahen sie sich nach ihren Bettchen um, und fragten: „Wer hat in unsern Bettchen gelegen?" bis auf den siebenten, der fragte nicht so; sondern: „Wer liegt in meinem Bettchen?" denn da lag das Schneeweißchen darin. Da leuchteten die Bergmännerchen mit ihren Lämpchen alle hin, und sahen mit Staunen das schöne Kind, und störten es nicht, sondern sie ließen den siebenten in ihren Bettchen liegen, in jedem ein Stündchen, bis die Nacht herum war. Da nun der Morgen mit seinen frühen Strahlen in das kleine, kleine Häuschen der Zwerglein schien, wachte Schneeweißchen auf und fürchtete sich vor den Zwergen. Die waren aber ganz gut und freundlich und sagten, es solle sich nicht fürchten, und fragten, wie es heiße? Da sagte und erzählte Schneeweißchen nun alles, wie es ihm ergangen sei. Darauf sagten nun die Zwergmännchen: „Du kannst bei uns in unserm Häuschen bleiben, Schneeweißchen, und kannst uns unser Essen kochen, unsere Wäsche waschen, und alles hübsch rein und sauber halten, auch unsere Bettchen machen." Das war Schneeweißchen recht, und es hielt den Zwergen haus. Die thaten am Tage ihre Arbeit in den Bergen, tief unter der Erde, wo sie Gold und Edelsteine suchten, und abends kamen sie und aßen, und legten sich in ihre sieben Bettchen.

Unterdessen war die böse Königin froh geworden in ihrem argen Herzen, daß sie nun wieder die Schönste war, wie sie meinte, und versuchte den Spiegel wieder und fragte ihn:

„Spieglein, Spieglein an der Wand,
Wer ist die Schönste im ganzen Land?"

Da antwortete der Spiegel:

„Frau Königin! Ihr seid die Schönste hier,
Aber Schneeweißchen über den sieben Bergen,
Bei den sieben guten Zwergen,
Das ist noch tausendmal schöner als Ihr!"

Das war wiederum ein Dolchstich in das eitle Herz der Frau Königin, und sie sann nun Tag und Nacht darauf, wie sie dem Schneeweißchen ans Leben käme, und endlich fiel ihr ein, sich verkleidet selbst zu Schneeweißchen aufzumachen, und sie verstellte ihr Gesicht, und zog geringe Kleider an, nahm auch einen Allerhandkram, und ging über die sieben Berge, bis sie an das kleine, kleine Häuschen der Zwerge kam. Da klopfte sie an die Thüre und rief: „Holla! Holla! Kauft schöne Waren!" Die Zwerge hatten aber dem Schneeweißchen gesagt, es solle sich vor fremden Leuten in acht nehmen, vornehmlich vor der bösen Königin. Deshalb sah das Mägdlein vorsichtig heraus, da sah sie den schönen Tand, den die Frau zu Markte trug, die schönen Halsketten und Schnüre und allerlei Putz. Da dachte Schneeweißchen nichts Arges und ließ die Krämerin herein und kaufte ihr eine Halsschnure ab, und die Frau wollte ihr zeigen, wie diese Schnur umgethan würde, und schnürte ihm von hinten den Hals so zu, daß Schneeweißchen gleich der Odem ausging, und es tot hinsank. „Da hast Du den Lohn für Deine übergroße Schönheit!" sprach die böse Königin, und hob sich von dannen.

Bald darauf kamen die sieben Zwerglein nach Hause, und da fanden sie ihr schönes, liebes Schneeweißchen tot und sahen, daß es mit der Schnur erdrosselt war. Geschwinde schnitten sie die Schnur entzwei und träufelten einige Tropfen von der Goldtinktur auf Schneeweißchens blasse Lippen, da begann es leise zu atmen und wurde

allmählich wieder lebendig. Als es nun erzählen konnte, erzählte es, wie die alte Krämersfrau ihr den Hals böslich zugeschnürt, und die Zwerge riefen: „Das war kein anderes Weib, als die falsche Königin! Hüte Dich und lasse gar keine Seele in das kleine Häuschen, wenn wir nicht da sind."

Die Königin trat, als sie von ihrem schlimmen Gange wieder nach Hause kam, gleich vor ihren Spiegel und fragte ihn:

„Spieglein, Spieglein an der Wand,
Wer ist die Schönste im ganzen Land!"

und der Spiegel antwortete:

„Frau Königin! Ihr seid die Schönste allhier,
Aber Schneeweißchen über den sieben Bergen,
Bei den sieben guten Zwergen,
Das ist noch tausendmal schöner als Ihr."

Da schwoll der Königin das Herz vor Zorn, wie einer Kröte der Bauch, und sie sann wieder Tag und Nacht auf Schneeweißchens Verderben. Bald nahm sie wieder die falsche Gestalt einer andern Frau an durch Verstellung ihres Gesichts und fremdländische Kleidung, machte einen vergifteten Kamm, den that sie zu anderm Kram, und ging über die sieben Berge, an das kleine, kleine Zwergenhäuslein. Dort klopfte sie wieder an die Thüre, rief: Holla! Holla! Kauft schöne Waren! Holla!" Schneeweißchen sah zum Fenster heraus und sagte: „Ich darf niemand hereinlassen!" Das Kramweib aber rief: „Schade um die schönen Kämme!" Und dabei zeigte sie den giftigen, der ganz golden blitzte. Da wünschte sich Schneeweißchen von Herzen einen goldnen Kamm, dachte nichts Arges, öffnete die Thüre und ließ die Krämerin herein und kaufte den Kamm.

„Nun will ich Dir auch zeigen, mein allerschönstes Kind, wie der Kamm durch die Haare gezogen und wie er gesteckt wird," sprach die falsche Krämerin, und strich dem Schneeweißchen durchs Haar; da wirkte gleich das Gift, daß das arme Kind umfiel und tot war. „So, nun wirst Du wohl das Wiederaufstehen vergessen," sprach die böse Königin und entfloh aus dem Häuschen.

Bald darauf — und das war ein Glück — wurde es Abend und da kamen die sieben Zwerge wieder nach Hause, fanden das arme Schneeweißchen für tot, und fanden in seinen schönen Haaren den giftigen Kamm. Diesen zogen sie geschwind aus dem Haar, und da kam es wieder zu sich. Und die Zwerge warnten es aufs neue gar sehr, doch ja niemand ins Häuschen zu lassen.

Daheim trat die böse Königin wieder vor ihren Spiegel und fragte ihn:

„Spieglein, Spieglein an der Wand,
Wer ist die Schönste im ganzen Land?"

Und der Spiegel antwortete:

„Frau Königin! Ihr seid die Schönste allhier,
Aber über den sieben Bergen,
Bei den sieben guten Zwergen,
Ist Schneeweißchen noch tausendmal schöner als Ihr."

Da wußte sich die Königin vor giftiger Wut darüber, daß alle ihre bösen Ränke gegen Schneeweißchen nichts fruchteten, gar nicht zu lassen und zu fassen, und that einen schweren Fluch, Schneeweißchen müsse sterben, und solle es ihr, der Königin, selbst das Leben kosten. Und darauf machte sie heimlich einen schönen Apfel giftig, aber nur auf einer Seite, wo er am schönsten war, nahm dazu noch einen Korb voll gewöhnlicher Äpfel, verstellte ihr Gesicht, kleidete sich wie eine Bäuerin, ging abermals über die sieben Berge, und klopfte am Zwergenhäuslein an, indem sie rief: „Holla! Schöne Äpfel kauft! kauft!" Schneeweißchen sah zum Fenster heraus, und sagte: „Geht fort, Frau, ich darf nicht öffnen und auch nichts kaufen!"

„Auch gut, liebes Kind!" sprach die falsche Bäuerin. „Ich werde auch ohne Dich meine schönen Äpfel noch alle los! Da hast Du einen umsonst!"

„Nein, Ich danke schön, Ich darf nichts annehmen!" rief Schneeweißchen. „Denkst wohl gar, der Apfel wäre vergiftet? Siehst Du, da beiße ich selber hinein! Das schmeckt einmal gut! So hast Du in Deinem ganzen Leben keinen Apfel gegessen." Dabei biß das trüge-

rische Weib in die Seite des Apfels, die nicht vergiftet war, und da wurde Schneeweißchen lüstern, und griff nach dem Apfel hinaus, und die Bäuerin reichte ihn hin und blieb stehen. Kaum hatte Schneeweißchen den Apfel auf der andern Seite angebissen, wo er ein schönes rotes Bäckchen hatte, so wurden Schneeweißchens rote Bäckchen ganz blaß und es fiel um und war tot.

„Nun bist Du aufgehoben, Ding!" sprach die Königin und ging fort, und zu Hause trat sie vor den Spiegel und fragte wieder:

„Spieglein, Spieglein an der Wand,
Wer ist die Schönste im ganzen Land?"

Und der Spiegel antwortete dieses Mal:

„Ihr, Frau Königin, seid allein die Schönste im Land."

Nun war das Herz der bösen Königin zufrieden, so weit ein Herz voll Bosheit und Tücke und Mordschuld zufrieden sein kann.

Aber wie erschraken die sieben guten Zwerge, als sie abends nach Hause kamen, und ihr Schneeweißchen ganz tot fanden. Vergebens suchten sie nach einer Ursache, und vergebens suchten sie die Wunderkraft ihrer Goldtinktur, Schneeweißchen war und blieb jetzt tot.

Da legten die betrübten Zwerglein das liebe Kind auf eine Bahre, und setzten sich darum herum, und weinten drei Tage lang, hernach wollten sie es begraben. Aber da Schneeweißchen noch nicht wie tot aussah, sondern noch frisch wie ein Mägdlein, das schläft, so wollten sie es nicht tief in die Erde senken, sondern sie machten einen schönen Sarg von Glas, da hinein legten sie es, und schrieben darauf: Schneeweißchen eine Königstochter — und setzten dann den Sarg auf einen von den sieben Bergen, und hielten immer einer von ihnen Wache bei dem Sarge. Da kamen auch die Tiere aus dem Walde und weinten über Schneeweißchen, die Eule, der Rabe und das Täublein.

Und so lag Schneeweißchen lange Jahre in dem Sarge, ohne daß es verwese, vielmehr sah es noch so frisch und so weiß aus wie frischgefallener Schnee, und hatte wieder rote Wängelein, wie frische Blutröschen, und die schwarzen ebenholzfarbenen Haare. Da kam ein

junger schöner Königssohn zu dem kleinen Zwerghäuslein, der sich verirrt hatte in den sieben Bergen, und sah den gläsernen Sarg stehen und las die Schrift darauf: Schneeweißchen eine Königstochter — und bat die Zwerge, ihm doch den Sarg mit Schneeweißchen zu überlassen, er wolle denselben ihnen abkaufen.

Die Zwerge aber sprachen: „Wir haben Goldes die Fülle, und brauchen Deines nicht! Und um alles Gold in der Welt geben wir den Sarg nicht her." — „So schenkt ihn mir!" bat der Königssohn. „Ich kann nicht sein ohne Schneeweißchen, ich will es aufs höchste ehren und heilig halten, und es soll in meinem schönsten Zimmer stehen; ich bitte Euch darum!"

Da wurden die Zwerglein von Mitleid bewegt, und schenkten ihm Schneeweißchen im gläsernen Sarge. Den gab er seinen Dienern, daß sie ihn vorsichtig forttrügen, und er folgte sinnend nach. Da stolperte der eine Diener über eine Baumwurzel, daß der Sarg schütterte, und hätten ihn beinahe fallen lassen, und durch das Schüttern fuhr das giftige Stückchen Apfel, das Schneeweißchen noch im Munde hatte (weil es umgefallen war, ehe es den Bissen verschluckt), heraus, und da war es mit einemmale wieder lebendig.

Geschwind ließ es der Königssohn niedersetzen, öffnete den Sarg, und hob es mit seinen Armen heraus, und erzählte ihm alles, und gewann es nun erst recht lieb, und nahm es zu seiner Gemahlin, führte es auch gleich in seines Vaters Schloß, und wurde zur Hochzeit zugerüstet mit großer Pracht, auch viele hohe Gäste wurden geladen, darunter auch die böse Königin. Die putzte sich auf das allerschönste, trat vor ihren Spiegel, und fragte wieder:

„Spieglein, Spieglein an der Wand,
Wer ist die Schönste im ganzen Land?"

darauf antwortete der Spiegel:

„Frau Königin, Ihr seid die Schönste allhier,
Aber die junge Königin ist noch tausendmal schöner als Ihr!"

Da wußte die Königin nicht, was sie vor Neid und Scheelsucht sagen und anfangen sollte, und es wurde ihr ganz bange ums Herz, und

wollte erst gar nicht auf die Hochzeit gehen; dann wollte sie aber doch die sehen, die schöner sei, als sie, und fuhr hin. Und wie sie in den Saal kam, trat ihr Schneeweißchen als die allerschönste Königsbraut entgegen, die es jemals gegeben, und da mochte sie vor Schrecken in die Erde sinken.

Schneeweißchen aber war nicht allein die Allerschönste, sondern sie hatte auch ein großes edles Herz, das die Unthaten, die die falsche Frau an ihr verübt, nicht selbst rächte. Es kam aber ein giftiger Wurm, der fraß der bösen Königin das Herz ab, und dieser Wurm war der Neid.

Der Fischerssohn, der Rappe und der Schimmel.

In einem großen Walde lag ein großer See, daran wohnte ein Fischer mit seiner Frau. Gott hatte ihnen fünf Söhne geschenkt, einer schöner als der andere. Jeden Tag, sobald der Morgen anbrach, zog der Fischer zu dem See und warf seine Netze aus und abends zog er sie ein und stets hatte er sie voll guter, schöner Fische. Es war, als ob ein besonderer Segen auf seiner Arbeit ruhe; der schien von einem kleinen Männchen herzukommen, welches sich jeden Tag an dem See sehen ließ und in dem Kahne und an den Netzen herumsprang, als ob es die Fische locke.

Als die Söhne größer wurden, mußten sie mit auf den Fischfang ausziehen, und es ging der Reihe nach jeden Tag ein anderer; die übrigen vier trugen indessen die Fische in die Stadt und verkauften sie um ein schön Stück Geld. Der jüngste, welcher eben zwanzig Jahr alt war, zog auch eines Tages wieder mit zum See; aber das graue Männchen ließ sich an dem Morgen nicht blicken, und abends war kein Fisch im Netz. Schon wollten die beiden heimgehn, da kam es dahergesprungen und frug: „Nun ihr Leutchen, wie geht es heut?“ „Schlecht, sehr schlecht“, sprach der Fischer, „wir haben nicht einen

Fisch gefangen." „Fischer, willst Du mir dort Deinen jüngsten Sohn verkaufen?" „Um keinen Preis verkaufe ich mein eigen Fleisch und Blut", rief der Mann. „Ich fülle Deinen Nachen mit purem gelben Gold, sodaß Du ein reicher Mann bist auf ewige Zeit", sprach das Männchen, „thust Du es aber nicht, dann hast Du keinen Segen mehr und hast gestern Deinen letzten Fisch gefangen." Da fing der Fischer doch an, sich die Sache zu überlegen und sprach: „Ja, wenn ich wüßte, wo er bleibt und wie es ihm geht." „Es geschieht ihm gar nichts zuleide, er hat mir nur zu folgen und zwei Pferde zu füttern, einen Schimmel und einen Rappen. Übrigens mag er spazieren gehen oder reiten und kann thun was er will, darf Dich auch alle drei Monate besuchen." „Dann bin ich es zufrieden," sprach der Fischer, „wenn nur mein Sohn will." Der war aber ein herzensguter Mensch und sagte: „Vater, da ich Euch glücklich machen kann, so gehe ich mit dem grauen Männchen." Der Fischer nahm Abschied von ihm und dem Männchen. Als er wieder zu seinem Nachen kam, da glänzten ihm helle Haufen Gold entgegen, sodaß er ein steinreicher Mann war.

Der Jüngling folgte dem Männchen, welches ihn immer weiter in den Wald führte bis in ein schönes Schloß. Dort zeigte es ihm alle Zimmer und die waren so prächtig, daß es nicht zu sagen ist. In einem derselben stand eine Menge von Büchern. „Die darfst Du alle lesen," sprach das Männchen, „nur das eine dort in der Ecke nicht, es wäre Dein Unglück." Zuletzt führte es ihn in den Stall, da standen zwei Pferde, ein Schimmel und ein Rappe. „Diese hast Du zu füttern," sprach das Männchen, „und das ist Deine einzige Arbeit. Den Schimmel darfst Du nie reiten; Du mußt ihm alle Tage zwei Maß Wein geben, viel gutes Brot, ihn hart striegeln und sauber putzen, denn ich halte große Stücke auf ihn. Der Rappe bekommt Hafer und Heu und Wasser; auf ihm darfst Du nach Hause und in den Wald reiten, so viel Du willst. Alle Arbeit muß aber bei Tage gethan sein und Du darfst nie mit Licht in den Stall gehen. Thust Du das treu und fleißig und befolgst nie die Ratschläge Deiner Mutter, dann hast Du es gut und Dein Glück ist gemacht."

Der Jüngling versprach es und hielt auch sein Wort. Wenn er mit seiner Arbeit fertig war, las er in den Büchern und lernte viele

Dinge, die nicht gerade jeder weiß. Aber es hatte doch eine eigene Bewandtnis mit dem Schlosse und es ging dort nicht mit rechten Dingen zu. Gewöhnlich sah er nur das Männchen, welches jeden Tag kam und ihn oft wegen seines Fleißes lobte und ermunterte, nur so fort zu fahren, es werde sein Glück sein. Wenn er aber oft abends im Garten saß und so über allerhand nachdachte, dann sah er zwei Gestalten herumwandeln, von denen er nicht recht zu sagen wußte, was sie eigentlich wären. Die eine schien groß wie ein Riese und war doch keiner, die andere schien kleiner und wie ein Weib, aber sie war doch keins. Die fuhren da herum, erschienen und verschwanden, und er konnte weiter nichts bemerken, als daß die zweite immer betrübt und zu weinen schien. Er zerbrach sich oft den Kopf darüber, wurde aber darum kein Haarbreit klüger, als er gewesen war.

Nachdem ein Vierteljahr herum war, bat der Jüngling das Männchen um Urlaub, er wolle einmal seine Eltern wieder sehn. Das Männchen bewilligte es ihm gern, nur riet es ihm abermals, den Ratschlägen seiner Mutter kein Gehör zu geben. Der Jüngling ritt auf seinem Rappen weg und stand, ehe er sich's versah, am See. Als er aber nach seines Vaters Hause suchte, war davon nichts mehr zu sehen, und an seiner Stelle stand ein prächtiges Schloß. Man kann sich denken, mit welcher Freude ihn seine Eltern empfingen. Seine Brüder waren alle verheiratet und reiche Kaufleute in großen Städten. Das hielt ihm seine Mutter vor und sprach: „Diese sind versorgt, du weißt aber noch nicht, was Du hast; Du mußt jetzt bald an Deine Zukunft denken." Nachdem er ihr aber erst erzählt hatte, wie alles im Schlosse war und zuging, da ließ sie ihm keine Ruhe mehr und sagte: „Sei kein Thor und überzeuge Dich von allem. Das graue Männchen mißgönnt Dir Dein Glück. Ich an Deiner Stelle müßte vor allem wissen, was in dem Buche steht, eher könnte ich die Nacht kein Auge zuthun und es schmeckte mir weder Essen noch Trinken. Das graue Männchen erfährt ja nichts davon, Du mußt es nur recht heimlich thun." Also redete sie ihm so viel und so lange zu, bis er ihr versprach, er wolle das Buch lesen und ihr, wenn er wiederkomme, sagen, was darin steht.

Nach einigen Tagen nahm er Abschied von seinen Eltern und

ritt nach dem Schlosse zurück. Dort besiegte er wohl anfangs die Versuchung, nach dem Buche zu greifen; nach und nach aber, als sie immer wiederkehrte, meinte er, es sei ihm ja nur verboten, darin zu lesen, sehen könne er es immer. Als er es eine Zeitlang gesehen und immer wieder gesehen hatte, meinte er, ein wenig könne er immer darin lesen; aber als er einmal am Lesen war, da ruhte er nicht mehr, bis er es ausgelesen hatte. Jetzt wußte er wohl, daß der Schimmel eine verwünschte Prinzessin und der Riese ihr Vater sei, daß das Schloß ihr gehöre und sie jede Nacht Menschengestalt annähme; auch wußte er, wie sie erlöst werden konnten. Aber im selben Augenblicke stand auch das graue Männchen vor ihm und fragte: „Was hast Du gemacht?" Läugnen half da nichts, das Männchen faßte ihn beim Kragen und warf ihn vor die Thür des Schlosses, indem es sprach: „Hättest Du nur ein Jahr lang meinen Ratschlägen gefolgt, dann wärst Du glücklich auf Lebenszeit, jetzt magst Du Säue hüten. Das hast Du davon," und da flog das Thor hinter ihm zu.

Da stand er nun im wilden Walde und ganz mutterseelenallein. Er faßte aber bald Mut, dachte, es sei ja nicht alles verloren und er wisse doch, wie er die Prinzessin erlösen könne, schnitt sich einen Stock und arbeitete sich durch das Gebüsch. Viele Tage ging er also weiter und nährte sich von Wurzeln und Kräutern. Endlich wurde es lichter, und er kam in ein Dorf. Da frug er die Bauern, ob es keinen Dienst für ihn gebe? „Ja wohl," sprach einer von ihnen, „wenn Du mir die Säue hüten willst, dann kannst Du bei mir ankommen." Das war allerdings hart und besonders jetzt, nachdem er es lange Zeit so gut gehabt hatte; aber was wollte er machen? Er wurde mit dem Bauer um einen geringen Lohn einig, bekam ein Eckchen neben dem Schweinestall als Schlafstelle und trieb am folgenden Morgen mit seinen Schweinen aus. Wie er nun so auf dem Felde saß und über sein Schicksal nachdachte, rauschte es gewaltig über ihm in der Luft und da flog der Vogel Greif daher und ließ sich in der Ferne auf einen Berg nieder. Er rieb sich vergnügt die Hände und lachte so recht froh in sich hinein; denn von dem Vogel Greif hatte er in dem Buche gelesen. Als der Vogel am folgenden Tage wiederkam und desselben Weges flog, erzählte er abends dem Bauer davon. „Ich

kenne ihn nur allzuwohl," sprach der Bauer, „er hat mir mehr als ein Schwein gefressen, darum nimm Dich nur in acht, daß Du dem Berge nicht zu nahe kommst." „Ei was, mir holt er kein Schwein," rief der Jüngling, „und jetzt treibe ich geraden Wegs nach dem Berge hin." „Das magst Du thun," sprach der Bauer, „fehlt aber am Abend ein Schwein, dann bekommst Du Prügel, und ich jage Dich weg."

„Frisch gewagt ist halb gewonnen," sprach der Jüngling, als er am folgenden Morgen die Herde austrieb und auf den Berg zu; denn auch von dem Berge stand in dem Buche geschrieben. Gegen Mittag kam der Vogel Greif herangeflogen wie eine große dunkle Wolke. Als er nahe bei dem Berge die Schweineherde erblickte, schoß er nieder und packte eins mit seinen großen grausigen Klauen; aber der Jüngling hatte nicht vergessen, was er weiter in dem Buche gelesen hatte; er riß ihm schnell drei Federn aus, steckte zwei hinter die Ohren und nahm eine in den Mund; da war er so stark und konnte fliegen trotz dem Vogel Greif. Jetzt riß er ihm das Schwein weg, griff ihn am Halse und drückte ihm die Kehle zu, bis der mächtige Vogel tot dahin sank. Alsdann schnitt er ihm mit dem Messer den Leib auf und holte ein großes weißes Ei heraus: Damit konnte er die Prinzessin erlösen. Heisa, jetzt war er wieder obenauf und hätte mit keinem Kaiser und König getauscht. Jubelnd und singend trieb er seine Herde heim. Der Bauer erstaunte, daß er schon so frühe zurückkam; aber ehe er noch fragen konnte, was die Ursache davon sei, erhob sich der Jüngling durch die Kraft der Greifenfedern in die Luft und der Bauer hatte das Nachgucken.

Er flog aber hoch, hoch empor und schaute sich um, bis er das Schloß erblickte. In der Nähe desselben ließ er sich auf einem Baume nieder und wartete den Abend ab. Dann flog er auf einen hohen Lindenbaum, welcher in dem Garten stand und worunter er die beiden Gestalten jeden Abend hatte sitzen sehen. In den Ästen verborgen, hielt er sich ganz still. Als er eine Weile da gesessen hatte, öffnete sich die Stallthür; zuerst schlüpfte das graue Männchen heraus, dann kam die weinende Frauengestalt, und zuletzt die Riesengestalt. Das Männchen lief ins Schloß, die beiden andern aber kamen unter den Lindenbaum und setzten sich unter ihm nieder. Ach, wie klopfte ihm jetzt das

Herz! Er griff leise in den Sack, faßte das Ei, zielte gut und patsch! flog es gegen des Riesen Stirn. Zugleich aber that es einen Donnerschlag, als breche das ganze Schloß zusammen, sodaß der Jüngling sich an den Ästen der Linde halten mußte und die Augen zudrückte. Als er wieder aufschaute, waren die beiden Gestalten verschwunden, und es stand da ein König mit goldner Krone auf dem Haupte und eine Prinzessin so wunderschön, daß es ihresgleichen nicht mehr giebt. Aus dem Schlosse kamen die Hofherren und Diener gerannt, alle begrüßten sich und küßten sich. Der König aber wandte sich um und rief dem Jüngling zu, er möge niedersteigen. Als er das gethan, legte er des Jünglings Hand und die der Prinzessin zusammen und sprach: „Du hast es um uns verdient, daß Du mein Sohn wirst; wahre Dir Dein gutes Herz, dann wird das Glück Dich auch bewahren.“ Also wurde der Fischerssohn zu einem königlichen Prinzen, und wenn er nicht gestorben ist, so lebt er heute noch.

Des Kaisers neue Kleider.

Vor vielen Jahren lebte ein Kaiser, der so ungeheuer viel auf neue Kleider hielt, daß er beinahe all sein Geld dafür ausgab, um recht geputzt zu sein. Er kümmerte sich nicht um seine Soldaten, kümmerte sich nicht um Theater, und liebte es nicht, in den Wald zu fahren, außer um seine neuen Kleider zu zeigen. Er hatte einen Rock für jede Stunde des Tages, und ebenso wie man von einem König sagt, er ist im Rat, so sagte man hier immer: „Der Kaiser ist in der Garderobe!“

In der großen Stadt, in welcher er wohnte, ging es sehr munter her. An jedem Tage kamen viele Fremde an, und eines Tages kamen auch zwei Betrüger, die gaben sich für Weber aus und sagten, daß sie das schönste Zeug, was man sich denken könne, zu weben verständen. Die Farben und das Muster seien nicht allein ungewöhnlich schön,

sondern die Kleider, die von dem Zeuge genäht würden, sollten die wunderbare Eigenschaft besitzen, daß sie für jeden Menschen unsichtbar seien, der nicht für sein Amt tauge oder der unverzeihlich dumm sei.

„Das wären ja prächtige Kleider," dachte der Kaiser; „wenn ich solche hätte, könnte ich ja dahinter kommen, welche Männer in meinem Reiche zu dem Amte, das sie haben, nicht taugen, ich könnte die Klugen von den Dummen unterscheiden! Ja, das Zeug muß sogleich für mich gewebt werden!" Er gab den beiden Betrügern viel Handgeld, damit sie ihre Arbeit beginnen sollten.

Sie stellten auch zwei Webstühle auf, thaten, als ob sie arbeiteten, aber sie hatten nicht das Geringste auf dem Stuhle. Trotzdem verlangten sie die feinste Seide und das prächtigste Gold, das steckten sie aber in ihre eigene Tasche und arbeiteten an den leeren Stühlen bis spät in die Nacht hinein.

„Nun möchte ich doch wissen, wie weit sie mit dem Zeuge sind!" dachte der Kaiser, aber es war ihm beklommen zu Mute, wenn er daran dachte, daß der, welcher dumm sei oder schlecht zu seinem Amte tauge, es nicht sehen könne. Nun glaubte er zwar, daß er für sich selbst nichts zu fürchten brauche, aber er wollte doch erst einen andern senden, um zu sehen, wie es damit stehe. Alle Menschen in der ganzen Stadt wußten, welche besondere Kraft das Zeug habe, und alle waren begierig zu sehen, wie schlecht oder dumm ihr Nachbar sei.

„Ich will meinen alten, ehrlichen Minister zu den Webern senden," dachte der Kaiser; „er kann am besten beurteilen, wie das Zeug sich ausnimmt, denn er hat Verstand, und keiner versieht sein Amt besser als er!"

Nun ging der alte, gute Minister in den Saal hinein, wo die zwei Betrüger saßen und an den leeren Webstühlen arbeiteten. „Gott behüte uns!" dachte der alte Minister und riß die Augen auf. „Ich kann ja nichts erblicken!" Aber das sagte er nicht.

Beide Betrüger baten ihn, näher zu treten, und fragten, ob es nicht ein hübsches Muster und schöne Farben seien. Dann zeigten sie auf den leeren Stuhl und der arme, alte Minister fuhr fort die Augen aufzureißen, aber er konnte nichts sehen, denn es war nichts da. „Herr

Gott," dachte er, „sollte ich dumm sein? Das habe ich nie geglaubt, und das darf kein Mensch wissen! — Sollte ich nicht zu meinem Amte taugen? Nein, es geht nicht an, daß ich erzähle, ich könne das Zeug nicht sehen!"

„Nun, Sie sagen nichts dazu?" fragte der eine von den Webern.

„O, es ist niedlich, ganz allerliebst!" antwortete der alte Minister und sah durch seine Brille. „Dieses Muster und diese Farben! — Ja, ich werde dem Kaiser sagen, daß es mir sehr gefällt!"

„Nun, das freut uns!" sagten beide Weber, und darauf benannten sie die Farben mit Namen und erklärten das seltsame Muster. Der alte Minister merkte gut auf, damit er dasselbe sagen könne, wenn er zum Kaiser zurückkomme, und das that er auch.

Nun verlangten die Betrüger mehr Geld, mehr Seide und mehr Gold, um es zum Weben zu gebrauchen. Sie steckten alles in ihre eigenen Taschen, auf den Webstuhl kam kein Faden, aber sie fuhren fort, wie bisher an den leeren Stühlen zu arbeiten.

Der Kaiser sandte bald wieder einen anderen tüchtigen Staatsmann hin, um zu sehen, wie es mit dem Weben stehe und ob das Zeug bald fertig sei; es ging ihm aber gerade wie dem ersten, er sah und sah; weil aber außer dem Webstuhle nichts da war, so konnte er nichts sehen.

„Ist das nicht ein hübsches Stück Zeug?" fragten die beiden Betrüger und zeigten und erklärten das prächtige Muster, welches gar nicht da war.

„Dumm bin ich nicht," dachte der Mann; „es ist also mein gutes Amt, zu dem ich nicht tauge! Das wäre seltsam genug, aber das muß man sich nicht merken lassen!" Daher lobte er das Zeug, welches er nicht sah, und versicherte ihnen seine Freude über die schönen Farben und das herrliche Muster. „Ja, es ist ganz allerliebst!" sagte er zum Kaiser.

Alle Menschen in der Stadt sprachen von dem prächtigen Zeuge. Nun wollte der Kaiser es selbst sehen, während es noch auf dem Webstuhl sei. Mit einer ganzen Schar auserwählter Männer, unter welchen auch die beiden ehrlichen Staatsmänner waren, die schon früher da-

gewesen, ging er zu den beiden listigen Betrügern hin, die nun aus allen Kräften webten, aber ohne Faser oder Faden.

„Ja, ist das nicht prächtig?“ sagten die beiden ehrlichen Staatsmänner. „Wollen Ew. Majestät sehen, welches Muster, welche Farben?“ und dann zeigten sie auf den leeren Webstuhl, denn sie glaubten, daß die andern das Zeug wohl sehen könnten.

„Was!“ dachte der Kaiser; „ich sehe gar nichts! Das ist ja erschrecklich! Bin ich dumm? Tauge ich nicht dazu, Kaiser zu sein? Das wäre das Schrecklichste, was mir begegnen könnte. O, es ist sehr hübsch“, sagte er; „es hat meinen allerhöchsten Beifall!“ und er nickte zufrieden und betrachtete den leeren Webstuhl; er wollte nicht sagen, daß er nichts sehen könne. Das ganze Gefolge, was er mit sich hatte, sah und sah, aber es bekam nicht mehr heraus, als alle die andern, aber sie sagten gleichwie der Kaiser: „O, das ist hübsch!“ und sie rieten ihm, diese neuen prächtigen Kleider das erstemal bei dem großen Feste, das bevorstand, zu tragen. „Es ist herrlich, niedlich, ausgezeichnet!“ ging es von Mund zu Mund, und man schien allerseits innig erfreut darüber. Der Kaiser verlieh jedem der Betrüger ein Ritterkreuz, um es in das Knopfloch zu hängen, und den Titel Hofweber.

Die ganze Nacht vor dem Morgen, an dem das Fest statthaben sollte, waren die Betrüger auf und hatten über sechzehn Lichte angezündet. Die Leute konnten sehen, daß sie stark beschäftigt waren, des Kaisers neue Kleider fertig zu machen. Sie thaten, als ob sie das Zeug aus dem Webstuhl nähmen, sie schnitten in die Luft mit großen Scheren, sie nähten mit Nähnadeln ohne Faden und sagten zuletzt: „Sieh, nun sind die Kleider fertig!“

Der Kaiser mit seinen vornehmsten Beamten kam selbst und beide Betrüger hoben den einen Arm in die Höhe, gerade, als ob sie etwas hielten, und sagten: „Seht, hier sind die Beinkleider! hier ist das Kleid! hier der Mantel!“ und so weiter. „Es ist so leicht wie Spinnewebe; man sollte glauben, man habe nichts auf dem Körper, aber das ist gerade die Schönheit dabei!“

„Ja!“ sagten alle Beamte, aber sie konnten nichts sehen, denn es war nichts.

„Belieben Ew. kaiserliche Majestät Ihre Kleider abzulegen," sagten die Betrüger, „so wollen wir Ihnen die neuen hier vor dem großen Spiegel anziehen!"

Der Kaiser legte seine Kleider ab, und die Betrüger stellten sich, als ob sie ihm ein jedes Stück der neuen Kleider anzögen, welche fertig genäht sein sollten, und der Kaiser wendete und drehte sich vor dem Spiegel.

„Ei, wie gut sie kleiden, wie herrlich sie sitzen!" sagten alle. „Welches Muster! welche Farben! Das ist ein kostbarer Anzug!" —

„Draußen stehen sie mit dem Thronhimmel, welcher über Ew. Majestät getragen werden soll!" meldete der Oberceremonienmeister.

„Seht, ich bin ja fertig!" sagte der Kaiser. „Sitzt es nicht gut?" und dann wendete er sich nochmals zu dem Spiegel; denn es sollte scheinen, als ob er seine Kleider betrachte.

Die Kammerherren, welche die Schleppe tragen sollten, griffen mit den Händen gegen den Fußboden, als ob sie die Schleppe aufhöben, sie gingen und thaten, als hielten sie etwas in der Luft; sie wagten es nicht, es sich merken zu lassen, daß sie nichts sehen konnten.

So ging der Kaiser unter dem prächtigen Thronhimmel, und alle Menschen auf der Straße und in den Fenstern sprachen: „Wie sind des Kaisers neue Kleider unvergleichlich! Welche Schleppe er am Kleide hat! Wie schön sie sitzt! Keiner wollte es sich merken lassen, daß er nichts sah; denn dann hätte er ja nicht zu seinem Amte getaugt, oder wäre sehr dumm gewesen. Keine Kleider des Kaisers hatten solches Glück gemacht als diese.

„Aber er hat ja gar nichts an!" sagte endlich ein kleines Kind. „Hört die Stimme der Unschuld!" sagte der Vater; und der eine zischelte dem andern zu, was das Kind gesagt hatte.

„Aber er hat ja gar nichts an!" rief zuletzt das ganze Volk. Das ergriff den Kaiser, denn das Volk schien ihm recht zu haben, aber er dachte bei sich: „Nun muß ich aushalten." Und die Kammerherren gingen und trugen die Schleppe, die gar nicht da war.

Der Arme und der Reiche.

Vor alten Zeiten, als der liebe Gott noch selber auf Erden unter den Menschen wandelte, trug es sich zu, daß er eines Abends müde war, und ihn die Nacht überfiel, ehe er zu einer Herberge kommen konnte. Nun standen auf dem Wege vor ihm zwei Häuser einander gegenüber, das eine groß und schön, das andere klein und ärmlich anzusehen, und es gehörte das große einem reichen, und das kleine einem armen Manne. Da dachte unser Herrgott: „Dem Reichen werde ich nicht beschwerlich fallen, bei ihm will ich anklopfen.“ Der Reiche, als er an seine Thüre klopfen hörte, machte das Fenster auf und fragte den Fremdling, was er suche? — Der Herr antwortete: „Ich bitte nur um ein Nachtlager.“ Der Reiche guckte den Wandersmann vom Haupte bis zu den Füßen an, und weil der liebe Gott schlichte Kleider trug und nicht aussah wie einer, der viel Geld in der Tasche hat, schüttelte er mit dem Kopfe und sprach: „Ich kann Euch nicht aufnehmen, meine Kammern liegen voll Kräuter und Samen, und sollte ich einen jeden beherbergen, der an meine Thüre klopft, so könnte ich selber den Bettelstab in die Hand nehmen. Sucht anderswo ein Unterkommen!“ Er schlug damit sein Fenster zu und ließ den lieben Gott stehen. Also kehrte ihm der liebe Gott den Rücken, ging hinüber zu dem kleinen Hause und klopfte an. Kaum hatte er angeklopft, klinkte der Arme schon sein Thürchen auf und bat den Wandersmann, einzutreten und bei ihm die Nacht über zu bleiben. „Es ist schon finster, sagte er, und heute könnt Ihr doch nicht weiter kommen.“ Da gefiel es dem lieben Gott und er trat zu ihm ein; die Frau des Armen reichte ihm die Hand, hieß ihn willkommen und sagte, er möchte sich's bequem machen und vorlieb nehmen, sie hätten nicht viel, aber was es wäre, gäben sie von Herzen gern. Dann setzte sie Kartoffeln ans Feuer, und während sie kochten, melkte sie ihre Ziege, damit sie ein bißchen Milch dazu hätten. Und als der Tisch gedeckt war, setzte sich der liebe Gott zu ihnen und aß mit, und es schmeckte ihm die schlichte

Kost gut, denn es waren vergnügte Gesichter dabei. Wie sie gegessen hatten und Schlafenszeit war, rief die Frau heimlich ihren Mann und sprach: „Höre, lieber Mann, wir wollen uns heute nacht eine Streu machen, damit der arme Wanderer sich in unser Bett legen und ausruhen kann, er ist den ganzen Tag über gegangen, da wird einer müde.“ „Von Herzen gern,“ antwortete er, „ich will's ihm anbieten,“ ging zu dem lieben Gott und bat ihn, wenn's ihm recht wäre, möchte er sich in ihr Bett legen und seine Glieder ordentlich ausruhen lassen. Der liebe Gott aber wollte den beiden Alten ihr Lager nicht nehmen; doch ließen sie nicht ab, bis er es endlich that und sich in ihr Bett legte; sich selbst aber machten sie eine Streu auf die Erde. Am andern Morgen standen sie schon vor Tage auf und kochten dem Gast ein warmes Frühstück. Als nun die Sonne durchs Fensterlein herein schien, und der liebe Gott aufgestanden war, aß er mit ihnen, und wollte dann seines Weges ziehen. Doch als er in der Thür stand, sprach er: „Weil ihr so mitleidig und fromm seid, so wünscht Euch dreierlei, das will ich Euch erfüllen.“ Da sagte der Arme: „Was soll ich mir sonst wünschen, als die ewige Seligkeit, und daß wir zwei, so lang wir leben, gesund sind und unser notdürftiges, tägliches Brot haben; fürs dritte weiß ich nichts mehr zu wünschen.“ Der liebe Gott sprach: „Willst Du Dir nicht ein neues Haus für das alte wünschen?“ Da sagte der Mann: „Ja, wenn das ginge, wär's mir wohl lieb.“ Nun erfüllte der Herr ihre Wünsche und verwandelte ihr altes Haus in ein schönes, neues, und als das geschehen war, verließ er sie und zog weiter.

Als es voller Tag war, der Reiche aufstand und sich ins Fenster legte, sah er gegenüber ein schönes neues Haus, da wo sonst eine alte Hütte gestanden hatte. Da machte er große Augen, rief seine Frau und sprach: „Frau, sieh einmal, wie ist das zugegangen? Gestern abend stand dort eine elende Hütte, und nun ist's ein schönes neues Haus; lauf doch einmal hinüber und höre, wie das gekommen ist.“ Die Frau ging hin und fragte den Armen aus; der erzählte ihr: „Gestern abends kam ein Wanderer, der suchte Nachtherberge, und heute morgens beim Abschied hat er uns drei Wünsche gewährt: Die ewige Seligkeit, Ge-

sundheit in diesem Leben und das notdürftige tägliche Brot, und statt unserer alten Hütte ein schönes neues Haus."

Als die Frau des Reichen das gehört hatte, lief sie fort und erzählte es ihrem Manne, der sprach: „Ich möchte mich zerreißen und zerschlagen, hätte ich das nur gewußt, der Fremde ist auch bei mir gewesen, ich habe ihn aber abgewiesen." — „Eile," sprach die Frau, „und setze Dich auf Dein Pferd, der Mann ist noch nicht weit; Du mußt ihn einholen, und Dir auch drei Wünsche gewähren lassen."

Da setzte sich der Reiche auf und holte den lieben Gott ein, redete fein und lieblich zu ihm und sprach, er möcht's ihm nicht übel nehmen, daß er ihn nicht gleich eingelassen; er hätte den Schlüssel zur Hausthüre gesucht, indessen wäre er weggegangen; wenn er zurückkäme, müßte er bei ihm einkehren. „Ja," sprach der liebe Gott, „wenn ich einmal zurückkomme, will ich es thun." Da fragte der Reiche, ob er nicht auch drei Wünsche thun dürfte, wie sein Nachbar? „Ja," sagte der liebe Gott, „das dürfe er wohl; es wäre aber nicht gut für ihn, und er sollte sich lieber nichts wünschen." Der Reiche aber meinte, er wollte sich schon etwas Gutes aussuchen, wenn es nur gewiß erfüllt würde. Sprach der liebe Gott: „Reite nur heim, und drei Wünsche, die Du thust, die sollen erfüllt werden."

Nun hatte der Reiche, was er wollte, ritt heimwärts und besann sich, was er sich wünschen sollte; wie er so nachdachte und die Zügel fallen ließ, fing das Pferd an zu springen, so daß er immerfort in seinen Gedanken gestört wurde, und sie gar nicht zusammenbringen konnte. Da ward er über das Pferd ärgerlich, und sprach in Ungeduld: „Ei so wollte ich, daß Du den Hals brächest!" und wie er das Wort ausgesprochen, plump! fiel er auf die Erde, und lag das Pferd tot und regte sich nicht mehr, und war der erste Wunsch erfüllt. Weil er aber geizig war, wollte er das Sattelzeug nicht im Stich lassen, schnitt's ab, hing's auf den Rücken und mußte nun zu Fuß nach Hause gehen; da tröstete er sich, daß ihm noch zwei Wünsche übrig wären. Wie er nun dahin ging durch den Sand, und als zu Mittag die Sonne heiß brannte, ward's ihm so warm und verdrießlich zu Mute; der Sattel drückte ihn dazu auf dem Rücken; auch war ihm immer noch nicht eingefallen, was er sich wünschen sollte. „Wenn

ich mir auch alle Reiche der Welt und alle Schätze wünsche," dachte er bei sich selbst, „so habe ich hernach doch noch allerlei Wünsche, dieses und jenes, das weiß ich im voraus; ich will mir aber etwas wünschen, daß mir gar nichts mehr übrig bleibt, wonach ich noch Verlangen hätte." Meinte er, diesmal hätte er etwas, so schien's ihm hernach doch viel zu wenig und gering. Da kam's ihm so in die Gedanken, was es seine Frau jetzt gut habe; die sitze daheim in einer kühlen Stube und lasse sich's wohl schmecken. Das ärgerte ihn ordentlich, und ohne daß er's wußte, sprach er so hin: „Ich wollte, die säße daheim auf dem Sattel und könnte nicht herunter, statt daß ich ihn da auf dem Rücken schleppe." Und wie die Worte zu Ende waren, da war der Sattel von seinem Rücken verschwunden, und er merkte, daß sein zweiter Wunsch auch in Erfüllung gegangen war. Da war's ihm erst recht heiß, und er fing an zu laufen, und wollte sich daheim ganz einsam hinsetzen, und auf etwas Großes für den letzten Wunsch nachdenken. Wie er aber ankommt und seine Stubenthür aufmacht, sitzt da seine Frau mitten drin auf dem Sattel und kann nicht herunter, jammert und schreit. Da sprach er: „Gieb Dich zufrieden ich will Dir alle Reichtümer der Welt herbei wünschen, nur bleib da sitzen." Sie antwortete aber: „Was helfen mir alle Reichtümer der Welt, wenn ich auf dem Sattel sitze, Du hast mich darauf gewünscht, Du mußt mir auch wieder herunter helfen!" Er mochte nun wollen oder nicht, er mußte den dritten Wunsch thun, daß sie vom Sattel ledig wäre und heruntersteigen könnte, und der ward auch erfüllt. Also hatte er nichts davon als Ärger, Mühe und ein verlorenes Pferd; die Armen aber lebten vergnügt, still und fromm bis an ihr seliges Ende.

Der Flaschenbühel.

Vor alten Zeiten, wo einfältigen Leuten noch mitunter eine Fee, ein Zwerg oder ein anderer Spuk in den Weg kam, weil sie des Aberglaubens voll waren, gab es auch einmal einen Bauer mit Namen Hase. Dieser hatte eine Frau Namens Grete, und zwei Jungen, die aber noch klein waren und in der Wirtschaft so viel wie nichts helfen konnten.

Das Gütchen, das die Leute bewirtschafteten, war nicht ihr Eigentum, sondern sie hatten's von dem Edelmanne, welchem das Dorf gehörte, bloß gepachtet. Der Edelmann war ein habsüchtiger Herr und hatte den armen Leuten ein recht hohes jährliches Pachtgeld aufgebürdet. Hase mußte sich's daher blutsauer werden lassen, aus den paar Äckern dürren Landes, die zum Gütchen gehörten, und wie es sonst auf ehrlichem Wege angehen wollte, so viel zusammen zu bringen, um das Pachtgeld pünktlich bezahlen zu können. Die Grete konnte ihm wenig beistehen, sie hatte vollauf zu thun, die Kinder zu warten, die Kuh zu pflegen, des Mittags und Abends Erbsen oder Graupen zu kochen und dann und wann die Eier, welche ihre Hühner legten, in die Stadt zu Markte zu tragen.

Ein paar Jahre schlugen sich die armen Leute auf diese Art leidlich durch; endlich trat aber einmal ein Mißwachs ein und die ganze Ernte schlug fehl. Dazu kam noch, daß die jungen Hühner und Gänse bei dem ungewöhnlich kalten Wetter krank wurden und starben, und andere Unfälle mehr, sodaß Hase keinen Rat wußte, wo er das Pachtgeld für den habsüchtigen Edelmann hernehmen sollte. Sorgenvoll sagte er zu seiner Grete: „Was fangen wir an?"

Grete sann hin und her, konnte aber keinen andern Ausweg finden, als die einzige Kuh auf dem in einigen Tagen beginnenden Jahrmarkte in der Stadt zu verkaufen.

Bekümmert und von der Notwendigkeit dieses Schrittes nur zu

sehr überzeugt, meinte Hase: „Was thun wir aber nachher, wenn auch die Kuh fort ist?“

„Das weiß ich freilich nicht,“ versetzte Grete, „aber ich denke, der liebe Himmel wird uns schon auf die eine oder die andere Art helfen.“

„Damit denkst Du beständig durchzukommen,“ antwortete Hase, „und am Ende scheint's mir, Du könntest wohl recht haben; so will ich denn in Gottes Namen morgen die Kuh nach der Stadt führen.“

Wie gesagt, machte sich Hase am folgenden Morgen mit der Kuh auf den Weg nach der Stadt, nachdem ihm Grete noch eingeschärft hatte, ja so viel Geld als möglich dafür nach Hause zu bringen. Langsam trieb er sie einher und kam nach ein paar Stunden an den einsam auf einem waldigen Berge gelegenen Trümmern eines alten Raubschlosses vorbei, in dessen unterirdischen Gewölben die Sage große Schätze verborgen sein ließ.

„Ach, wer von dem vielen Gelde was hätte, was da droben vermodert,“ seufzte Hase, indem er unter der verfallenden Burg hinzog; da liegt's nun unbenutzt und könnte doch mir und manchem andern armen Schlucker sogleich damit aus der Patsche geholfen werden.

Ein Viertelstündchen weiter führt der Weg über einen buschigen Hügel oder Bühel, was einerlei bedeutet, und den die Leute jetzt den Flaschenbühel heißen, von welchem Namen aber dazumal noch keine Seele etwas wußte. Auf diesem Bühel begrüßte Hase plötzlich von hinten her jemand mit „guten Morgen!“

„Schönen Dank,“ erwiderte unser Bauer freundlich und schaute sich um, wer ihn eingeholt hatte. Wenn er aber den Gruß nicht schon erwidert gehabt hätte, jetzt wäre er ihm gewiß vor Verwunderung auf der Zunge kleben geblieben — einen so seltsamen Klumpen hatte er vor Augen. Es war ein Männlein, fast ein Zwerg zu nennen, mit einem so schrumpligen Gesicht, daß es einer gebackenen Birne glich. Zwei rote Augen drehten sich darin wie ein paar Kreisel neben der spitzigen Nase, und obgleich ein warmer Tag war, hatte sich der Knirps vom Kopfe bis zum Boden so dicht in einen Mantel gemummt, daß man nichts von seiner Leibesgestalt, ja nicht einmal die Füße sehen

konnte. Dabei schien es gar nicht, als wenn er hübsch einen Fuß vor den andern setze, indem er sich fortbewegte, sondern als rutsche er gleichsam auf dem Saume des Mantels über den gerade nicht ebenen Boden hin.

Hase lief es eiskalt über den Rücken, und das Herz wäre ihm schier bis in die Schuhe gesunken, wenn's nicht angewachsen gewesen wäre. Hätte er nur die Kuh nicht gehabt, so könnte er doch allenfalls Reißaus nehmen; jetzt aber wußte er nichts Besseres zu thun, als ein Vaterunser im stillen zu beten. Er war noch dabei, als das Männchen fragte: „Wo naus mit der Kuh?"

„Zum Jahrmarkt in die Stadt," antwortete Hase, obgleich ihm vor dem grellen Tone der Stimme des Unbekannten von neuem graute.

„Wollt Ihr sie verkaufen?" fragte jener weiter.

„Versteht sich."

„So verkauft sie mir!"

Für sein Leben gern hätte der Bauer nichts mit dem Fremden zu schaffen gehabt und er hatte doch auch nicht den Mut, „nein" zu sagen. Um aber nur etwas zu antworten, fragte Hase: „Was gebt Ihr dafür?"

„Das will ich Euch zeigen, hier diese Flasche," und damit reckte der Kleine aus seinem Mantel eine Flasche heraus.

Trotz seiner Angst erschien Hase ein solches Anbot doch komisch, sodaß er dem Kleinen darüber laut ins Gesicht lachte. Der aber meinte, er möge nur lachen, deshalb sei die Flasche doch zehnmal und zehntausendmal mehr wert, als alles Geld, das er in der Stadt für die Kuh bekommen werde.

„Aber Herr!" hob Hase an, „für was für einen Dummbart haltet Ihr mich? Leere Flaschen kann ich nicht ausstehen, und wenn ich sie selbst ausgetrunken habe, und da soll ich Euch nun gar meine Kuh für eine leere Flasche geben?"

„Da würdet Ihr sehr wohl daran thun, Meister Hase," beteuerte das Männchen, und der Bauer kreuzigte und segnete sich im stillen, da jenes sogar seinen Namen wußte.

Der Kleine redete unserm Bauersmann wiederholt zu, den Tausch einzugehen, sagte, daß er Hases Umstände genau kenne, und daß er

ihm gern helfen wolle. Für seine Kuh werde er in der Stadt nicht viel bekommen; denn man bringe eine Menge Vieh zum Verkauf dahin; was er aber dafür einnehme, könnten ihm leicht unterwegs Straßenräuber wieder abnehmen, und dann hätte er gar nichts; durch die Flasche aber werde er ein reicher Mann, und nehme er sie nicht, so müsse er in kurzem mit Frau und Kindern betteln gehen.

Die Reden des Männchens machten einen großen Eindruck auf den Bauer, und er bekam halb und halb Lust zu dem seltsamen Tausche. Indessen zögerte er noch, als plötzlich der Kleine stehen blieb und sagte: „Nun gehe ich keinen Schritt weiter; wollt Ihr Euer Glück mit Füßen treten, so sollt Ihr Euern Willen haben und Frau und Kinder ins Elend bringen! Zum letztenmale: wollt Ihr die Kuh für die Flasche lassen?“ Dabei machte der Kleine ein boshaftes Gesicht, sodaß er noch zehnmal häßlicher aussah, als vorher.

Hase war ganz wunderlich zu Mute. Es kam ihm vor, als müsse er den Handel eingehen, und doch begriff er nicht, wie die Flasche ihn reich machen könne, was er aber für sein Leben gern gewesen wäre. Endlich überkam's ihn, er wußte selber nicht wie, und er platzte mit den Worten heraus: „So nehmt die Kuh hin! aber betrügt Ihr mich, so trifft Euch der Fluch des Armen.“

„Habe nichts zu fürchten,“ grinste der Kleine, „wie Ihr heute noch selber sehen werdet, sobald Ihr thut, was ich sage.“

„Und das wäre?“

„Wenn Ihr nach Hause kommt, so kümmert Euch nicht drum, wenn Euer Weib etwas keift, sondern verhaltet Euch gelassen, heißt sie die Stube auskehren, den Tisch zurecht setzen und ein Tischtuch drüber breiten. Sodann stellt die Flasche auf die Erde und sprecht: Flasche thue Deine Pflicht, und Ihr werdet sehen, was geschieht.“

„Das ist alles?“

„Alles,“ entgegnete der Unbekannte, „und nun gehabt Euch wohl, Hase: Ihr seid ein reicher Mann.“

Fort ging er mit der Kuh auf der einen, Hase nach der andern Seite, und als er sich nach wenig Schritten noch einmal nach der Kuh umsah, war von ihr und ihrem neuen Herrn nirgends mehr eine Spur zu sehen.

„Gott steh mir bei! das geht nicht mit rechten Dingen zu!“ dachte Hase, murmelte ein paar fromme Sprüche in den Bart und setzte geschwind seinen Heimweg fort, voll Gedanken an die unbekannten Dinge, welche von der Flasche ausgehen werden, die er unter die Weste gesteckt hatte und mit beiden Händen festhielt.

So kam er denn heim zu Mutter Grete, die am Spinnrad saß und ihn so schnell nicht erwartet hatte. „Je, Herzvater!“ rief sie ihm entgegen, wo kommst Du denn schon her? In der Stadt kannst Du nicht gewesen sein! Was ist Dir zugestoßen? Wo ist die Kuh geblieben? Wie viel hast Du dafür gelöst? An wen ist sie gekommen? So erzähle doch!“

„Sogleich, nur laß mich erst ein wenig zu Atem kommen . . . Wo die Kuh hin ist, kann ich nicht verraten.“

„Also hast Du sie verkauft? was hast Du dafür gelöst?“

„So laß mir doch nur Zeit, Du sollst ja alles erfahren!“

„Schau, was ist das für eine Flasche unter der Weste? wirst Du denn nicht antworten?“

„Gedulde Dich doch nur und laß mich zu Worte kommen! die Flasche da (und damit stellte er sie auf den Tisch) ist alles, was ich für die Kuh bekommen habe.“

Grete versagte vor Schrecken fast die Sprache über diese Nachricht, und erst nach einer Weile fand sie wieder ein Wort. „Eine Flasche! eine leere Flasche für eine Kuh! für eine ganze Kuh!“ stammelte sie, „daß Gott erbarm! für so dumm hätte ich Dich nicht gehalten. Wovon wollen wir den Edelmann bezahlen? O Du Rabenvater!“ und damit faßte sie die Flasche und würde sie ihrem Manne entgegen geworfen haben, hätte dieser nicht hurtig zugegriffen und ihr die Flasche aus der Hand gewunden. Die arme Frau wollte in Thränen zerfließen, und die beiden Jungen weinten tapfer mit, ohne zu wissen, warum, während Hase ihr wiederholt zusprach: „So laß Dir doch sagen, was es damit für eine Bewandtnis hat!“

Und nun erzählte er denn lang und breit und mit großem Bedacht sein Abenteuer, daß Grete weit weniger unglaublich vorkam, als wir uns jetziger Zeit denken können. Sie war darüber ganz still geworden, und als die Geschichte aus war, holte sie einen Reisbesen aus

dem Hofe, fegte die Stube rein, schob den Tisch in die Mitte derselben und breitete ihr einziges Tischtuch darüber. Ebenso schweigsam setzte Vater Hase alsdann die Flasche auf den Fußboden und sagte: „Thue Deine Pflicht!"

„Schau, Mutter, schau!" riefen alsbald die Kinder und rannten zu der erstaunten Grete; denn aus der Flasche gingen wie ein paar Lichtchen ein paar winzige Männlein hervor und setzten, schneller als man sehen konnte, den Tisch voll silberner und goldener Teller und Schüsseln, welche die vortrefflichsten Speisen enthielten. Kaum war das geschehen, so huschten sie wieder in die Flasche hinein.

Es dauerte eine lange Weile, bevor sich die armen Leute nur so weit von ihrer Überraschung erholten, die köstlichen Sachen in der Nähe zu besehen. Ihr Lebtag war ihnen dergleichen nicht vor Augen gekommen, und so lecker die aufgetragenen Gerichte in die Nase dufteten — es verging ihnen über dem Betrachten der Herrlichkeiten doch fast der ganze Appetit. Endlich hob Grete an: „Nun komm aber auch her und lange zu, Herzvater! nach einem so glücklichen Tage wird's ja wohl munden!" Dann setzte sie die Kinder und sich selbst mit an den Tisch, und nun ging es an ein Schmausen. Dazwischen sagte aber bald Grete, bald Hase: „Der Mann hat uns mit der Flasche doch nicht betrogen!"

Nachdem niemand von der Tischgesellschaft, d. h. weder groß noch klein, noch einen Bissen hinunterbringen konnte, sagte Grete: „Nun wollen wir doch einmal sehen, ob die guten Männlein die Sachen wieder abholen werden!" Sie warteten und warteten; da sich aber keins blicken ließ, so setzte Grete die kostbaren Geschirre behutsam zusammen und meinte einmal ums andere: „Herzvater! der kleine Mann hat nicht gelogen, Hase, Du bist nun ein reicher Mann!"

Spät in der Nacht erst legten Hase und Grete sich nieder, aber schlafen konnten sie darum doch nicht. Sie überlegten vielmehr, wie sie die Gold- und Silbergeschirre zu Gelde machen und sodann ihre Wirtschaft erweitern wollten. Hase wanderte mit dem Schatz auch in den nächsten Tagen nach der Stadt; wohin er aber nicht denselben Weg einschlug, auf dem er seine Kuh hatte dahin bringen wollen, damit ihm der kleine Mann nicht etwa begegne. Und wenn das doch der

Fall wäre, hatte er sich vorgenommen, Reißaus zu nehmen, als wenn er ein wirklicher Hase wäre; denn dankte er dem Unbekannten auch im Herzen für den Handel, so graute ihm doch gar zu sehr vor der wunderlichen Erscheinung.

Für das in der Stadt gelöste Geld wurde ein Pferd und ein Leiterwagen angeschafft und was etwa im Hause und Hofe mangelte; statt einer Kuh standen mehrere im Stalle, und man sah sehr bald, daß Nachbar Hase einen gut gefüllten Säckel haben müsse. Das ganze Dorf zerbrach sich die Köpfe, wie der Hase mit einemmal so wohlhabend geworden sei; denn erwirtschaftet konnte er sein Geld nicht haben. Der Edelmann selbst suchte der Sache auf den Grund zu kommen, und obgleich Hase das Geheimnis mit der Flasche bewahren wollte, so platzte er endlich doch damit heraus. Nun wollte aber der Edelmann ihm auch die Flasche selbst abschwatzen, und wirklich ließ sich der Bauer überreden, sie gegen eigentümliche Überlassung seines bis jetzt erpachteten Gutes und Feldes hinzugeben, denn er dachte, es werde ihm nun zeitlebens nicht wieder an Gelde mangeln. Darin aber hatte er sich sehr getäuscht; denn da er und die Seinigen fortfuhren, Geld auszugeben, als liefere die Flasche noch alle Tage neues, so geriet er sehr bald von neuem in bedrängte Umstände. Endlich war er abermals so verarmt, daß er wieder seine letzte Kuh nach der Stadt führen mußte. Diesmal aber schlug er den Weg über den bewußten Berg ein und hoffte, wenn auch nicht ohne bedeutendes Herzklopfen, das Flaschenmännchen möge ihm wieder begegnen.

Er hatte just die Gipfel der Höhe erreicht und trocknete sich die schweißtriefende Stirn, als er von wohlbekannter Stimme zu seiner Freude und zu seinem Erschrecken angeredet wurde. „Schau, Meister Hase! sagte ich nicht, Ihr würdet ein reicher Mann werden?"

„Das habt Ihr wahrlich nicht gelogen, Herr! Nun guten Morgen auch! Jetzt bin ich aber kein reicher Mann mehr; wenn Ihr indessen noch eine Flasche hättet, so möchte ich wohl meine Kuh dafür bieten!"

„Topp! da ist die Flasche, Ihr wißt Euch damit zu benehmen!"

Fröhlich nahm Hase die Flasche, welche ihm der Unbekannte mit wunderlichem Lächeln hinhielt, und sagte: „Ich werd's ja wissen!" Jener aber sprach: „So gehabt Euch wohl für immer, und ich habe

gesagt, Ihr würdet ein reicher Mann werden!" und fort war er mit samt der Kuh!

Nun hättet Ihr aber sehen sollen, wie unser Bauer lange Beine machte. Er konnte nicht hurtig genug heimkommen, und kaum sah er Grete von weitem, so rief er auch schon: „Ich habe eine andere Flasche!" Die rannte dann flugs den Tisch zu decken, und kaum war das geschehen, so rief Hase überlaut: „Flasche, thue Deine Pflicht!" Da fuhren im Nu — Gott weiß, wie sie darin Platz gehabt hatten — zwei große starke Männer mit gewaltigen Prügeln aus der Flasche heraus und bearbeiteten damit Hase und Grete und die ganze Familie, bis alle braun und blau am Boden lagen; dann huschten sie wieder in die Flasche.

Vater Hase raffte sich zuerst wieder auf, besann sich, wie das alles eigentlich zugegangen, und half nun Grete und den Kindern, die schon derbe Burschen waren, auf die Beine. Nachdem er sich ein wenig erholt hatte, nahm er die neue Flasche unter den Arm und ging schnurstracks zum Edelmanne aufs Schloß, wo gerade eine zahlreiche Gesellschaft von Edelleuten und Edelfrauen beisammen war. Durch einen Bedienten ließ er dem Gutsherrn wissen, daß er etwas Notwendiges mit ihm zu reden habe, und als dieser zu ihm herauskam und wissen wollte, was es gebe, kündigte ihm Hase an, daß er noch eine Wunderflasche habe.

Dem erstaunten Gutsherrn sah die Begehrlichkeit danach sogleich aus den Augen und er fragte hastig, ob sie ebensogut wäre, als die erste.

„Freilich, Ihr Gnaden," versetzte Hase, „wenn Sie's erlauben, will ich vor all Ihren Gästen eine Probe damit anstellen."

„So kommt mit herein!"

Vater Hase ward mit seiner Flasche in einen großen Saal geführt, wo die Gesellschaft bei der Tafel saß, und wo er auch die erste Flasche hoch oben auf einem Gesimse stehen sah. „Kann sein, daß ich Dich wieder da herunter bekomme," dachte er bei ihrem Anblicke, der Hausherr aber forderte ihn auf, zu zeigen, was an seiner neuen Flasche sei.

Hase ließ sich nicht zweimal nötigen, setzte die Flasche auf den

Boden, sprach seinen Spruch, und ehe man die Hand umdreht, lagen der Hausherr und seine Gäste, der eine hier, der andere dort, oder rannten kreischend und wehklagend gegen einander, denn die zwei Männer aus der Flasche bläuten unbarmherzig auf alles los, was im Saale war; Tische und Stühle wurden umgestoßen und die grenzenloseste Verwirrung war vorhanden, als der geängstete Hausherr drohend verlangte, Hase möge die zwei Ungeheuer wieder fortschaffen, oder er lasse ihn aufhängen. Der aber ließ sich nicht schrecken, sondern versetzte: „Der Tanz hört nicht eher auf, bis Ihr mir meine alte Flasche dort oben wieder gebt!“ Es dauerte auch gar nicht lange, so war das der windelweich geschlagene Gutsherr zufrieden. Hase steckte die alte Flasche ein, die zwei Prügler schlüpften in die neue, und heim ging er mit beiden und wurde nun erst ein recht reicher Mann. Und obgleich er und Grete und ihre Söhne lange tot und die beiden Flaschen in Stücke zerbrochen sind, heißt davon doch jener Hügel oder Bühel noch immer der Flaschenbühel.

Der weiße Adler und die Nachtigall.

Es ist schon lange her, da gab es einen schönen grünen Wald, wie jetzt keiner mehr auf Erden zu finden ist. Die Eichen beschatteten mit ihren blätterreichen Ästen weithin den fruchtbaren Boden, die Tannen aber erhoben ihre Wipfel am höchsten von allen Waldbäumen empor, um mit ihren grünen Kronen am Morgen das Goldlicht zuerst zu begrüßen. In der Mitte des Waldes lag eine Grotte, aus der drei Quellen entsprangen, die zu Bächlein wurden und den Wald nach drei verschiedenen Richtungen durchströmten. Fruchtbarkeit und Anmut herrschten allerorten.

In diesem Walde befand sich eine große Anzahl von Singvögeln aller Art. Sie lebten glücklich und zufrieden, kein Feind störte sie, kein Kuckuck, kein Habicht, kein Marder. Das kam aber daher, weil

ein Adler ihr König war. Er schützte sie und hatte die Feinde der Singvögel ausgerottet oder verjagt. Auf der höchsten Eiche stand, einem Throne gleich, sein Nest. Weiß war der Adler, seine Augen blitzten wie Sterne, Schnabel und Füße glänzten golden. Die Singvögel fühlten sich glücklich unter seinem Regimente, und sie wünschten nur, daß es immer so bleiben möge.

Einen wunderbaren Anblick gewährte es, den Adler in der Abendzeit in dem blauen Luftmeere seine weiten Kreise ziehen zu sehen, wenn unten schon der Duftschleier der Dämmerung den Wald bedeckte. Dann leuchtete und strahlte sein ganzes Gefieder golden, voll Ehrfurcht blickten die Singvögel empor und erhoben ihre schönsten Lieder zu seinem Lob und Preise.

Der weiße Adler flog oft in entfernte Gegenden und blieb dann bisweilen tagelang fort. Wenn er darnach kam, ward er mit Jubel empfangen. Einst war er auch hinweg geflogen und es vergingen drei, vier, ja endlich sieben Tage, ohne daß die Singvögel etwas von ihm vernahmen. Sie wurden darüber besorgt und begannen zu fürchten, es möchte ihm ein Unfall begegnet sein, doch gaben sie die Hoffnung, ihn wieder zu sehen, noch nicht ganz auf. Als aber wiederum sieben Tage vergangen waren, hofften nur noch wenige, und als nochmals sieben Tage vergangen waren, da hoffte kein Singvogel mehr auf des Königs Wiederkehr, und Trauer erfüllte den ganzen Wald.

Als das bekannt wurde an den Grenzen des Waldes, da fand sich alsbald genug des Räubergesindels ein, das dort wohnte: Neuntöter, Kuckucke, Habichte, Marder und Iltisse. Die schöne Zeit für die Singvögel war jetzt dahin, und es verging kein Tag, an dem man nicht von Raub und Mord gehört hätte.

Aber es ward noch schlimmer, denn in einer Nacht ertönte weithin durch den Wald die furchtbare Stimme eines Uhus. Sie kam aus einer Höhlung der Adlereiche, die sich das gräuliche Untier zur Wohnung auserkoren hatte. Es gab keinen Singvogel, der nicht von den Mark und Bein durchdringenden Tönen erwacht wäre.

Mit jedem Tage mehrte sich das Ungemach. Neuntöter, Kuckucke und Habichte raubten bei Tage, Iltisse, Marder und vor allem der Uhu mordeten des Nachts. Jeder Morgen weckte die Vögel zu neuen

Besorgnissen, an jedem Abende schlossen sie unter Furcht und Grauen ihre Augen. Die Lust des Tages und der Frieden der Nacht waren gewichen von ihnen.

O, möchte doch der weiße Adler wieder erscheinen! — das war der Vögel täglicher Wunsch. Die Waldlerchen stiegen oftmals hoch empor über die Eichen und Föhren, aber so weit auch ihr Auge blickte, nirgends sahen sie den, der ihnen Herr und Beschützer gewesen war. Waldtauben wurden an jedem Morgen weithin nach allen Richtungen ausgesandt, um den sehnlich Erwarteten zu erspähen, doch auch sie kehrten jedesmal ohne Erfolg in den Wald zurück.

Die Freudenlieder, in denen der Wald früher erklang, waren verstummt; nur Lieder der Trauer und der Sehnsucht nach den gemordeten Lieben ertönten im waldigen Revier.

Dies gefiel aber dem Uhu nicht, der am Tage in der Königseiche schlief. Er wollte in seinem Schlummer nicht gestört sein durch Jammer und Klage.

Da drohete er in der nächsten Nacht mit furchtbarer Stimme allen Vögeln den Tod, die es wagen würden, in der Nähe der Königseiche Klagelieder zu singen. Um seinem Befehle gehörigen Nachdruck geben zu können, berief er in derselben Nacht eine Anzahl Iltisse zusammen. Demütig erschienen sie vor ihm, sich schmiegend und biegend und den Staub von seinen Füßen küssend. „Wir sind Deine Knechte, o Herr," sagten sie; „befiehl, was wir thun sollen!"

Und er sprach: „Die Singvögel unterfangen sich, meinen Schlaf am Tage durch widerliches Gewimmer und Gewinsel zu stören. Sie sind so thöricht, zu glauben, sie seien zu etwas Besserem da, als von mir verschlungen zu werden. Wie Ihr wißt, habe ich ihnen ihre Klagelieder streng verboten. Nun aber will ich ihnen auch zeigen, daß ich Macht habe, meinen Befehlen Achtung zu verschaffen. Deshalb verordne ich zunächst, daß Ihr Euch in dieser Nacht noch zur Abreise rüstet, in das waldige Gebirge zieht, das meine Heimat ist, und den dort in großer Zahl wohnenden Schleierneulen und Käuzchen mitteilt, wie ich gesonnen sei, ihnen in meinem Reiche Ämter und Würden zu verleihen."

Die Iltisse verbeugten sich vor dem Waldtyrannen und machten

sich sogleich auf den Weg, um die empfangenen Befehle auszuführen.

Als die Eulen im Waldgebirge von dem Anerbieten Kenntnis erhielten, waren sie sehr erfreut und versprachen, ungesäumt den Befehlen nachzukommen.

In der dritten Nacht schon waren sie in dem Wald, den jetzt der Uhu beherrschte. Die Iltisse kehrten erst eine Nacht später zurück.

Nun rief der Uhu sein räuberisches Gesindel zusammen. Er thronte auf einem Felsstück, und im Kreise um ihn saß auf herabhängenden Ästen, auf Seitenkanten und am Boden die Menge der Schleiereulen und Käuzchen, so wie auch die Schar der Iltisse und Marder. Die Augen der räuberischen Tiere leuchteten gespenstisch, und ihre Stimmen durchdrangen in widerlichen Tönen den Wald.

Jetzt teilte der Uhu seine Befehle aus und wies den Schleiereulen, den Käuzchen, den Mardern und Iltissen ihre Wohnplätze im Walde an, und so erfuhr jedes der Tiere genau, in welcher Eiche oder in welcher Felsspalte es seinen Aufenthalt zu nehmen habe.

Darnach sprach der Uhu: „Diese Befehle habe ich den Singvögeln gegeben: Es darf keiner derselben ein Klagelied über den Verlust von Freunden, Verwandten oder Kindern, die ich zu meiner Unterhaltung habe töten müssen, laut werden lassen. Wer einen Laut der Klage ausstößt, den tötet sogleich. Wer mit Liebe von dem weißen Adler spricht, den erwürgt. Wer da über die gegenwärtige Zeit jammert und es auszusprechen wagt, daß die Tage unter dem Regiment des weißen Adlers besser waren, den zerreißt in Stücke. Wer aber still ist und geduldig, der mag leben — bis die übrigen Vögel verzehrt sind! Das fetteste und zarteste Fleisch bringt Ihr mir. Ihr selbst mögt Euch indes Euer Leben auch angenehm machen, zu meiner Ehre des warmen Vogelblutes die Fülle trinken und Euch und die Euren nach Herzenslust nähren von dem Fleische der Getöteten."

Da verneigte sich das Raubgesindel vor dem Uhu und versprach, den Befehlen gemäß zu leben. Alle Teile des Waldes waren von jetzt an mit den Helfern und Helfershelfern des Uhus besetzt, und nun erst ward das Elend im Walde groß. Alles, was der eine oder der andere der Vögel zu seinem Nachbar sprach, ward belauscht; von

dem, der heute geklagt hatte, fand man morgen nichts mehr wieder, als sein blutiges Gefieder unter den Bäumen. Und da ward auch niemand geschont; es starben unter der Kralle der Räuber der Vater und das Kind, ja es fanden sogar die Mütter auf den Nestern ihren Tod, und die Eier wurden verschlungen.

Ein Teil der Vögel wanderte aus. Der größere Teil derselben aber sprach: „Wir vermögen es nicht, im fernen Lande zu leben; die Sehnsucht nach der Heimat würde uns töten. Lieber mag der Wald, der unsere Wiege war, auch unser Grab werden!“ —

Aber still war es im Walde geworden, nichts vernahm man mehr aus den schattigen Zweigen der Waldbäume, als das leise Rauschen der Trauer über der Vögel Leid.

Doch auch das Schweigen der Singvögel fing an, das Mißfallen des Uhus zu erregen. Drohend und fürchterlich ertönte wiederum in der Nacht seine Stimme durch den Wald. „Euer Schweigen,“ rief er, „zeigt offenbar Eure Unzufriedenheit mit meinem Regimente an. Dieser dadurch bewiesene böse Sinn soll künftig mit dem Tode bestraft werden. Ich befehle jedem Singvogel, vom nächsten Tage an wieder fröhliche Lieder zu singen!“

Die Schleiereulen und Käuzchen wiederholten überall den Befehl und fügten schreckliche Drohungen hinzu.

Die meisten der Vögel vermochten es nicht, Freudenlieder anzustimmen, hier und da versuchte es einer derselben, um sein Leben zu erretten. Ach, er bedachte nicht, daß unter dem Regimente des Uhus ja doch sein Tod, früh oder spät, unvermeidlich sei. Das Schrecklichste aber war, daß sich Verräterei in die Reihen der Singvögel einschlich. Die Waldmeisen verrieten diejenigen ihrer Brüder, die am meisten trauerten. Dafür wurden die Verräter von den Räubern verschont, ja es ward ihnen ein Teil des Markes aus den Köpfen der Getöteten hinterlassen, den sie als blutigen Sündenlohn des Morgens verzehrten.

Die Not war jetzt aufs höchste gestiegen, die Tausende der Singvögel, deren es immer noch im Walde gab, trugen unendliches Weh, und viele starben in den nächsten Tagen vor Gram. Der Uhu aber und seine Helfershelfer waren froh und guter Dinge, zeigten bei

ihren nächtlichen Zusammenkünften und Schmausereien wohlgemut auf ihre fetten Leiber und meinten, so allein lebe es sich gut.

In einer der folgenden Nächte zog der volle Mond sanft und mild herauf am nächtlichen Himmel. Ein lauer Frühlingswind wehete, und aus den duftenden Zweigen erklang es wie leises Harfengetön.

Da erscholl eine wundersame Melodie durch den Wald, erst sanft und klagend, darnach frohlockend, dann voll Wehmut und Todesschmerz, dann wieder aufjauchzend in Himmelslust.

Im Silberbach spiegelte sich des Mondes helles Angesicht; an seinen Ufern standen Trauerweiden, die mit ihrer Zweige Spitzen hier und da in die helle Flut hineintauchten. In den Zweigen einer der Trauerweiden aber saß eine Nachtigall, und sie war es, die ihrer Seele tiefste Gefühle in hellen Glockentönen entströmen ließ.

Im Liede gedachte sie der vergangenen Zeiten, in denen der weiße Adler Herr des Waldes gewesen war.

Sie sang:

Wo weilst Du,
Weißer Adler,
Der Du weithin glänzest
Im Lichtgefilde?
Die Taube
Baute ihr Nest
Und brütete ihre Eier
In den Zweigen
Deiner Rieseneiche;
Die Amsel
Öffnete ihren goldenen Schnabel
Und sang ihr Lied,
Von dem Wipfel
Weithin schallend
Am purpurnen Abend;
Der Nachtigall Stimme
Erweckte Dich
Am tauigen Morgen
Aus süßem Schlummer.

Wie der Sonne Goldlicht
Sich, Leben schaffend,
Durch des Waldes Grün ergoß,
So erfüllte der Frieden
Mit den sanften, hellen Augen
Und die Freude,
Deren Antlitz wonnig lächelt,
Die weiten Hallen
Des duftenden Waldes.

Aber jetzt, o Schrecken!
Jetzt raucht der Boden
Des gesegneten Waldes
Von Bruderblut!
Wehgeschrei weckt uns
Am dämmernden Morgen,
In Grabesruhe
Vergeht der sonnige Tag,
Und Seufzer, tiefe,
Die Brust zersprengende,
Vernimmt das Ohr,
Wenn die Augen wir schließen!

Die Krallen

Unsrer Peiniger,
Sie triefen von Blut.

Aber stürzen wirst Du,
Nächtlicher Geselle!
Die Säulen Deiner Macht
Werden zerbrechen
Wie dürre Stäbe
Schwankenden Rohrs!
Der weiße Adler
Wird wieder erscheinen,
Und dann, Du Blutiger,
Wird Deine Stunde schlagen!
Wir aber werden
Ruhe finden
Unter seinen starken Flügeln!

In weitem Umkreise waren die Singvögel von diesem Gesange der Nachtigall erwacht; mit klopfendem Herzen hatten sie das Lied vernommen.

Eine geheimnisvolle Stille herrschte jetzt im Walde, denn auch die Herzen der Eulen, der Iltisse und der Marder klopften heftig. Über diese Tiere war ein gewaltiger Schrecken gekommen. Sie gedachten einige Augenblicke mit Furcht und Entsetzen des weißen Adlers und zitterten vor der Möglichkeit seiner Wiederkehr. Aber lange dauerte die Stille nicht. Plötzlich ertönte die vor Wut bebende Stimme des Uhus durch den Wald. Er rief alle seine Diener zusammen.

Nun befahl er den Eulen, die Nachtigall sogleich zu fangen und sie lebendig vor ihn zu bringen, da er sie selbst zu Tode martern wolle.

Die Eulen durchsuchten in emsiger Hast die weite Reihe der Trauerweiden, aber sie fanden die Nachtigall nicht.

Endlich vertrieb das Licht der Sonne die Kreaturen der Nacht. Den meisten Singvögeln war es, als scheine die Sonne heut heller als sonst; zum erstenmale nach langer Zeit war ihnen wieder ein Schimmer von Hoffnung in die Seele gekommen, und dies hatte das wunderbare Lied der Nachtigall bewirkt. Hier und da flüsterte man sich leise Worte ins Ohr, man bewunderte den Mut des edlen Sängers. Einige Vögel aber trauerten schon um ihn, denn sie fürchteten, er habe bereits den Tod für seine Kühnheit erlitten.

In der folgenden Nacht waren die Eichen und Tannen in der Nähe der Trauerweiden rings herum von Schleiereulen und Käuzchen besetzt. Jeder dieser Nachtvögel hoffte, den edlen Sänger zu fangen und dafür Lob und Ehre vom Uhu zu ernten.

Plötzlich erscholl aus einem entfernten dunklen Thale des Sängers Silberstimme. Er sang von der Herrlichkeit des früheren Lebens und von dem wiederkehrenden Glücke zukünftiger Tage.

In großer Verwirrung und mit kreischendem Zorngeschrei begaben sich die Eulen nach dem Orte, von dem der Gesang herzukommen schien. Da schwieg der Sänger, und ihr Suchen war wiederum vergebens.

Am nächsten Tage sahen einige Gimpel die Nachtigall still und unbesorgt auf einem Zweige sitzen. „Sangest Du in der Nacht das wundersame Lied?“ fragten sie. Die Nachtigall bejahete es. Da warnten sie die Nachtigall und sagten, sie meine es zwar gut, aber es sei doch thöricht, sich unnütz in Gefahr zu begeben. Die Nachtigall sprach mit Würde: „Was ich in den Sternen lese, das verkünde ich im Gesange dem Walde, es möge daraus Glück oder Unglück für mich entstehen.“ Damit flog sie hinweg und ließ die Gimpel allein, die nicht unterließen, ihre Häupter zu schütteln und die Nachtigall eine unvorsichtige Thörin zu schelten. „Wenn sie auch recht hat,“ sagten sie, „was hilft das? Jetzt darf man die Wahrheit nicht ungestraft sagen, folglich muß man schweigen.“

So dachten aber die meisten Vögel nicht. Neue Hoffnung und neuer Lebensmut war durch der Nachtigall Gesang in ihrer Brust angefacht worden. Das Joch, das sie trugen, erschien ihnen mit jedem Augenblicke unerträglicher, und sie dachten ernstlich darüber nach, wie es wohl anzufangen sei, sich davon zu befreien.

Die dritte Nacht kam heran. Die Eulen hatten sich in zwei Scharen geteilt, von denen die eine bei den Trauerweiden, die andere im Thale Wache hielt. Die Nacht war beinahe vorüber, und die Eulen, die zum Raube fast gar keine Zeit gehabt hätten, freueten sich wenigstens darüber, daß es die Nachtigall nicht gewagt habe, ihre Stimme zu erheben. Aber siehe, als sie eben darüber frohlockten, erklang von einer der hohen Tannen, die auf dem hohen Felsberg standen, zum drittenmale das Lied der Nachtigall. Die Eulen erhoben ihre Flügel und flogen nach der Höhe.

In diesem Augenblicke erzitterten die ersten goldenen Strahlen des neuen Frühlingstages über die Erde. Noch lauter und seelen-

voller erklang der Nachtigall Stimme, aber die Eulen erbebten und erschraken ob des Sonnenlichtes. Sie beugten ihre Häupter, flogen mit Angstgeschrei der dunklen Tiefe zu und schlüpften in ihre finsteren Höhlen. Lauter und lauter jubelte die Nachtigall, weithin erklang ihr zauberfüßes Lied. Sie rief die Vögel auf, sich nun mit vereinter Kraft von ihren Peinigern zu befreien.

Da ward es lauter und lauter im Walde, hier und da hörte die Nachtigall zustimmende Ausrufe, einzelne Vögel kamen mit erwachendem Mute herbeigeflogen.

Jetzt erhob sich der purpurne Sonnenball am Horizonte, und in Strömen ergoß sich das Licht über den duftenden Wald, der von blitzenden Perlen troff. Die Nachtigall schauete, trunken vor Wonne, der Sonne in ihr himmlisches Angesicht und rief in Zaubertönen, die durch Mark und Bein drangen, den Vögeln zu, keinen Augenblick länger das Werk der Befreiung zu verzögern.

Und siehe, ihr Lied drang wie ein heilig Feuer in aller Herzen. Die Waldlerchen stiegen wirbelnd auf zum Himmel und wiederholten der Nachtigall Lied, und aus dem Heidekraut herauf ertönte mit Macht der Wachtel Ruf: „Wacht auf! wacht auf!“ —

Da eilten alle Vögel, von einem Gedanken ergriffen, in kühnem Fluge zur Königseiche. Als der Uhu vor derselben das tausendfältige Geschwirr hörte, erbebte er vor Zorn und gedachte, in der nächsten Nacht ein schweres Gericht über die Singvögel zu verhängen. Aber wie erschrak er, als er sah, daß der Eingang der Höhle verstopft wurde. Scharen von Vögeln trugen Reiser herbei, mit denen sie den Eingang der Höhle verschlossen. Waldschwalben kamen mit Mörtel herbei, und in kurzer Zeit war der Eingang der Höhle durch eine undurchdringliche Mauer versperrt.

Als die Vögel sahen, daß ihnen ihr Werk hier so wohl gelungen war, flogen sie scharenweise nach allen Seiten und verschlossen in derselben Weise in wenigen Stunden sämtliche Höhlen, in denen sich die Käuzchen, Schleiereulen, Iltisse und Marder befanden.

Die Freude der Singvögel war über alle Maßen groß, und ihr Jubel erklang tausendstimmig zum Himmel empor.

Als ihre Freudenäußerungen sich ein wenig gelegt hatten, sprachen

sie zur Nachtigall: „Du riefest uns zu, wir würden frei werden, und siehe, Dein Wort ist erfüllt. Darum glauben wir auch Deiner Verkündigung, daß der weiße Adler, unser König, wiederkehren werde."

Und wieder flogen die Waldlerchen hoch empor, hoch und immer höher, so daß sie im Rosengewölk, das am Himmel dahinschwebte, zu verschwinden schienen. Nach kurzer Zeit schossen sie pfeilschnell herab, rufend: „Er kommt! er kommt!"

Da erhoben sich alle Sänger mit Jubelgesang, und siehe, schon war der weiße Adler, dessen Flügel im Morgenstrahl rötlich glüheten, dem Walde nahe.

Ein tausendstimmiger Jubelruf empfing und begleitete ihn bis auf seinen Königssitz. Freude und Wohlgefallen über den freundlichen Empfang glänzte in seinem Auge, aber auch Trauer, als er vernahm, wie es den Singvögeln ergangen war. Er fragte nach dem Uhu, und die Vögel zeigten ihm sein Gefängnis. Da riß er im edlen Zorn die Mauern hinweg und sprang in die Höhle des Untiers hinein. Ein heftiger Kampf erhob sich, aber er währte nicht lange. Da erschien der Adler wieder am Eingange der Höhle, hatte mit einem Goldfuße den getöteten Uhu gefaßt und warf ihn vom Baume hinab. Darnach sagte er den Vögeln, allen übrigen Raubgesellen solle es ebenso ergehen. An seinem Fuße hing ein Stück einer Kette. Menschen hätten ihn gefangen, sagte er, und an dieser Kette so lange festgehalten. Damit riß er das letzte Stück derselben ab und warf es auf den Uhu. Seit dieser Zeit leben die Vögel wieder glücklich im Walde. Der weiße Adler ist ihr starker Schutz und Hort, die Nachtigall aber ihr Prophet.

Die sieben Raben.

Wie in der Welt gar viele wunderliche Dinge geschehen, so trug sich's auch einmal zu, daß eine arme Frau sieben Knäblein auf einmal bekam; und diese lebten alle und gediehen alle. Nach etlichen Jahren bekam sie auch noch ein Töchterchen. Ihr Mann war gar fleißig und tüchtig in seiner Arbeit, deshalb nahmen ihn auch die Leute, welche Handarbeiter bedurften, gerne in Dienst, wodurch er nicht nur seine zahlreiche Familie auf ehrliche Weise ernähren konnte, sondern so viel erwarb, daß auch noch bei genauer Einrichtung seine brave Hausfrau einen Notpfennig zurücklegen konnte. Doch dieser treue Vater starb in seinen besten Jahren, und die arme Witwe geriet bald in Not, denn sie konnte nicht so viel erschaffen, um ihre acht Kinder zu ernähren und zu kleiden. Dazu wurden die sieben Knaben immer größer, und brauchten immer mehr, und wurden aber auch zur größten Betrübnis ihrer Mutter immer unartiger, ja sie wurden sogar wild und böse. Die arme Frau vermochte kaum zu ertragen, was sie alles bekümmerte und drückte. Sie wollte doch ihre Kinder gut und fromm erziehen, und ihre Strenge und Milde fruchtete nichts, der Knaben Herzen waren und blieben verstockt. Darum sprach sie eines Tages, als ihre Geduld ganz zu Ende war: „O, Ihr bösen Raben-Jungen, ich wollte, Ihr wäret sieben schwarze Raben und flöget fort, daß ich Euch nimmer wieder sähe." Und alsbald wurden die sieben Knaben zu Rabenvögeln, fuhren zum Fenster hinaus und verschwanden.

Nun lebte die Mutter mit ihrem einzigen Töchterlein recht stille und zufrieden, sie verdienten sich mehr noch als sie brauchten. Und die Tochter wurde ein hübsches, gutes und sittsames Mädchen. Doch nach etlichen Jahren bekamen beide, Mutter und Tochter, gar herzliche Sehnsucht nach den sieben Brüdern, und sprachen oft von ihnen und meinten: „Wenn doch die Brüder wieder kämen, und brave Burschen wären, wie könnten wir durch unsere Arbeit so gut stehen und unter einander so viele Freude haben." Und weil die Sehnsucht nach

ihren Brüdern im Herzen des Mägdleins immer heftiger wurde, sprach sie einst zur Mutter: „Liebe Mutter, laß mich fortwandern und die Brüder aufsuchen, daß ich sie umlenke von ihrem bösen Wesen, und sie Dir zuführe zur Ehre und Freude Deines Alters.“ Die Mutter antwortete: „Du gute Tochter, ich kann und will Dich nicht abhalten, die fromme That zu vollführen, wandre fort, und Gott geleite Dich.“ Gab ihr darauf ein kleines goldnes Ringlein, daß sie schon als kleines Kind am Finger getragen, wie die Brüder in Raben verwandelt wurden.

Da machte sich das Mädchen sogleich auf und wanderte fort, gar weit, weit fort, und fand lange keine Spur von ihren Brüdern; aber einmal kam sie an einen sehr hohen Berg, auf dessen Höhe ein kleines Häuschen stand, da hatte sie sich drunten niedergesetzt um auszuruhen und blickte sinnend immer hinauf nach dem Häuschen. Dasselbe kam ihr bald vor wie ein Vogelnest, denn es sah grau aus, als ob es von Steinchen und Kot zusammengefügt wäre, bald kam es ihr vor wie eine menschliche Wohnung. Sie dachte: „Ob nicht da droben Deine Brüder wohnen?“ Und als sie endlich sieben schwarze Raben aus dem Häuschen fliegen sah, bestätigte sich ihre Vermutung noch mehr. Sie machte sich freudig auf, um den Berg zu ersteigen; doch der Weg, der hinauf führte, war mit so seltsamen, spiegelglatten Steinen gepflastert, daß sie allemal, wenn sie mit großer Mühe eine Strecke hinan war, ausglitt und wieder herunter fiel. Da wurde sie betrübt, und wußte nicht, wie sie nur hinauf kommen könnte. Da sah sie eine schöne weiße Gans, und dachte: „Wenn ich nur Deine Flügel hätte, so wollte ich bald droben sein.“ Dann dachte sie wieder: „Kann ich mir ihre Flügel nicht abschneiden? Ei, dann wäre mir ja geholfen!“ Und sie fing rasch die schöne Gans, schnitt ihr die Flügel ab, und auch die Beine, und nähte sich dieselben an. Und siehe, wie sie das Fliegen probierte, ging es so schön, so leicht und gut, und wenn sie müde war vom Fliegen, lief sie ein wenig mit den Gänsefüßen, und glitt nicht einmal wieder aus. So kam sie schnell und gut an das lang ersehnte Ziel. Droben ging sie hinein in das Häuschen, doch war es sehr klein; drinnen standen sieben winzig kleine Tischchen, sieben Stühlchen, sieben Bettchen, und in der Stube waren auch sieben Fensterchen, und in dem Ofen standen sieben Schüsselchen,

darauf lagen gebratene Vögelchen und gesottene Vogeleier. Die gute Schwester war von der weiten Reise müde geworden, und freute sich nun, einmal ordentlich ausruhen zu können; auch fühlte sie Hunger. Da nahm sie die sieben Schüsselchen aus dem Ofen, und aß von einem jeden ein wenig, und setzte sich auf jedes Stühlchen ein wenig, und legte sich in jedes Bettchen ein wenig, und in dem letzten Bettchen schlief sie ein, und blieb darinnen liegen, bis die sieben Brüder zurückkamen. Diese flogen durch die sieben Fenster herein in die Stube, nahmen ihre Schüsseln aus dem Ofen und wollten essen, merkten aber, daß schon davon gegessen war. Nun wollten sie sich schlafen legen, und fanden ihre Bettchen verrückt, und einer der Brüder that einen lauten Schrei, und sprach: „O, was liegt für ein Mägdlein in meinem Bett!" Die andern Brüder liefen schnell herbei, und sahen erstaunt das schlafende Mädchen liegen. Da sprach einer um den andern: „Wenn es doch unser Schwesterchen wäre!" und wieder rief einer um den andern voll Freude: „Ja, das ist unser Schwesterchen, ja, das ist es! solche Haare hatte es, und solch ein Mündlein hatte es, und solch ein Ringlein trug es damals an seinem größten Finger, wie es jetzt am kleinsten eins trägt!" und sie jauchzten alle, und küßten das Schwesterchen alle; aber dieses schlief so fest, daß es lange nicht erwachte.

Endlich schlug das Mägdlein die Äuglein auf, und sah die sieben schwarzen Brüder um ihr Bett sitzen. Da sagte sie: „O, seid herzlich gegrüßt, meine lieben Brüder, Gott sei gedankt, daß ich Euch endlich gefunden habe; ich habe Euretwegen eine lange, mühevolle Reise gemacht, um Euch wieder aus Eurer Verbannung zurückzuholen, wenn Ihr nämlich einen bessern Sinn in Euren Herzen gefaßt habt, daß Ihr Eure gute Mutter nie mehr ärgern wollet, daß Ihr fleißig mit uns arbeitet, und die Ehre und Freude Eurer alten Mutter werden wollet." Während dieser Rede hatten die Brüder bitterlich geweint, und sprachen nun: „Ja, herzige Schwester, wir wollen gut sein, und nie wieder die Mutter beleidigen; ach, als Raben haben wir ein elendiges Leben, und ehe wir uns dieses Häuschen erbaut, sind wir oft vor Hunger und Elend bald umgekommen. Dazu kam die Reue, die uns Tag und Nacht folterte, denn wir mußten die Leichname von

den armen gerichteten Sündern fressen, und wurden dadurch stets an des Sünders schauerliches Ende erinnert."

Die Schwester weinte Freudenthränen, daß ihre Brüder sich bekehrt hatten, und so voll frommen Sinnes sprachen. „O!" rief sie aus, „nun ist alles gut; wenn Ihr nach Hause kommt, und die Mutter vernimmt, daß Ihr besser geworden seid, wird sie Euch herzlich verzeihen, und Euch wieder zu Menschen machen."

Als nun die Brüder mit dem Schwesterchen heim reisen wollten, sprachen sie erst, indem sie ein hölzernes Kästchen öffneten: „Liebe Schwester, nimm hier diese schönen goldenen Ringe und blitzenden Steinchen, die wir draußen so nach und nach fanden, in Dein Schürzchen und trage es mit nach Hause, denn dadurch können wir als Menschen reich werden. Als Raben trugen wir sie nur um des schönen Glanzes willen zusammen."

Das Schwesterchen that so wie die Brüder wollten, und hatte selbst Freude an dem schönen Schmuck. Auf der Heimreise trugen die Rabenbrüder einer um den andern das Schwesterchen auf ihren Flügeln, bis sie an die Wohnung ihrer Mutter kamen; da flogen sie zum Fenster hinein und baten ihre Mutter um Verzeihung und gelobten, fortan stets gute Kinder zu sein. Auch die Schwester half bitten und flehen, und die Mutter war voll Freude und Liebe und verzieh ihren sieben Söhnen. Da wurden sie wieder Menschen und gar schöne blühende Jünglinge, einer so groß und so anmutvoll wie der andere. Dankend herzten und küßten sie die gute Mutter und die liebevolle Schwester. Und bald darauf nahmen alle sieben Brüder sich junge sittsame Frauen, bauten sich ein großes schönes Haus, denn sie hatten für ihre Kleinodien sehr viel Geld bekommen, und des neuen Hauses erste Weihe war der Brüder siebenfache Hochzeit.

Dann nahm auch die Schwester einen braven Mann, mußte aber auf der Brüder Flehen und Bitten bei ihnen wohnen bleiben.

So hatte die gute Mutter noch viel Freude an ihren Kindern, und wurde von denselben bis an ihr spätes Alter liebevoll gepflegt und kindlich verehrt.

Der Henkelpfennig.

Ihr müßt wissen, liebe Kinder, daß der alte Bergvater Zista ein allerliebst gutes Papachen war, der in einem Gebirgswalde wohnte, große, große Zauberkräfte besaß und in der Umgegend sehr viel Gutes that.

Einstmals hat sich auch der Bergvater in ein uraltes, krummes Väterchen mit lahmen Beinen und zitternden Händen verzaubert gehabt, hat ein graues, halbzerfallenes Röcklein angezogen, einen Sack auf den Rücken und einen Stab in die Hand genommen und ist betteln gegangen. Und wo er an eine Hütte, oder an ein Schloß gekommen ist, da hat er sehr erbärmlich und kläglich gethan und hat erzählt, er sei in schwerer Not. Er habe zwar drei Söhne gehabt, aber der eine sei im Kriege erschossen worden, der andere sei ein armer Weber gewesen, der habe allmählich verhungern müssen, und der dritte habe sich aus seinem Vaterlande geflüchtet, weil er durchaus so mancherlei sich nicht gefallen lassen wollte. Und weiter hat der Alte erzählt, daß er nun ganz allein dastehe in der weiten Welt, und daß er manche Nacht hungrig auf seinem Stroh liege, und daß er überhaupt nicht wisse, was aus ihm werden solle.

Das ist nun den Leuten auch zu Herzen gegangen, sie haben in ihre Taschen gegriffen, oder den Schubkasten herausgezogen, oder die kostbaren Schatullen geöffnet und haben ihm gegeben. Der König, bei dem das krumme Väterchen auch anklopfte, hat ihm sogar hundert blanke Thaler geschenkt.

Das scheint nun freilich furchtbar viel und das freut jeden von dem Könige. Dafür bekam aber auch Zista von jemand nur einen einzigen Pfennig. Das war nämlich selbst ein blutarmes Mütterlein, wohnte bereits im Armenhause und nährte sich von den Brosamen, die von der Reichen Tische fielen. Dem Mütterlein traten die Thränen in die Augen, als der Bettler seine Not erzählte. „Warte einen Augenblick, Männchen," sagte es und ging eilends in sein Stübchen.

Bald kam es wieder und sagte: „Hier hast Du mein ganzes Vermögen, armes Männlein! Ich gäbe Dir gern mehr, aber ich habe keinen roten Heller weiter.“

Aber für wen mag eigentlich der Bergvater das Geld gesammelt haben? Er braucht doch keins, weil er zaubern kann!

Für sich nicht. Was er gesammelt hatte, trug er in eine Hütte, die einsam am Ende des Fichtenwaldes stand. Darin wohnte ein armer Kohlenbrenner mit sechs Kindern, von dessen Not und Elend kein Mensch eine Ahnung hatte, weil er sich zu betteln schämte. Dieser bekam die ganze Summe.

Nun aber kommt die Hauptsache. Den andern Tag ließ der Bergvater bekannt machen, alle diejenigen sollten zu ihm kommen, die gestern das alte krumme Männlein beschenkt hätten, er wolle sie dafür belohnen. Und wer am meisten gegeben hätte, solle auch den größten Lohn bekommen. Das ließen sich die Leute natürlich nicht zweimal sagen (das Nehmen dünkte ihnen weit angenehmer, als das Geben), sondern wanderten schleunigst dem Bergvater zu. Auch der König war mit darunter. Es war ihm weniger um die Belohnung, als um die Ehre zu thun, denn er glaubte doch steif und fest, daß er mit seinen hundert Thalern das meiste gegeben hätte.

Alle drängten sich jetzt um den Bergvater her. Nur das Armenhausmütterlein stand schüchtern von ferne, wie der Zöllner im Tempel. Es wollte auch gar nicht gerne heraus damit, daß es nur einen Pfennig gegeben habe. Als nun der Bergvater die Gabe jedes einzelnen vernommen, sagte er: „Nun, liebe Leutchen (diesen Ausdruck nahm ihm der König nicht übel, weil dieser überhaupt gar nicht übelnehmerischer Natur war), sollt Ihr zuvörderst hören, wer am wenigsten und wer am meisten gegeben hat. Die größte Gabe spendete das arme Mütterlein dort, mit ihrem Pfennige, und die geringste der König hier, mit seinen hundert Thalern.“ Da stutzten natürlich die Leute, wie die neuen Soldatenpferde vor dem ersten Kanonenschusse, und der König am allermeisten. Der Bergvater aber fuhr fort: „Hätte der König so viel gegeben, als diese Arme, so hätte er dem Bettler zehn Millionen opfern müssen. Warum? Die Arme spendete ihr ganzes Vermögen, der König aber nur einen winzig kleinen

Teil von dem seinigen. Wer das nicht sogleich versteht, der mag sich zu Hause eine Stunde auf seine Ofenbank setzen und mag weiter darüber nachdenken. Schwer aber ist das Exempel nicht."

Darauf begann der Bergvater die verschiedenen Belohnungen auszuteilen. Sie bestanden aus allerhand Figuren aus glänzendem Metall, aus Schmuckgegenständen mit blitzenden Steinchen besetzt. Der König aber erhielt weiter nichts, als eine kleine, hölzerne Tabakspfeife, aus einer knorrigen Wurzel geschnitzt.

Das Mütterlein aber, das bekam — werdet Euch wundern — denselben Pfennig zur Belohnung, den es dem Bettler geschenkt hatte. Aber der Bergvater hatte an den Pfennig einen Henkel gehext (was sollte er den Henkel erst annieten oder anlöten, mit dem Anhexen kam er doch weit schneller weg) und ein goldenes Schnürchen durchgezogen.

„Hier Mütterlein," sagte der Bergvater, „trage jetzt diesen Henkelpfennig an Deinem Halse, er wird Dir Dein Wohlthun reichlich lohnen. So oft Du einen erlaubten Wunsch auf dem Herzen hast, nimm diesen Pfennig und halte ihn an Deine Nasenspitze, und Dein Wunsch wird erfüllt werden."

Warum sie ihn gerade an die Nasenspitze halten sollte, das kann freilich niemand wissen. Da müßte man den Bergvater darnach fragen, und der würde sich am Ende auch nicht in die Karten gucken lassen.

Was aber that die Alte sofort?

Sie hielt sogleich ihre Schürze auf und den Henkelpfennig an die Nasenspitze und klirr! klirr! fielen zehn Thaler und einige Groschen in die Schürze. Und was machte sie damit? Sie gab das Geld dem Bergvater, er solle es doch jenem alten Bettler noch zukommen lassen. Sie würde es selber hintragen, aber sie wisse seine Wohnung nicht.

Währenddem hatte der König eingesehen, daß der alte Zista doch eigentlich recht habe, wenn man sich die Geschichte recht ordentlich überlege. Und deshalb ärgerte er sich auch jetzt nicht mehr über seine Wurzelpfeife, sondern bat den Bergvater, er möchte ihm doch eine Prise und dann ein wenig von seinem feinen Knaster (das ist nämlich eine Sorte Tabak) schenken, damit er sich ein Pfeifchen stopfen

könne. Der Bergvater brachte seine Tabaksbüchse herbei, der König stopfte, braunte an und qualmte auf dem Heimwege wie ein König.

Das Mütterlein mit dem Henkelpfennig ging natürlich auch nach Hause, rauchte aber nicht, wie der König, sondern freute sich bloß königlich. Es lebte noch lange und machte sich seine alten Tage höchst angenehm. Schade, daß es endlich doch auch sterben mußte, denn wenn es nicht gestorben wäre, lebte es gewiß heute noch, und wir könnten hingehen und könnten uns von ihm erzählen lassen, was der Henkelpfennig alles herbeigezaubert, und das gäbe gewiß gleich ein neues, anmutiges Märchen.

Das Schloß des Todes.

Ein armer Mann hatte viel Kinder und auch viel Gevattersleute. Da schenkte ihm seine Frau in seinen alten Tagen noch ein Knäbchen. Er sprach: „Wüßte ich jetzt nur, wen ich zu Gevatter bitten soll!“ Die Frau sprach: „Den ersten besten, der Dir vor der Thür auf der Landstraße begegnet.“ Da ging der Mann hinaus; es war noch ganz früh, sodaß die Sonne mit ihm herauskam, und er schritt auf der Landstraße auf und ab. Kam da ein kleines graues Männchen, das war gar freundlichen Aussehens und fragte den Mann: „Ei warum schon so früh auf den Beinen?“ „Ich suche einen Gevatter zu meinem Kinde, wollt Ihr mir vielleicht den Gefallen thun?“ fragte der Mann, und das Männchen sagte: „Von Herzen gern, sagt mir nur, wann die Taufe ist.“ „Gleich morgen früh, wenn es Euch beliebt.“ „Es ist gut, ich habe dann Geschäfte im nächsten Orte und werde zur rechten Zeit bei Euch sein.“ „Wie heißt Ihr denn, Herr Gevatter?“ „Ich bin der Tod,“ antwortete das Männchen lächelnd, grüßte den armen Mann sehr freundlich und ging weiter. Am folgenden Morgen fand es sich zur rechten Stunde ein und hob das Kind aus der Taufe; dann sprach es: „Wenn das Kind vierzehn Jahre alt ist, komme ich

wieder und dann braucht Ihr nicht weiter für dasselbe zu sorgen; im Gegenteil es wird für Euch sorgen." Da freuten sich die Leute, dankten dem guten Tod und er nahm freundlich Abschied von ihnen.

Als der Knabe vierzehn Jahre alt war, kam der gute Pate, nahm ihn mit sich in den Wald und sprach: „Jetzt will ich Dich zum geschicktesten Arzt in der Welt machen, mein liebes Patenkind, höre nur fleißig zu, was ich Dir sage. Wenn Du zu einem Kranken kommst und ich stehe zu Häupten des Bettes, dann sage dreist: Hier ist keine Rettung. Stehe ich aber am Fußende, dann mache einen Trank aus süßer Milch und drei Körnlein Salz und in Zeit von drei Tagen ist der Kranke gesund." Der Jüngling dankte dem guten Paten und übte seine neue Kunst sehr eifrig, wurde hochberühmt dadurch und reich dazu. Als des Königs Tochter krank war, heilte er sie und bekam Gold, mehr als ein Pferd ziehen kann, und als er der Königin Tod vorhersagte und sie auch wirklich starb, da gab ihm der König noch einmal so viel und heiratete acht Tage darauf eine andere.

Als er schon ein blühender Mann war und in seinen besten Jahren stand, kam er eines Tages durch den Wald. Da begegnete ihm sein Pate und die beiden gingen eine Strecke miteinander fort. An einem Kreuzwege sprach der Tod: „Ich gehe nun rechts, gehe Du links, und es ist Dein Glück; bald sehen wir uns wieder." „Wohin gehst Du denn?" fragte der Arzt. „Nach Hause, ich habe da zu thun," antwortete der Tod. „Dann will ich mit Dir gehen, lieber Pate," sprach der Arzt, „ich habe ja noch nie gesehen, wo Du wohnst." Der Tod wehrte ihm und bat ihn liebevoll, den andern Weg einzuschlagen; doch der Arzt ließ sich nicht abweisen und flehte den Tod so lange, bis dieser sprach: „Wohlan, Du kannst mit mir gehen bis an mein Schloß, aber nicht hinein. Sie kamen bald auf einen breiten, gar glatten und schönen Weg, der sich weithin in den Wald erstreckte; am Ende desselben stand ein schönes Schloß, daran waren alle Läden geschlossen. Als sie am Thore standen, sprach der Tod: „Jetzt laß es genug sein, lieber Sohn, und kehre um, thue mir den Gefallen! Aber der Arzt war jetzt gerade erst neugierig geworden zu sehen, wie es in des Todes Schloß aussehe; und wie sehr der Tod auch bat, er möge jetzt zurückkehren, er bestand darauf, bis er hineinkam. Da waren alle Zimmer

dunkel und voll Lichtchen, eins am andern. „Was ist das?“ frug der Arzt erstaunt, und der Tod erwiderte: „Das sind die Lebenslichter der Menschen.“ „Ach lieber Pate, wo ist denn meines?“ fragte der Arzt, und der Tod antwortete: „Darnach frage nicht, das ist Dir nicht gut zu wissen.“ Da ging es aber wiederum wie vorher; der Arzt quälte den Tod so lange, bis er ihm ein ganz kleines Lichtchen zeigte, welches nicht weit vom Verlöschen war. „Nun gehst Du mir aber und bleibst keinen Augenblick mehr,“ sprach der Tod ernst, damit ich hier nicht mein Amt an Dir üben muß,“ und er führte ihn rasch aus dem Schlosse und in den Wald zurück. Der Arzt eilte nach Hause und wurde noch am selben Abend ernstlich krank. Als er in der Nacht einmal erwachte, schaute er sich im Zimmer um, da stand der Tod zu Häupten seines Bettes. Da wandte er sich rasch in dem Bette um und streckte dem Tode die Beine entgegen. Ruhig ging der Tod an das andere Ende des Bettes; doch da wandte sich der Arzt abermals um und trieb sein Spiel also fort bis gegen Morgen, sodaß der Tod trotz all seiner Güte und Freundlichkeit dessen doch endlich müde wurde. „Mit dem einen habe ich mehr Not, als mit allen, die ich seit dem Vater Adam geholt habe,“ sprach er. „Aber laß uns freundlich scheiden! sage mir, willst Du heute noch leben, so gewähre ich es Dir gern.“ „Nur noch ein Vaterunser lang,“ sagte der Arzt. „Das sei Dir gewährt,“ sagte der Tod. Der Arzt begann: „Vater unser, der Du bist — so und jetzt bete ich fünfzig Jahre lang daran.“ Da lachte der Tod und sprach: „Ich werde mich hüten, noch einen Doktor meine Kunst zu lehren!“

Das Unglaubliche.

Es war ein Edelmann, der fuhr nicht anders, als mit vier Pferden aus und that so stolz dabei, als ob er ein König oder gar der Kaiser von Deutschland wäre. Das ärgerte einen Bauern, welcher neben dem Edelhofe wohnte und sechs Pferde hatte. Als der Edelmann es ihm zu bunt machte, spannte er seine Sechs an seinen großen Heuwagen und fuhr stets hinter dem Edelmanne drein, zwei Knechte vorn, er in der Mitte und vier Knechte hinter ihm. Das erstemal that der Edelmann, als bemerke er das nicht. Das zweitemal warf er dem Bauer nur einen giftigen Blick zu. Das drittemal rief er, wenn das noch einmal geschehe, dann . . . . Was er weiter sagte, konnte kein Mensch verstehen; denn sobald der Edelmann anfing zu sprechen, gab der Bauer den Knechten ein Zeichen, und sie knallten mit ihren Peitschen, als ob das wilde Heer heranführe. Am folgenden Morgen verklagte der Edelmann ihn beim Richter. Der setzte seine Brille auf, und schlug alle Bücher auf, aber ein solcher Fall stand nicht darin. Endlich entschied er also: „Wer von Euch beiden eine Lüge erfindet, die so groß ist, daß der andere sie nicht glauben kann, der darf mit allen seinen Pferden ausfahren, der andere muß zu Hause bleiben."

Da rieb sich der Edelmann die Hände und dachte, jetzt sei der Bauer verloren, denn der sei keineswegs so pfiffig wie er. Er zog ein Restchen Brot aus seiner Jagdtasche, hub an zu lügen und sprach: „Gestern haben meine Tagelöhner bis neun Uhr abends Korn gedroschen, das habe ich säen lassen; es war um elf Uhr reif, um zwei Uhr gemahlen und hier ist das Brot davon."

„Das glaube ich gern," sprach der Bauer, „ich habe gestern abend Eicheln gelesen und gesäet, die hatten heute morgen schon gekeimt; da habe ich mir aus ihrem Holze eine Leiter gemacht, die legte ich an den Himmel an und stieg hinauf. Der erste, dem ich da begegnete, denkt, Herr Edelmann, das war Euer Großvater, der saß als

Säuhirt hinter der Thüre.“ „Das ist gelogen!“ schrie der Edelmann zornig; der Richter aber sprach: „Und darum sollt Ihr mit Euren Pferden daheim bleiben, der Bauer aber darf mit Sechsen ausfahren.“

Dornröschen.

Es war einmal ein König und eine Königin. Beide wohnten in einem prachtvollen Schlosse und waren sehr reich. Alle Freuden, die sich ihr Herz wünschte, konnten sie sich verschaffen. Und doch sah man den König und die Königin nie fröhlich und heiter. Immer gingen sie still und traurig einher, als ob ein schwerer Kummer auf ihnen läge. Die Königin saß oft stundenlang in ihrem goldenen Sessel und weinte. Was mag ihr nur fehlen? —

„Was nützt uns all unser Reichtum,“ seufzte sie eines Tages für sich, „Eins fehlt uns doch! Was helfen uns alle Freuden, eine Freude fehlt uns doch: Wir haben kein Kind!“

Bald darauf badete die Königin in dem klaren, frischen Weiher des Schloßgartens. Da steckte ein großer, dunkelgrüner Frosch seinen Kopf hervor und sprach mit einer tiefen Geisterstimme: „Dein Wunsch, ehrwürdige Königin, soll erfüllt werden. Du wünschest Dir ein Kind, Du sollst Erhörung finden!“

Und — was der Frosch verheißen hatte, ging in Erfüllung. Die Königin bekam ein allerliebstes kleines Mädchen. Es war schön wie ein Engelchen vom Himmel. Seine Äuglein leuchteten so klar und rein, wie zwei frischerblühte Veilchen, und auf seinen dicken Bäckchen lag ein so zartes Rot, als hätten zwei Maienrosen ihren purpurnen Odem darauf gehaucht. War das eine Freude und ein Jubel in dem Schlosse! Der König und die Königin weinten vor Freude und wußten sich vor Wonne kaum zu lassen. Die gesamte Dienerschaft des Schlosses, vom Leibjäger bis zum Küchenjungen herab, hüpfte und tanzte vor lauter Jubel, daß doch nun endlich eine kleine Prinzessin angekommen sei.

Das nächste war jetzt, daß in dem Schlosse ein großes Fest veranstaltet wurde. Zu demselben lud man alle Verwandte, Freunde und Bekannte aus der Nähe und Ferne ein. Nun aber wohnten in dem Lande dreizehn Feen oder weise Frauen. „Laß uns diese dreizehn weisen Frauen auch einladen," sagte der König zu der Königin. „Sie sollen auf goldenen Tellern essen, und gewiß werden sie unser Töchterchen reich mit ihren Wundergaben beschenken." Die Königin aber sprach: „Gern würde ich alle dreizehn bei uns sehen, aber wir können nur zwölf einladen, denn ich habe nur zwölf goldene Teller."

So wurden der weisen Frauen nur zwölf geladen. Als nun der Festtag kam, stellte man die Wiege der kleinen Prinzessin in einen großen, prächtigen Saal. Über der Wiege lag ein goldgestickter Teppich ausgebreitet, der das rosige Mägdlein leicht bedeckte. Jetzt traten die zwölf weisen Frauen zu dem Kindlein heran. Jede berührte die kleine Königstochter entweder mit einem Finger, oder mit einer Blume, oder mit einem Zauberstäbchen, und jede schenkte ihr eine Wundergabe. Die eine verlieh dem Kinde Sanftmut, die andere Frömmigkeit, die dritte Verstand, die vierte Reichtum u. s. w. So wurde die Prinzessin mit allen Glücksgütern auf das reichste ausgestattet. Eben wollte die zwölfte und letzte der weisen Frauen das Kind mit ihrem Zauberstabe berühren, als plötzlich die schwere Saalthür aufgerissen wurde und ein schon bejahrtes Weib, gleich einer Furie, herein stürzte. Des Weibes Augen funkelten vor Zorn und in seinen Gesichtszügen lagen Wut und Rache. Schnaubend vor Gift und Galle drängte sich das Weib durch die erschrockenen Gäste hindurch bis zu der Wiege des Kindes. Hier aber erhob sie ihre braune Rechte und rief mit kreischender Stimme: „In achtzehn Jahren soll sich die Königstochter in eine Spindel stechen und tot hinfallen!"

Entsetzen ergriff die Gäste und ganz besonders das Königspaar, als sie diesen Fluch über das arme Kind vernahmen. Alle standen starr und blaß wie die Leichen. Wer aber war die schnaubende Alte? Es war die dreizehnte der weisen Frauen, die nicht geladen worden war. Aus Rache dafür kam sie jetzt und sprach jenen Fluch über das unschuldige Kind aus.

Kaum aber war die hexenartige Alte wieder verschwunden, so fiel

die Königin auf ihre Kniee und schrie: „Ach, mein Kind! Mein Kind! Wer rettet mein Kind!“ — Da trat die zwölfte weise Frau herzu und sprach: „Wohl! Mein Wunsch ist noch übrig! Ganz retten kann ich zwar das Kind nicht, aber ich will sein Schicksal mildern: Die Königstochter soll durch die Spindel nicht getötet werden, sondern nur in einen dem Tode ähnlichen Schlaf verfallen und dieser Schlaf soll hundert Jahre dauern.“ Somit nahm das fröhliche Fest ein trauriges Ende.

Schon den nächsten Tag sandte der König seine Herolde durch das ganze Land und ließ allen Unterthanen befehlen, jeder, der eine Spindel besitze, solle dieselbe alsobald verbrennen.

Die kleine Prinzessin wuchs nun heran und wurde von Tag zu Tag lieblicher. Alles, was ihr die weisen Frauen angewünscht hatten, zeigte sich immer deutlicher. Ihr Gemüt war weich, ihr Herz engelrein und ihr Köpfchen mit goldenen Locken so klug und verständig, daß alle, die sie sprechen hörten, über ihre Weisheit staunten. Bei alledem aber zeigte die Prinzessin ein so bescheidenes Wesen, daß sie jedermann lieb gewinnen mußte.

Endlich war sie achtzehn Jahre alt und eine so schöne Jungfrau geworden, daß man von ihrer Schönheit im ganzen Lande redete. Gern hätten die Eltern zu dem achtzehnten Geburtstage ihrer Tochter wieder Gäste eingeladen, aber es war ihnen so schwer ums Herz, daß sie keine Lust hatten, ein fröhliches Fest zu feiern. So feierten sie diesen Geburtstag unter sich, in aller Stille. Auch die Prinzessin, die doch heute hätte recht lustig sein sollen, war gar nicht heiter. Es war, als ob auch sie ein stiller Kummer drücke. Sie fand nirgends Ruhe. Ihr Zimmer erschien ihr heute zu eng. Bald durchirrte sie den Schloßhof, bald den großen, düsteren Schloßgarten, bis an seine entlegensten Winkel. Hier nun stand sie plötzlich vor einem uralten Turme, den sie früher noch nie gesehen. „Was ist doch das für ein sonderbarer Turm?“ sagte sie für sich. „Ich muß wissen, wie es darin aussieht.“

Sie trat in den Turm ein und stieg eine hohe, schmale Treppe hinauf. Als die Treppe zu Ende war, stand sie vor einer kleinen, niederen Thür. Sie klopfte an, aber niemand öffnete. Da endlich bemerkte sie ein kleines, schwarzes Schloß, in welchem ein alter, ganz

verrosteter Schlüssel stak. Diesen faßte sie mit ihren kleinen, zarten Händen und drehte ihn richtig um. Da sprang die Thür auf und die Prinzessin trat in ein kleines, düsteres Stübchen. In diesem Stübchen saß ein steinaltes Mütterchen an einem Spinnrocken und spann goldgelben Flachs auf eine spitze Spindel. Die Alte trug auf ihrer Nase eine schwarze, großräderige Brille für die halbblöden Augen. Die welken Spitzen ihrer turmähnlichen Haube hingen weit in das braune, faltige Gesicht herein und um den Hals lag eine dicke, breite Krause. Zu den Füßen der Alten saßen zwei Katzen und ein lahmer, träger Rabe. Die eine der Katzen schien soeben von der Jagd zurückgekehrt zu sein, denn sie trug eine tote Maus im Maule.

Die Prinzessin setzte sich auf eine Bank und sagte: „Welch ein lustiges Ding, das da herumspringt!“ — „Willst Du nicht auch einmal versuchen, ob Du spinnen kannst?“ versetzte schmunzelnd die Alte. — „Möchte schon,“ erwiderte die Prinzessin, „aber ich fürchte, ich könnte mich dabei verwunden.“ — „Nicht doch,“ versicherte die Alte, „Du stichst Dich nicht. Fasse nur an.“

Auf diese Rede hin bückte sich die Königstochter und faßte nach der Spindel. Die Spindel indes war noch in schneller Bewegung und stach die Prinzessin in die Hand, so daß ein Tropfen Blut hervorquoll. Kaum aber empfand die arme Jungfrau den schmerzlichen Stich, so sank sie langsam um und verfiel in einen tiefen, tiefen Schlaf.

Aber wunderbar! Nicht bloß die Königstochter versank in einen tiefen, totähnlichen Schlaf, sondern mit ihr alles, was lebte und webte im ganzen Schlosse. Und dieser Schlaf kam so plötzlich, daß niemand noch Zeit hatte, sich vorher in ein Bett oder auf einen Diwan zu legen. Der König und die Königin schliefen auf ihren Thronsesseln ein; der alte Hausgeistliche schlief stehenden Fußes hinter der Königin; der Leibdiener, der eben den Wein kredenzen wollte, ließ das Gläserbrett fallen und entschlief in knieender Stellung; der Hofnarr schnarchte neben zwei Stühlen; die Leibwache lehnte an der Wand und der Koch, den Küchenjungen bei einer Näscherei ertappend, holte eben zu einer Ohrfeige aus, aber da standen sie beide mit festgeschlossenen Augen und im tiefsten Schlafe. Sogar der Lieblingshund der Königin, der

alte treue Spitz, war von dem bösen Zauber befallen worden. Er saß mit gesenkten Augenlidern zu den Füßen seiner Herrin und nickte in einem fort, als ob er seit zehn Jahren nicht geschlafen hätte. Und sah man sich nun weiter in dem Schlosse um, überall fand man diesen Todesschlaf, diese Grabesstille. Die Pferde neben ihrer Krippe, die Ochsen und Esel auf der Streu, die Hunde an der Kette, die Hühner und Gänse auf dem Hofe, die Tauben auf dem Dache, ja sogar die Fliegen an der Wand — alles schlief. Auf dem Herde flackerte kein Flämmchen, am Brunnen rieselte kein Tröpfchen, an den Bäumen regte sich kein Blättchen mehr. Alles schlief tief, tief und fest.

Und so schliefen sie fort, alle die in dem Schlosse waren. An seinen Mauern wuchsen dichte Dornen und wilde Schlingpflanzen empor, so hoch, daß sie endlich die Dächer überspannten und man nicht einmal die Schloßfahnen mehr sehen konnte.

So verging ein Jahrzehnt nach dem andern. Immer dichter hatten die Tausende dorniger Arme das Schloß umflochten, so daß es jetzt einer riesigen Dornenhecke glich. Wohl war das Schloß selbst in Vergessenheit gekommen, nicht aber die schöne Königstochter, die darin schlief. Väter, Mütter und Großmütter erzählten ihren Kindern und Enkeln noch immer von dem „Dörnröschen," wie sie die Prinzessin nannten. Da man nun auch in anderen Ländern von dem schönen Dornröschen hörte, kamen von Zeit zu Zeit fremde Königssöhne, um die Schlafende aufzusuchen und zu erlösen. Keinem aber gelang das. Wenn sie auch die Dornen mit ihren Schwertern links und rechts zerhieben, sie vermochten nicht durchzudringen, verstrickten sich endlich in denselben und kamen jämmerlich ums Leben.

Jetzt waren es gerade hundert Jahre, daß Dornröschen im Zauberschlafe lag. Da kam eines Tages auch ein stolzer Königssohn auf einem prachtvoll geschmückten Schimmel daher geritten. Als er in die Nähe des Schlosses kam, frug er einen alten Mann, ob dies hier der Ort sei, wo das schöne Dornröschen schon seit hundert Jahren schlafe. „Ja, Prinz," erwiderte der Alte, „das ist das Schloß." Gleich darauf gab jener seinem Pferde die Sporen und sprengte in die Dornen hinein.

Dieser stattliche Prinz war der rechte, der die Prinzessin erlösen

sollte, denn er kam zur rechten Stunde. Als er in die Dornhecke hinein sprengte, wichen die Dornen von allen Seiten zurück, und kein einziger verwundete ihn. Ja noch mehr des Wunderbaren: Wie auf einen Zauberschlag trieben all die Dornenranken frische, grüne Zweige und aus jedem Zweige blühten ebensoschnell himmlisch schöne Rosen empor, so daß sich der Prinz mit einem Male von einer herrlichen Rosenlaube umgeben sah. Ein Anblick aber erfüllte ihn auf einige Augenblicke mit Entsetzen. Tief unter den Dornen lagen noch die Leiber der unglücklichen Prinzen, die vor ihm versucht hatten, die Königstochter zu befreien. Einer dieser Unglücklichen mußte nur vor ganz kurzer Zeit seinen Tod hier gefunden haben. Sein Körper war noch unversehrt, sein Gewand noch frisch, aber von unzähligen Dornen netzartig umsponnen.

Die Ärmsten von ganzem Herzen bedauernd, ritt der Prinz weiter und gelangte endlich in das Schloß. Wie sehr aber erstaunte er, als er sich näher darin umsah. Hier lag noch alles im tiefsten Schlafe, geradeso wie vor hundert Jahren, und Menschen und Tiere sahen noch so frisch aus, als wären sie erst vor einer Stunde entschlafen. Dazu war es auch ringsum noch eben so grabesstill, wie damals. Vergeblich aber suchte der Prinz die schöne Königstochter unter den Schlafenden. Er schritt durch alle Säle und Zimmer, aber nirgends war eine Spur von ihr zu finden.

Da endlich gelangte er an den Turm, in welchem Dornröschen lag. Hier band er sein Roß an einen Baum und stieg die enge Treppe hinauf. Da fiel ihm plötzlich ein matter Lichtschimmer in die Augen. Er hielt seine Schritte an. Der Schein drang aus einer offenen Thür. Jetzt wieder dünkte es ihn, als höre er ein leises Geräusch. Er lauschte. Da wurde es ihm klar, daß es die leisen Atemzüge eines Menschen sein müßten. Sein Herz schöpfte Hoffnung. „Hier werde ich die schöne Schläferin finden!“ dachte er bei sich. So geräuschlos als möglich stieg er die letzten Stufen vollends empor und stand nun unter jener Thür, aus welcher der matte Lichtglanz drang. Und hier — in einem hochgewölbten Raume — hier lag die schöne Königstochter, mit dem Oberkörper auf einem samtenen Kissen ruhend, die Augen fest geschlossen, mit der Linken ihr Lockenhaupt bedeckend. Ihr Antlitz glich dem eines

Engels, so fromm und unschuldsvoll sah es aus. In allen ihren Zügen lag ein süßer Frieden. Um ihren Mund schwebte ein seliges Lächeln, wie wenn ihre Seele jetzt von den Freuden des Himmels träume.

Lange stand der Prinz und betrachtete die schlafende Königstochter als ein Bild der reinsten Unschuld. Dann aber beugte er sich auf ein Knie und drückte einen Kuß auf ihre Stirn. In demselben Augenblicke aber schlug die Schlummernde ihre Augen auf und erwachte. „Wo bin ich?" war ihr erstes Wort, indem sie sich verwundert im weiten Raume umsah. — „Hab' keine Furcht," erwiderte freundlich der Prinz, „Du bist daheim in Deiner Eltern Schloß!" — „Und wo war ich?" frug Dornröschen wieder. — „Du warst versetzt in das Reich der Träume und hast geschlafen, geschlafen hundert Jahre," gab ihr der Prinz zur Antwort. — „Und wer hat mir das angethan?" fragte die Prinzessin zum dritten. — „Erhebe Deine Blicke!" Hierauf begann der Prinz mit erregter Stimme, indem er mit der Linken nach einem höher gelegenen Raume zeigte: „Dort sitzt sie noch, die böse Dreizehnte, mit ihrer Zauberspindel, die Dir das gethan. Du bist jetzt erwacht, Du lebst wieder. Dafür aber ist nun die Alte in einen Schlaf versunken, aus dem sie nimmer erwachen wird und wenn alle Geister der Unterwelt an ihr rüttelten und schüttelten." — „Und wer hat mich aus dem bösen Zauber erlöst?" hob die Prinzessin wieder an. — Bei dieser Frage schlug der edle Prinz schweigend die Augen nieder. — „Warst Du es, ritterlicher Fremdling?" frug Dornröschen schnell weiter. — „Verzeiht mir, schöne Königstochter," begann jetzt der Prinz, „daß ich es wagte, in Euer Schloß einzudringen und einen Kuß auf Eure Stirn zu drücken!" — „O habt tausend, tausendmal Dank, edler Fremdling," erwiderte die Prinzessin gerührt, „daß Ihr meine Zauberfesseln gebrochen! Und nun führt mich hinab zu meinen Eltern. Mein Vater wird Eure That zu lohnen wissen."

Darauf faßte der Prinz Dornröschen an der Hand und geleitete es in das Schloß.

Dem Prinzen war nicht wohl zu Mute, daß er die Jungfrau zu ihren Eltern führen sollte. Er wußte ja, daß diese ebenfalls im tiefsten Zauberschlafe lagen und daß das ganze Schloß einem lebendigen Grabe

gleiche. Bald aber wurde ihm das Herz leichter, denn als er sich mit Dornröschen dem Schlosse näherte, hörte er auf einmal Hundegebell, Pferdewiehern, das Krähen der Hähne und das Girren der Tauben. Und als sie in den Schloßhof eintraten, rannten die Kutscher und Reitknechte, Koch und Küchenjunge, nachdem der letztere die vor hundert Jahren beabsichtigte Näscherei ausgeführt und dafür die ebensolange schuldig gebliebene Ohrfeige in Empfang genommen hatte, eilig hin und her und vor der Schloßtreppe paradirte die Leibwache auf und ab. Unter dem Dienerheere aber, als es die Prinzessin ansichtig wurde, brach ein solches Freudengeschrei los, daß es bis in die königlichen Zimmer hinauf schallte und der König und die Königin fast erschrocken von ihren goldenen Sesseln aufsprangen. In demselben Augenblicke aber trat auch schon die Prinzessin, ihren Retter an der Hand, ein, stürzte auf den König und die Königin los und umarmte und küßte sie. Das war ein Jubel, wie ihn das Schloß noch nie gesehen hatte. Das Umarmen und Herzen und Küssen wollte gar kein Ende nehmen und aus aller Augen rannen helle Freudenthränen.

Die Prinzessin erzählte nun, daß dieser stattliche Fremdling ihr Retter gewesen sei und sie aus dem Zauberschlafe erweckt habe. „So seid Ihr auch unser Retter gewesen, edler Fremdling," redete darauf der König den Königssohn an, „denn auch wir und unser ganzes Schloß sind zu derselben Stunde erwacht, als Ihr unsere Tochter erweckte. Wie soll ich Euch würdig genug für diese That lohnen? Darum hört mich an: Erbittet Euch selbst von mir, was ich Euch schenken soll. Sagt's frei heraus und wenn Ihr das Liebste, was ich besitze, begehret, es soll Euch werden."

„Nun wohl," erwiderte hierauf der Königssohn mit männlicher Stimme, „wenn ich mir eine Gnade ausbitten darf, so gebt mir das Liebste, was Ihr besitzt."

Drei Tage darauf prangte das königliche Schloß im herrlichsten Festschmucke. Fahnen wehten auf seinen Zinnen und Kränze und Guirlanden zierten Thür und Thor. Fürsten und Grafen und andere Edle ritten und fuhren zu den Thoren herein. Sie alle waren zum Hochzeitsfeste eingeladen. Mittag Schlag zwölf Uhr bewegte sich ein glänzender Festzug nach der Schloßkapelle. Voran schritten Herolde und

Knappen, dann folgte ein Musikchor mit schmetternden Trompeten. An sie schloß sich eine lange Reihe adeliger Jungfrauen als Brautjungfern. Jetzt erst erschien das Brautpaar, der Königssohn und das Dornröschen. Ihnen zur Seite schritten zwei ehrwürdige Geistliche mit einem hochgehobenen Kreuze, dem der König und die Königin und alle übrigen Geladenen folgten.

Acht Tage lang dauerte das Hochzeitsfest und jeder Tag brachte andere Freuden und Genüsse. Die Fröhlichsten und Glücklichsten unter allen aber waren der Königssohn und Dornsröschen. Beide hatten sich von ganzem Herzen lieb und lebten glücklich und vergnügt zusammen bis an ihr Ende.

Die schöne Simild und der Meerkönig.

Es ist schon lange, lange her, da lebten in einem Dörflein am Meere ein Mann und eine Frau, die beide fromm und gottesfürchtig waren. Sie hatten eine einzige Tochter, Simild geheißen, die war so schön, wie die Sonne, wenn sie des Morgens aufsteigt, und ihre Augen leuchteten wie Sterne. Die Leute lobten das Mägdlein ihrer Schönheit wegen über alle Maßen, und das war nicht gut, denn in Simild erwachten der Stolz und die Hoffart.

Als nun die Jahre kamen, in denen die Mägdlein pflegen Männer zu nehmen, kam ein junger und ehrsamer Bursch, der ein Häuschen hatte und ein gut Stück Ackerland, und er begehrte von den Eltern die Hand der Tochter. Die Eltern sagten: „Uns bist Du recht, und wir wünschten wohl, daß Du auch dem Mägdlein recht wärest!“ Da sprach der Bursch mit Simild. Sie aber wandte sich mit Stolz von ihm und sprach, sie begehre ihn nicht. So machte sie es noch mit mehreren jungen Burschen des Dorfes, und die Eltern grämten sich von Tag zu Tag mehr über den Stolz ihres Kindes.

Eines Abends kam Simild vom Felde und wandelte am Meeresstrande entlang. Die Wellen murmelten leise, als spräch's herauf aus dem Wasser. Sie blieb stehen. Da hörte sie ein lieblich Klingen und Singen, wie ihr Ohr es noch nie vernommen hatte. Die Töne wurden nach und nach schwächer; endlich war es wieder still. Simild ging nach Hause, aber immer noch klang ihr in den Ohren das wundersame Getön. Sie hatte schon erzählen hören von dem Meerkönig, der im Meere ein krystallnes Schloß bewohne und schöner sei, als alle Jünglinge der Erde, und sie meinte nun, von ihm rühre Gesang und Saitenspiel her.

Am nächsten Abend ging sie denselben Weg, und wiederum vernahm sie das Klingen und den Gesang. So blieb es, bis der Mond sich erneut hatte. Aber siehe, als sie um diese Zeit am Meere erschien, hörte sie nichts. Da ward sie tief bekümmert und hatte keine Ruhe, weder bei Tage noch bei Nacht. Das Rot ihrer Wangen schwand, und sie ward einer weißen Rose gleich. Ihr Aussehen bekümmerte die Eltern, aber so oft sie auch fragten, Simild verschwieg ihnen den Grund ihres Kummers. Eines Abends wandelte sie wieder einsam am Meeresstrande. Der Mond schien hell, leise rauschten die Wellen. Da erhob sich eine Gestalt aus den glänzenden Wogen; Haupt, Brust und Arme eines schönen Jünglings wurden sichtbar. Er trug einen Schilfkranz auf dem Haupte, der um eine strahlende Krone geflochten war. Sein goldenes Haar hing in langen Locken bis in die Wellen hinab, sein Angesicht aber war schön und lieblich und glänzte wie der Mond. In der Hand hielt er eine Muschel, die mit goldenen Saiten bespannt war.

Musik und Gesang ertönte, so süß, daß Simild bezaubert stille stand. Der schöne Meerkönig aber sang:

Die Wellen, sie wogen und wallen daher,
Sie winken und locken hinab Dich ins Meer,
Sie laden so freundlich, so schmeichelnd Dich ein,
Sie möchten so gern Dir Gespielinnen sein.
Sei mein! sei mein!
Ich schenk' Dir ein goldenes Ringelein.
Dich lieb' ich vor allen, Dich, Mägdelein hold.
Sprich, willst Du ein Krönlein von blinkendem Gold?

Dort glänzet mein Schloß; o Mägdelein fein,
Sprich, willst Du dort unten die Herrscherin sein?
Sei mein! sei mein!
Und steck' an den Finger das Ringelein!

Die Wellen rauschten leise herauf bis zu Similds Füßen, und ein goldenes Ringlein sah sie glänzen vor sich am Boden. Da war ihr, als sollte sie sterben vor Zittern und Zagen. Eine Macht zog sie, den Ring zu nehmen, und eine andere zog sie davon ab. Aber die Töne klangen immer süßer und lieblicher aus dem Meere herauf, und in der Tiefe sah sie es glänzen und funkeln, und als sie genauer hinblickte, konnte sie deutlich das wunderbare Kryſtallschloß mit den Goldzinnen wahrnehmen. Nun vermochte sie nicht mehr zu widerstehen. Die Schönheit des Meerkönigs und die Pracht und Herrlichkeit des Kryſtallschlosses nahmen ihren Sinn gefangen, also daß sie nicht mehr wußte, was sie that. Schon streckte sie die Hand aus, um den Ring vom Boden aufzuheben, da hörte sie die Stimme ihres Vaters, der sie laut beim Namen rief. Vor Schrecken fiel sie wie tot zur Erde.

Es war den Eltern aufgefallen, daß die Tochter des Abends immer nach dem Meere ging, und sie hatten beschlossen, ihr einmal nachzugehen. Dies war heut geschehen. Sie waren nun gerade noch zur rechten Zeit erschienen, um die Annahme des verhängnisvollen Ringes zu verhindern.

Als Simild erwachte, lag sie auf ihrem Lager. Der Vater schalt ihr Thun, und die Mutter weinte bittere Thränen. Der Vater erzählte von vielen Jungfrauen, die vom Meerkönig ins Meer gelockt worden seien, und die man bald darauf als blutige Leichen auf dem Ufersande gefunden habe. Die Mutter sagte: „O Kind, wir hofften, Du solltest unsere Freude und unser Trost im Alter sein, und nun müssen wir es erleben, daß Du bösen Mächten nachgehest, die Dir Tod und uns Schmach und Schande bringen werden."

Da ging Simild in sich, weinte heiße Reuethränen und versprach den Eltern, den Verlockungen des Meerkönigs zu widerstehen. Sie mied von jetzt an das Meer und sah es nur von ferne.

Die Eltern waren hocherfreut über ihr Kind, und sie hofften

nun wieder, daß sie noch Freude an ihm erleben würden. So verging einige Zeit. Da begann sich aufs neue die Sehnsucht nach dem schönen Meerkönig in Similds Herzen zu regen. Mit offenen Augen lag sie des Nachts auf ihrem Lager, und wenn dann das Rauschen des Meeres zu ihrem Ohre drang, dann glaubte sie Lied und Spiel des Meerkönigs zu vernehmen.

Wie träumend ging sie am Tage bei ihrer Arbeit umher, weiß wie eine Lilie war ihr schönes Angesicht.

Da begab es sich, daß wiederum ein ehrsamer junger Bursch bei den Eltern um ihre Hand freiete. Als Simild dem jungen Burschen in seine treuherzigen Augen sah, gedachte sie, daß es wohl am besten gethan sei vor Gott und Menschen, wenn sie eines braven Mannes ehrbar Weib werde und sich so von ihrer Pein erlöse und auch den Eltern ihre alten Tage versüße. Und als sie sich ein wenig bedacht hatte, sagte sie Ja zu den Bewerbungen des Burschen und reichte ihm ihre Hand. Sie traten nun, Hand in Hand vor die Eltern und baten sie um ihren Segen. Da ward große Freude im Hause und auch im Dorfe, und alles rüstete sich zur Hochzeit.

Aber bald darauf gereuete es Simild wiederum, was sie gethan hatte, und ihre Sehnsucht nach dem Meerkönig ward stärker, als sie jemals gewesen war.

Die Hochzeit sollte am ersten Pfingsttage gefeiert werden. Die letzte Nacht vor der Hochzeit war herangekommen. Weinend lag Simild auf ihrem Lager. Und wieder hörte sie aus der Ferne das Meer rauschen, und in dem Rauschen erklang ein Klingen und Singen so süß, daß ihr fast das Herz brechen wollte. Darnach vernahm sie den Gesang:

Dich lieb' ich vor allen, Dich Mägdelein hold,
Sprich, willst Du ein Krönlein von blinkendem Gold?
Dort glänzet mein Schloß, o Mägdelein fein,
Sprich, willst Du dort unten die Herrscherin sein?
Sei mein! sei mein!
Und steck' an den Finger das Ringelein!

Da fuhr Simild auf und rief: „Dein bin ich, o Meerkönig, und mag der Tod mein Lohn sein!" — Halb ohnmächtig sank sie zurück

auf ihr Kissen. Die Mutter stand von ihrem Lager auf und kam in die Kammer. Sie faßte Simild bei der Hand und rief sie. Simild schlug die Augen auf, und die Mutter fragte: „Von wem hast Du geträumt, mein Kind?" — Simild antwortete: „Von meinem Bräutigam." Die Mutter fragte weiter: „Hast Du daran gedacht, daß Du ihm heute angetraut werden wirst?" Simild bejahete diese Frage. Die Mutter war zufrieden, denn sie legte sich die Antwort anders aus, als Simild sie meinte. —

Da es schon im Osten dämmerte, blieb die Mutter auf, setzte sich ans Fenster und las aus einem Gebetbuche ihrem Kinde vor. Aber Similds Herz erfüllte nur ein Gedanke und sie hörte nichts von den frommen Gebeten. Sie stand auf und schien fröhlich und guter Dinge zu sein, wie sie es lange nicht gewesen war.

Als es zum erstenmale läutete, kamen die Brautjungfern um Simild zu schmücken. Simild sprach: „Schmückt mich so sehr Ihr es vermöget, damit ich meinem Bräutigam recht wohlgefalle!" — Des freuten sich alle, vornehmlich die Eltern, aber sie wußten nicht, was Simild meinte.

Endlich kam mit leuchtendem Antlitz der Bräutigam. Bunte Bänder flatterten an seinem Hut. Ein Rosenstrauß schmückte seine Brust. Simild trat ihm entgegen, reichte ihm ihre Hand und hieß ihn willkommen.

Jetzt kam die Stunde heran, in welcher der Zug nach der Kirche gehen sollte. Geschmückte Burschе und Mägdelein standen vor dem sonnigen Häuschen; die Spielleute, an deren Instrumenten bunte Bänder flatterten, stellten sich in Ordnung auf; Glockentöne erklangen, zum Zeichen, daß man in der Kirche den Brautzug erwarte. Alles hatte sich in Bereitschaft gesetzt, nur Braut und Bräutigam und Similds Eltern waren noch in der Wohnung. Simild lag dem Vater und der Mutter um den Hals und dankte für alle Liebe und Treue, die sie ihr seit Kindesbeinen erwiesen hätten. Und ihre Thränen flossen, daß es zum Erbarmen war, anzusehen. Da öffnete der Küster die Thür ein wenig und rief hinein, daß die Zeit dränge. Der Vater mahnte die Tochter, nun abzulassen vom Weinen und zu kommen.

Simild bat, die Eltern möchten nur immer voran gehen, sie werde nachkommen.

Sie trocknete ihre Thränen und trat mit dem Bräutigam vor das Haus. Holdselig sah die Braut aus mit dem Myrtenkranze auf dem Lockenhaupte.

Die Spielleute begannen ihre Musik, und der Küster bat das Brautpaar, voranzutreten und den Zug zu eröffnen. Da sprach Simild zum Bräutigam leise:

„Ich will mir nur noch ein frisches Tüchlein aus der Kammer holen, da dieses naß ist vom Weinen.“ Damit eilte sie ins Haus zurück. Es verging einige Zeit — Simild kam nicht. Der Bräutigam ging in die Stube und rief Simild beim Namen, aber er erhielt keine Antwort. Er durchsuchte die Kammer und die Küche — niemand war zu finden. Bestürzt begab er sich hierauf zu den Hochzeitsgästen hinaus und teilte den Eltern mit, daß er Simild vergebens gesucht habe. Der Vater erblaßte, der Mutter stürzten unter Ausrufungen des Schreckens die Thränen aus den Augen.

Beide ahnten Übles. — Auch sie suchten die Tochter vergebens im ganzen Hause, wie auch im Garten. Plötzlich hörten die erschreckten Gäste einen lauten Aufschrei der Mutter, und gleich darauf kam diese händeringend vors Haus und rief: „Der Meerkönig hat es meinem Kinde angethan! Rettet, o rettet mir mein Kind!“

Da eilten die Gäste und die Spielleute auf den nahen Hügel. Siehe, da erblickten sie die schöne Braut, wie sie dem glänzenden Meere zueilte. Einen Augenblick standen sie alle vor Schrecken wie gelähmt, dann aber machten sie sich auf und eilten der Fliehenden nach. Doch schon hatte Simild das hohe Ufer erreicht. Die Gäste hörten es aus der Ferne, wie sie den Meerkönig rief, auch sahen sie aus weißem Meeresschaume etwas Glänzendes auftauchen. Simild sprang in das Meer hinein und versank.

Als die Gäste an das Ufer kamen, sahen sie nichts mehr, aber manchem war es, als vernähme er aus der Tiefe ein wundersames Singen und Klingen. Das war ein trauriges Fest! Die Brautjungfern weinten, daß es einen Stein hätte erbarmen können, am meisten aber wehklagten die Eltern. Doch gab es auch einige unter den Gästen,

die schalten laut auf Simild, und der Küster drohete hinab und rief Wehe über das ungeratene Kind.

Der Meerkönig führte die Jungfrau in seinen Kryſtallpalaſt. Er hatte ihr das Ringlein zugeworfen, und da ſie es ſich an den Finger geſteckt hatte, konnte ſie im Waſſer leben wie auf dem Lande. Simild war nun Königin im Reiche des Meerkönigs, und tauſend ſchöne Waſſerfrauen dienten ihr. Es gab hier unten nichts als Freude und Herrlichkeit. Sie hatte ſo viel der prächtigen Kleider, daß ſie ihre Zahl nicht kannte, und der geringſte der Edelſteine an ihrer Krone hatte mehr Wert, als manches Königreich der Erde.

In Luſt und Freuden war ſchnell ein Jahr dahingegangen. In der erſten Zeit ihrer Herrlichkeit hatte ſie die Eltern ganz vergeſſen. Jetzt aber gedachte ſie ihrer wieder, und oft ward ſie traurig im Herzen. Am meiſten aber ward ihr Herz ergriffen, wenn Glockenklang aus dem Dörflein herabtönte ins Meer.

Eines Tages bemerkte der Meerkönig ihre Traurigkeit. Er fragte ſie nach ihrem Leide, und ſie geſtand ihm den Grund desſelben. Da beſtellte er heimlich mehr denn hundert Spielleute, die auf Muſcheln und Inſtrumenten von Gold und Bernſtein lieblich zu ſpielen verſtanden. Dieſe mußten beſtändig in der Nähe der Königin ſein und ihre Muſik anheben, ſobald ein Glockenton von der Erde herabtönte. Die Spielleute gaben ſo genau acht, daß Simild eine ganze Zeit lang kein Geläut aus ihrem Heimatsdorfe vernahm. Aber endlich kam ſie dahinter, weshalb der Meerkönig die Spielleute beſtändig in ihrer Nähe weilen ließ. Hatte ſie früher den Klang der Glocken bisweilen überhört, ſo wurde ſie jetzt durch die Spielleute jedesmal aufmerkſam gemacht, und ſo lieblich oder fröhlich auch die Lieder der Spielleute ertönten, immer war es ihr, als höre ſie den mahnenden ernſten Klang der Glocken dazwiſchen, ja manchmal kam es ihr vor, als vernähme ſie in dem Glockengetön des ewigen Richters ſtrafende Stimme.

So kam es, daß ſie von Tag zu Tag trauriger und elender im Gemüte ward. Der Meerkönig, der ſie ſehr liebte, war darüber tief betrübt. Eines Tages fand er ſie auf der Zinne ihres Palaſtes. Dahin hatten ihr die Spielleute nicht zu folgen vermocht. Sie war

mit einem schwarzen Gewande bekleidet, welches ganz zu der Traurigkeit paßte, die ihr Gemüt erfüllte.

Es war gegen Abend, die Sonne, von Rosengewölk umgeben, neigte sich mehr und mehr hinab, in Purpurfarbe erglühete das bis zum Grunde durchsichtige Meer.

Da ertönte Glockenklang aus der Höhe; aber ob auch die Töne mild und sanft erklangen, Simild erbebte doch.

„Laß mich," bat sie, „einmal noch hinauf nach der Kirche, um dort Gott um Vergebung meiner Sünden anzuflehen!"

Der Meerkönig widerstrebte ihr, doch ließ sie nicht nach mit Bitten und Flehen, und sie sprach: „Darf ich nicht hinauf, so werde ich nimmer froh sein können, und das Herz wird mir brechen vor Leid!"

Da erlaubte er es ihr. Aber er warnte sie, den Meerring von sich zu thun, denn sonst müsse sie sterben und keine Macht könne sie davor erretten.

Simild legte die Krone und allen Schmuck an Perlen und kostbarem Gestein von sich, nahm Abschied von ihrem schönen Gemahl und schwebte darnach hinauf durch die purpurne Flut. Als sie ans Ufer trat, war ihr Kleid trocken, nur behielt es einen zarten Saum von Wassertropfen, der glänzte wie eine Perlenschnur.

Seit langer Zeit hatte Simild Gras, Blumen und blühende Bäume der Erde nicht gesehen. Milde Abendluft wehete und erquickte ihre Brust. Sie sah vor sich liegen ihr Heimatdorf im goldnen Abendschein. Auf dem Hause ihrer Eltern stand der Storch, ihr wohlbekannt aus früheren Jahren, und schickte sich an zur Abendruhe, aber in dem Garten vor dem Hause blüheten in diesem Jahre keine Blumen.

Da erklang von dem Turme Glockengeläut, und sie hörte es an der Weise des Läutens, daß an dem Tage jemand im Dorfe gestorben sei. Ihr Herz zitterte und bebte. Sie hatte nun nichts so lebhaft im Sinne, als den Wunsch, nach der Kirche zu eilen und vor dem Altar Gott um Vergebung ihrer Sünden anzuflehen.

Als sie eilenden Schrittes den Kirchhof erreicht hatte, sah sie ein

offenes Grab. In demselben stand der Totengräber und warf Erde heraus.

„Wem gehört dies Grab?“ fragte Simild. Da sah der Totengräber auf und erkannte die Fragende.

„Wehe, wehe!“ rief er, „Du stehst an Deines Vaters Grabe!“

Da schlug Simild ihre Hände zusammen und lehnte sich an ein Kreuz, denn sie zitterte und bebte am ganzen Leibe.

Aber der Totengräber rief mit dumpfer Stimme aus der Gruft herauf: „O Tochter, Tochter, einst die Freude und das Glück Deiner Eltern, wie bist Du ein Kind schweren Kummers und Leides geworden! Siehe, das Kreuz, an welches Du Dich stützest, ist zum Andenken an Deine Mutter gesetzt, der bitterer Gram um den Verlust ihres einzigen Kindes das Herz brach.“ —

Da sank Simild ohnmächtig neben dem Grabe nieder. Als sie wieder zu sich kam, schwankte sie zur Kirche und lag hier vor Gottes Altar im Gebet und Weinen, bis der Mond am Himmel stand.

Es hatte sich aber das Gerücht von der Wiederkunft Similds im Dorfe verbreitet, und es standen eine Menge Menschen an der Kirchhofsthür.

Endlich trat Simild aus der Kirche hervor. Ihr Angesicht war weiß wie der Mond, und nur der Saum ihres Kleides blitzte gleich Perlen und Edelsteinen.

Am Grabe der Mutter stand sie still und zog von dem Finger den wunderbaren Meerring. Und sie zerbrach ihn in der Hand und streuete die Stücke auf das Grab der Mutter. Die Stücke aber verwandelten sich zu Wassertropfen, die im Mondschein auf dem Grase blitzten.

Darauf erhob sich Simild und ging schweigend durch die Menge; niemand wagte sie anzuhalten oder auch nur anzureden. Einzelne folgten ihr ein Stück Weges und sahen, wie sie nach dem Meeresufer ging, dort in die blinkende Flut hineinsprang und versank.

Am andern Morgen aber fand man ihren blutigen Leichnam auf dem grünen Uferrande des Meeres.

Dort am Meere ward sie ohne Glockenklang, ohne Gebet und Segen begraben. Lange nachher noch hat man, wenn die Glocken

ertönten, auf dem Grabe ein Wimmern und Ächzen gehört. Darnach aber hat Gott der Herr ihr die Sünde vergeben, und sie hat Ruhe gefunden im Grabe.

Der Wolf und die sieben jungen Geißlein.

Es war einmal eine alte Geiß, die hatte sieben junge Geißlein, und hatte sie lieb, wie eine Mutter ihre Kinder lieb hat. Eines Tages wollte sie in den Wald gehen und Futter holen, da rief sie alle sieben herbei und sprach: „Liebe Kinder, ich will hinaus in den Wald, seid auf Eurer Hut vor dem Wolf; wenn er herein kommt, so frißt er Euch alle mit Haut und Haar. Der Bösewicht verstellt sich oft, aber an seiner rauhen Stimme und an seinen schwarzen Füßen werdet Ihr ihn erkennen.“ Die Geißlein sagten: „Liebe Mutter, wir wollen uns schon in acht nehmen, Ihr könnt ohne Sorge fortgehen.“ Da meckerte die Alte und machte sich getrost auf den Weg.

Es dauerte nicht lange, so klopfte jemand an die Hausthür und rief: „Macht auf, ihr lieben Kinder, Eure Mutter ist da, und hat jedem von Euch etwas mitgebracht.“ Aber die Geißerchen hörten an der rauhen Stimme, daß es der Wolf war. „Wir machen nicht auf,“ riefen sie, „Du bist unsere Mutter nicht, die hat eine feine und liebliche Stimme, aber Deine Stimme ist rauh, Du bist der Wolf.“ Da ging der Wolf fort zu einem Krämer und kaufte sich ein großes Stück Kreide, die aß er und machte damit seine Stimme fein. Dann kam er zurück, klopfte an die Hausthür und rief: „Macht auf, ihr lieben Kinder, Eure Mutter ist da und hat jedem von Euch etwas mitgebracht.“ Aber der Wolf hatte seine schwarze Pfote in das Fenster gelegt, das sahen die Kinder und riefen: „Wir machen nicht auf, unsere Mutter hat keinen schwarzen Fuß, wie Du, Du bist der Wolf.“ Da lief der Wolf zu einem Bäcker und sprach: „Ich habe mich an den Fuß gestoßen, streich mir Teig darüber.“ Und als ihm der Bäcker

die Pfote bestrichen hatte, so lief er zum Müller und sprach: „Streu mir weißes Mehl auf meine Pfote.“ Der Müller dachte: „Der Wolf will einen betrügen,“ und weigerte sich, aber der Wolf sprach: „Wenn Du es nicht thust, so fresse ich Dich.“ Da fürchtete sich der Müller und machte ihm die Pfote weiß. Ja, so sind die Menschen.

Nun ging der Bösewicht zum drittenmal zu der Hausthüre, klopfte an und sprach: „Macht mir auf, Kinder, Euer liebes Mütterchen ist heim gekommen und hat jedem von Euch etwas aus dem Walde mitgebracht.“ Die Geißerchen riefen: „Zeig uns erst Deine Pfoten, damit wir wissen, daß Du unser liebes Mütterchen bist.“ Da legte er die Pfote ins Fenster, und als sie sahen, daß sie weiß war, so glaubten sie, es wäre alles wahr, und machten die Thüre auf. Wer aber hereinkam, das war der Wolf. Sie erschraken und wollten sich verstecken. Das eine sprang unter den Tisch, das zweite ins Bett, das dritte in den Ofen, das vierte in die Küche, das fünfte in den Schrank, das sechste in die Waschschüssel, das siebente in den Kasten der Wanduhr. Aber der Wolf fand sie alle und machte nicht langes Federlesen, eins nach dem andern schluckte er in seinen Rachen; nur das jüngste in dem Uhrkasten, das fand er nicht. Als der Wolf seine Lust gebüßt hatte, trollte er sich fort, legte sich draußen auf der grünen Wiese unter einen Baum und fing an einzuschlafen.

Nicht lange darnach kam die alte Geiß aus dem Walde wieder heim. Ach, was mußte sie da erblicken! Die Hausthür stand sperrweit auf, Tisch, Stühle und Bänke waren umgeworfen, die Waschschüssel lag in Scherben, Decke und Kissen waren aus dem Bett gezogen. Sie suchte ihre Kinder, aber nirgend waren sie zu finden. Sie rief sie nach einander bei Namen, aber niemand antwortete. Endlich, als sie an das jüngste kam, da rief eine feine Stimme: „Liebe Mutter, ich stecke im Uhrkasten.“ Sie holte es heraus und es erzählte ihr, daß der Wolf doch gekommen wäre und die anderen alle gefressen hätte. Da könnt Ihr denken, wie sie über ihre armen Kinder geweint hat.

Endlich ging sie in ihrem Jammer hinaus, und das jüngste Geißlein lief mit. Und als sie auf die Wiese kam, so lag da der Wolf an dem Baum und schnarchte, daß die Äste zitterten. Sie betrachtete

ihn von allen Seiten, und sah, daß in seinem angefüllten Bauch sich etwas regte und zappelte. „Ach Gott, dachte sie, „sollten meine armen Kinder, die er zum Abendbrot hinunter gewürgt hat, noch am Leben sein?“ Da mußte das Geißlein nach Haus laufen und Schere, Nadel und Zwirn holen. Dann schnitt sie dem Ungetüm den Wanst auf, und kaum hatte sie einen Schnitt gethan, so steckte schon ein Geißlein den Kopf heraus, und als sie weiter schnitt, so sprangen nach einander alle sechse heraus, und hatten nicht einmal Schaden gelitten, denn das Ungetüm hatte sie in der Gier ganz hinunter geschluckt. Das war eine Freude! Da herzten sie ihre liebe Mutter und hüpften wie ein Schneider, der Hochzeit hält. Die Alte aber sagte: „Jetzt geht und sucht Wackersteine, damit wollen wir dem gottlosen Tier den Bauch füllen, so lange es noch im Schlafe liegt.“ Da schleppten die sieben Geißerchen in aller Eile die Steine herbei und steckten sie ihm in den Bauch, so viel sie hinein bringen konnten. Dann nähte ihn die Alte in aller Geschwindigkeit wieder zu, daß er nichts merkte und sich nicht einmal regte.

Als der Wolf ausgeschlafen hatte, machte er sich auf die Beine, und weil er so großen Durst empfand, so wollte er zu einem Brunnen gehen und trinken. Als er aber anfing, sich zu bewegen, so stießen die Steine in seinem Bauch an einander und rappelten. Da rief er:

„Was rumpelt und pumpelt
in meinem Bauch herum?
Ich meinte, es wären sechs Geißlein,
so sind's lauter Wackerstein.“

Und als er an den Brunnen kam und sich über das Wasser bückte und trinken wollte, da zogen ihn die schweren Steine hinein, und er mußte jämmerlich ersaufen. Als die sieben Geißlein das sahen, da kamen sie herbeigelaufen, riefen laut: „Der Wolf ist tot! der Wolf ist tot!“ und tanzten mit ihrer Mutter vor Freude um den Brunnen herum.

Der Wettlauf zwischen dem Hasen und dem Igel.

Diese Geschichte ist ganz lügenhaft zu erzählen, Jungens, aber wahr ist sie doch, denn mein Großvater, von dem ich sie habe, pflegte immer, wenn er sie erzählte, dabei zu sagen: „Wahr muß es doch sein, meine Söhne, denn sonst könnte man es ja nicht erzählen.“ Die Geschichte aber hat sich so zugetragen:

Es war einmal an einem Sonntagsmorgen in der Herbstzeit, just als der Buchweizen blühte. Die Sonne war goldig am Himmel aufgegangen, der Morgenwind ging frisch über die Stoppeln, die Lerchen sangen in der Luft, die Bienen summten in dem Buchweizen und die Leute gingen in ihren Sonntagskleidern nach der Kirche, kurz, alle Kreatur war vergnügt und der Swinegel auch.

Der Swinegel aber stand vor seiner Thür, hatte die Arme übereinander geschlagen, guckte dabei in den Morgenwind hinaus, trällerte ein Liedchen vor sich hin, so gut und so schlecht als es nun eben am lieben Sonntagmorgen ein Swinegel zu singen vermag. Indem er nun noch so halbleise vor sich hinsang, fiel ihm auf einmal ein, er könne wohl, während seine Frau die Kinder wüsche und anzöge, ein bißchen im Felde spazieren und dabei sich umsehen, wie seine Steckrüben stünden. Die Steckrüben waren das nächste bei seinem Hause und er pflegte mit seiner Familie davon zu essen und deshalb sah er sie denn auch als die seinigen an. Der Swinegel machte die Hausthüre hinter sich zu und schlug den Weg nach dem Felde ein. Er war noch nicht sehr weit vom Hause und wollte just um den Schlehenbusch, der da vor dem Felde liegt, hinumschlendern, als ihm der Hase begegnete, der in ähnlichen Geschäften ausgegangen war, nämlich um seinen Kohl zu besehen. Als der Swinegel des Hasen ansichtig wurde, bot er ihm einen freundlichen guten Morgen. Der Hase aber, der nach seiner Weise ein gar vornehmer Herr war und grausam hochfahrig dazu, antwortete nichts auf des Swinegels Gruß, sondern sagte zu ihm, wobei er eine gewaltig höhnische Miene annahm: „Wie kommt

es denn, daß Du schon bei so frühem Morgen im Felde herumläufst?" „Ich gehe spazieren," sagte der Swinegel. „Spazieren?" lachte der Hase, „mir däucht, Du könntest Deine Beine auch wohl zu besseren Dingen gebrauchen." Diese Antwort verdroß den Swinegel über alle Maßen, denn alles kann er vertragen, aber auf seine Beine läßt er nichts kommen, eben weil sie von Natur schief sind. „Du bildest Dir wohl ein," sagte nun der Swinegel, „daß Du mit Deinen Beinen mehr ausrichten kannst?" „Das denk ich," sagte der Hase. „Nun es käme auf einen Versuch an," meinte der Swinegel, „ich pariere, wenn wir wettlaufen, ich laufe Dir vorbei." „Das ist zum Lachen, Du mit Deinen schiefen Beinen!" sagte der Hase, „aber meinetwegen mag es sein, wenn Du so übergroße Lust hast. Was gilt die Wette?" „Einen goldenen Lujedor und eine Buttelje Schnaps," sagte der Swinegel. „Angenommen," sprach der Hase, „schlag ein und dann kann's gleich losgehen." „Nein, so große Eile hat es nicht," meinte der Swinegel, „ich bin noch ganz nüchtern; erst will ich zu Hause gehen und ein bißchen frühstücken. In einer halben Stunde bin ich auf dem Platze." Darauf ging der Swinegel, denn der Hase war es zufrieden.

Unterwegs dachte der Swinegel bei sich: „Der Hase verläßt sich auf seine langen Beine, aber ich will ihn schon kriegen. Er dünkt sich zwar ein vornehmer Herr zu sein, ist aber doch ein dummer Kerl und bezahlen muß er doch." Als nun der Swinegel zu Hause ankam, sagte er zu seiner Frau: „Frau, zieh Dich eilig an, Du mußt mit ins Feld hinaus." „Was giebt es denn?" sagte die Frau. „Ich habe mit dem Hasen um einen goldenen Lujedor und eine Buttelje Schnaps gewettet, ich will mit ihm um die Wette laufen und da sollst Du dabei sein." „O mein Gott, mein Mann!" schrie dem Swinegel seine Frau, „bist Du nicht klug, hast Du den Verstand verloren? Wie kannst Du mit dem Hasen um die Wette laufen wollen?" „Halt das Maul, Weib," sagte der Swinegel, „das ist meine Sache. Räsonniere nicht in Männergeschäfte. Marsch, zieh Dich an und dann komm mit." Was sollte dem Swinegel seine Frau machen? Sie mußte wohl folgen, sie mochte wollen oder nicht.

Als sie nun miteinander unterwegs waren, sprach der Swinegel

zu seiner Frau also: „Nun paß auf, was ich Dir sagen werde. Sieh, auf dem langen Acker, dort wollen wir unsern Wettlauf machen. Der Hase läuft nämlich in der einen Furche und ich in der andern, und von oben fangen wir an zu laufen. Nun hast Du weiter nichts zu thun, als Du stellst Dich hier unten in die Furche und wenn der Hase auf der andern Seite ankommt, so rufst Du ihm entgegen: „Ich bin schon da."

Damit waren sie beim Acker angelangt, der Swinegel wies seiner Frau ihren Platz an und ging nun den Acker hinauf. Als er oben ankam, war der Hase schon da. „Kann es losgehen?" sagte der Hase. „Jawohl," erwiderte der Swinegel. „Dann man zu!" Und damit stellte sich jeder in seine Furche. Der Hase zählte: „Eins, zwei, drei!" und los ging er wie ein Sturmwind den Acker hinunter. Der Swinegel aber lief nur ungefähr drei Schritte, dann duckte er sich in die Furche nieder und blieb ruhig sitzen.

Als nun der Hase in vollem Laufen unten ankam, rief ihm dem Swinegel seine Frau entgegen: „Ich bin schon da!" Der Hase stutzte und verwunderte sich nicht wenig. Er meinte nicht anders, es wäre der Swinegel selbst, der ihm das zurufe, denn bekanntlich sieht dem Swinegel seine Frau gerade so aus wie ihr Mann.

Der Hase aber meinte: „Das geht nicht mit rechten Dingen zu." Er rief: „Noch einmal gelaufen, wieder herum!" Und fort ging es wieder wie der Sturmwind, so daß ihm die Ohren am Kopfe flogen. Dem Swinegel seine Frau aber blieb ruhig auf ihrem Platz. Als nun der Hase oben ankam, rief ihm der Swinegel entgegen: „Ich bin schon da!" Der Hase aber ganz außer sich vor Eifer schrie: „Nochmal gelaufen, wieder herum!" „Mir recht," antwortete der Swinegel, „meinetwegen so oft als Du Lust hast." So lief der Hase dreiundsiebzigmal und der Swinegel hielt es immer mit ihm aus. Jedesmal, wenn der Hase unten oder oben ankam, sagte der Swinegel oder seine Frau: „Ich bin schon da."

Zum vierundsiebzigstenmal aber kam der Hase nicht mehr zu Ende. Mitten auf dem Acker stürzte er zur Erde, das Blut floß ihm aus dem Halse und er blieb tot auf dem Platze. Der Swinegel aber nahm seinen gewonnenen Louisdor und die Flasche Branntwein, rief

seine Frau aus der Furche ab und beide gingen vergnügt nach Hause, und wenn sie nicht gestorben sind, leben sie noch.

So begab es sich, daß auf der Buxtehuder Heide der Swinegel den Hasen zu Tode gelaufen hat, und seit jener Zeit hat es sich kein Hase wieder einfallen lassen, mit dem Buxtehuder Swinegel um die Wette zu laufen.

Die Lehre aber aus dieser Geschichte ist erstens, daß keiner, und wenn er sich noch so vornehm dünkt, sich soll beikommen lassen, über den geringen Mann sich lustig zu machen, und wäre es auch nur ein Swinegel. Und zweitens, daß es geraten ist, wenn Einer freiet, daß er sich eine Frau aus seinem Stande nimmt, die just so aussieht, als er selbst. Wer also ein Swinegel ist, der muß darauf sehen, daß seine Frau auch ein Swinegel sei.

Das Abenteuer im Walde.

Es regnete, was vom Himmel herunter wollte. Die Tannen schüttelten den Kopf und sagten zu einander: „Wer hätte am Morgen gedacht, daß es so kommen würde!“ Es tropfte von den Bäumen auf die Sträucher, von den Sträuchern auf das Farnkraut und lief in unzähligen kleinen Bächen zwischen dem Moose und den Steinen. Am Nachmittag hatte der Regen angefangen und nun wurde es schon dunkel, und der Laubfrosch, der vor dem Schlafengehen noch einmal nach dem Wetter sah, sagte zu seinem Nachbar: „Vor morgen früh wird es nicht aufhören.“

Derselben Ansicht war eine Ameise, die bei diesem Wetter im Walde spazieren ging. Sie war am Vormittag mit Eiern in Tannenberg auf dem Markte gewesen und trug jetzt ihren Erlös in einem kleinen blauen Leinwandbeutel nach Hause. Bei jedem Schritte seufzte und jammerte sie. „Das Kleid ist hin,“ sagte sie, „und der Hut auch! Hätte ich nur den Regenschirm nicht stehen lassen, oder hätte

ich wenigstens die Galoschen angezogen! Aber mit Zeugschuhen in solchem Regen ist gar kein Weiterkommen!"

Während sie so sprach, sah sie gerade vor sich in der Dämmerung einen großen Pilz. Freudig ging sie darauf zu. „Das paßt," rief sie, „das ist ja ein Wetterdach, wie es nicht besser bestellt werden kann. Hier bleib ich, bis es aufhört zu regnen. Wie es scheint, wohnt hier niemand — desto besser! Ich werde mich sogleich häuslich einrichten." Das that sie denn auch. — Sie war eben daran, das Regenwasser aus den Schuhen zu gießen, als sie bemerkte, daß draußen eine kleine Grille stand, die auf dem Rücken ihr Violinchen trug. „Hör', Ameischen," hub die Grille an, „ist es erlaubt, hier unterzutreten?" — „Nur immer herein!" erwiderte die Ameise; „es ist mir lieb, daß ich Gesellschaft bekomme." — „Ich habe heute," sagte die Grille, „im Heidekrug zur Kirmes aufgespielt. Es ist ein bißchen spät geworden, und nun freue ich mich, daß ich hier die Nacht bleiben kann. Denn das Wetter ist ja schrecklich, und wer weiß, ob ich noch ein Wirtshaus offen finde."

Also trat Grillchen ein, hing ihr Violinchen auf und setzte sich zu der Ameise. Noch nicht lange saßen sie da, als sie in der Ferne ein Lichtchen schimmern sahen. Als es näher kam, wies es sich als ein Laternchen aus, das ein Johanniswürmchen in der Hand trug. „Ich bitt' Euch," sagte das Johanniswürmchen höflich grüßend, „laßt mich die Nacht hier bleiben. Ich wollte eigentlich nach Moosbach zu meinem Vetter, habe mich aber im Walde verirrt und weiß weder aus noch ein." — „Nur immer zu!" sagten die beiden. „Es ist recht gut für uns, daß wir Beleuchtung bekommen." Gern folgte Johanniswürmchen der Aufforderung und stellte sein Laternchen auf den Tisch. Der Schein des Lichtes führte ihnen bald einen Wanderer zu, der ziemlich ungeschickt über Laub und Moos herangestolpert kam. Es war ein Käfer von der großen Art. Ohne guten Abend zu sagen, trat er ein. „Aha!" rief er, „so bin ich doch recht gegangen, und dies ist die Zimmergesellen-Herberge." — Mit diesen Worten setzte er sich, holte einen Schnappsack hervor und begann sein Abendbrot zu verzehren. „Ja, ja," sagte er, „wenn man den Tag über Holz gebohrt hat, dann schmeckt das Essen!" Als er mit dem Essen fertig

war, stopfte er sich seine Pfeife, ließ sich vom Johanniswürmchen Feuer geben, zündete an und fing an ganz gemütlich zu rauchen. Unterdessen war es draußen ganz dunkel geworden und das Wetter schlimmer als vorher; da traf zu allgemeiner Verwunderung noch ein später Gast ein. Schon seit längerer Zeit hörte man in der Ferne ein eigentümliches Schnaufen; dies kam langsam näher und näher, und endlich erschien unter dem Pilze eine Schnecke, die ganz außer Atem war. „Das nenne ich laufen!“ rief sie; „wie ein Tausendfuß bin ich gejagt, ordentlich das Milzstechen habe ich bekommen. Ich will nur gleich bemerken, daß ich im nächsten Dorfe einen Brief bestellen muß, der Eile hat. Aber niemand kann über seine Kräfte, besonders wenn er sein Haus trägt. Wenn es die Gesellschaft erlaubt, will ich hier ein paar Stündchen rasten; dann kann ich nachher wieder galoppieren, als gälte es die Eisenbahn einzuholen.“ Niemand hatte etwas dagegen, daß sich die Schnecke ein gemütliches Plätzchen aussuchte. Da setzte sie sich vor ihre Hausthür, holte ein Strickzeug hervor und fing an zu stricken. So waren nun die Fünfe da versammelt, als die Ameise das Wort nahm und also sprach: „Warum sitzen wir hier so trübselig bei einander und langweilen uns, da wir uns die Zeit auf angenehme Weise verkürzen könnten? Ich habe daran gedacht, daß wir uns Geschichten erzählen sollten, und gern würde ich selbst den Anfang machen, wenn ich nur eine recht hübsche Geschichte wüßte. Nun ist mir aber eben etwas noch Besseres eingefallen. Ich sehe, daß die Grille ihr Violinchen bei sich hat: Wenn sie nicht gar zu müde ist, möcht' ich sie bitten, uns ein lustiges Stückchen zu spielen, damit wir Eins tanzen können.“ — Dieser Vorschlag der Ameise fand allgemeinen Beifall. Die Grille aber ließ sich nicht lange nötigen, sondern stellte sich sogleich mit ihrem Violinchen in die Mitte und spielte das lustige Tänzchen herunter, welches sie auswendig wußte, während die andern um sie herumtanzten. Nur die Schnecke tanzte nicht mit. „Ich bin,“ sagte sie, „nicht gewöhnt an das schnelle Herumwirbeln; mir wird zu leicht schwindelig. Aber tanzt, so viel Ihr wollt, ich sehe mit Vergnügen zu und mache meine Bemerkungen.“ — Die andern ließen sich denn auch gar nicht stören, sondern vollführten einen Jubel, daß man es auf drei Schritte Entfernung hören konnte.

Aber ach! Durch welch ein furchtbares, ungeahntes Ereignis wurde plötzlich ihr Fest unterbrochen! Der Pilz, unter welchem die lustige Gesellschaft tanzte, gehörte leider einer alten Kröte. An schönen Tagen saß sie oben auf dem Dache, wie die Kröten zu thun pflegen; trat aber schlecht Wetter ein, so kroch sie unter den Pilz, und dann konnte es ihretwegen regnen von Pfingsten bis Weihnachten.

Diese Kröte nun war am Nachmittag nach dem nächsten Moor zu ihrer Base, einer Unke, gegangen und hatte sich mit derselben bei Kaffee und Napfkuchen so viel erzählt, daß es darüber dunkel geworden war. Jetzt am Abende kam sie ganz leise nach Hause geschlichen. Über dem Arm hatte sie ihren Arbeitsbeutel hängen, und in der Hand trug sie einen roten Regenschirm mit messingener Krücke. Als sie in ihrem Hause den Jubel hörte, trat sie noch leiser auf; so kam es, daß die Leutchen drinnen sie nicht eher gewahr wurden, als bis sie mitten unter ihnen stand.

Das war eine unerwartete Störung! Der Käfer fiel vor Schreck auf den Rücken, und es dauerte fünf Minuten, ehe er wieder auf die Beine kommen konnte. Das Leuchtkäferchen dachte zu spät daran, daß es sein Laternchen hätte auslöschen sollen, um in der Dunkelheit zu entwischen.

Die Grille ließ mitten im Takt ihr Violinchen fallen, die Ameise sank aus einer Ohnmacht in die andere, und selbst die Schnecke, die sonst nicht leicht aus der Fassung zu bringen ist, bekam Herzklopfen. Sie wußte sich aber schnell zu helfen; sie kroch in ihr Häuschen, riegelte die Thür hinter sich ab und sprach zu sich: „Was da will, kann kommen! Ich bin für niemand zu Hause.“ — Nun hättet Ihr aber hören sollen, wie die Kröte die armen Leute heruntermachte! „Sieh einmal an,“ rief sie zornig und schwang ihren Regenschirm, „da hat sich ja ein schönes Lumpengesindel zusammengefunden! Ist das hier eine Herberge für Landstreicher und Dorfmusikanten? Ich sag' es ja: Nicht aus dem Haus kann man sich rühren, gleich geht der Unfug los! Augenblicklich packt jetzt Eure sieben Sachen ein, und dann fort mit Euch, oder ich will Euch schon Beine machen!“ — Was war zu thun? Die armen Leute wagten gar nicht, sich erst aufs Bitten zu legen, sondern nahmen still ihre Sachen auf, riefen

der Schnecke durchs Schlüsselloch zu, daß sie mitkommen solle, und als auch diese sich fertig gemacht hatte, zogen sie alle von dannen. Das war ein kläglicher Auszug! Voran das Johanniswürmchen, um auf dem Wege zu leuchten, dann der Käfer, dann die Ameise, dann das Grillchen und zuletzt die Schnecke. Der Käfer, der eine gute Lunge hatte, rief von Zeit zu Zeit: „Ist hier kein Wirtshaus?" Aber alles Rufen war vergeblich. Als sie ein Stück gegangen waren, merkten sie, daß die Schnecke nicht mehr bei ihnen war. Sie riefen alle zusammen in den Wald zurück: „Schnecke, Schnecke! Beeile Dich!" — erhielten aber keine Antwort. Die Schnecke mußte wohl so weit zurückgeblieben sein, daß sie die Rufe nicht mehr hören konnte. Die andern zogen betrübt weiter, und nach langem Umherirren fanden sie unter einer Baumwurzel ein leidlich trockenes Plätzchen. Da brachten sie die Nacht zu unter großer Unruhe und ohne zu schlafen. Waren sie auch mit heiler Haut davongekommen, es blieb doch immerhin ein schlimmes Abenteuer, und die mit dabei gewesen sind, werden daran denken, so lange sie leben.

Die Geschichte vom Kalifen Storch.

Der Kalif Chasid zu Bagdad saß einmal an einem schönen Nachmittage behaglich auf seinem Sofa. Er rauchte aus einer langen Pfeife von Rosenholz, trank hie und da ein wenig Kaffee, den ihm ein Sklave einschenkte, und strich sich vergnügt den Bart, wenn es ihm geschmeckt hatte. Kurz, man sah dem Kalifen an, daß es ihm recht wohl war. Da er nun um diese Stunde immer recht mild und leutselig war, besuchte ihn auch sein Großwesir Mansor alle Tage um diese Zeit. An diesem Nachmittag nun kam er auch, sah aber sehr nachdenklich aus, ganz gegen seine Gewohnheit. Der Kalif that die Pfeife ein wenig aus dem Munde und sprach: „Warum machst Du ein so nachdenkliches Gesicht, Großwesir?"

Dieser kreuzte die Arme über der Brust, verneigte sich vor seinem Herrn und antwortete: „Herr! ich bin nur ärgerlich, denn da unten am Schlosse steht ein Krämer mit seinem Warenkasten, der hat so schöne Sachen, und ich habe eben kein überflüssiges Geld zum Kaufen.“

Der Kalif hätte ihm schon längst gern eine Freude gemacht. Er schickte daher seinen schwarzen Sklaven hinunter, den Krämer herauf zu holen. Bald brachte ihn der Sklave herein. Es war ein kleiner dicker Mann, schwarzbraun von Gesicht und in zerlumptem Anzug. Er trug einen mit allerhand Waren gefüllten Kasten, mit Perlen und Ringen, reichbeschlagenen Pistolen, Bechern und Kämmen. Der Kalif und sein Wesir musterten alles durch, und der Kalif kaufte endlich für sich und Mansor ein Paar schöne Pistolen, für die Frau des Wesirs aber einen Kamm. Als der Krämer seinen Kasten eben wieder zumachen wollte, sah der Kalif eine kleine Schublade und fragte, ob darin auch noch Waren seien. Der Krämer zog die Schublade heraus und zeigte darin eine Dose mit schwärzlichem Pulver und ein Papier mit sonderbarer Schrift, die weder der Kalif noch Mansor lesen konnten. „Ich bekam einmal diese zwei Stücke von einem Kaufmanne, der sie in Mekka auf der Straße gefunden,“ sagte der Krämer, „ich weiß nicht, was sie enthalten; ich gebe sie Euch wohlfeil, ich kann doch nichts damit anfangen.“ Der Kalif, der alte Handschriften gern sammelte, wenn er sie auch nicht lesen konnte, kaufte Schrift und Dose und entließ den Krämer. Nun aber hätte er doch auch gern gewußt, was die Schrift enthalte und fragte den Wesir, ob er niemand kenne, der sie entziffern könnte. „Gnädigster Herr und Gebieter,“ antwortete dieser, „an der großen Moschee wohnt ein Mann, er heißt Selim der Gelehrte, der versteht alle Sprachen; laß ihn kommen, vielleicht kennt er diese geheimnisvollen Züge.“

Der gelehrte Selim war bald herbeigeholt. „Selim,“ sprach der Kalif zu ihm, „man sagt, Du seiest sehr gelehrt; guck einmal in diese Schrift. Kannst Du sie lesen, so bekommst Du ein neues Festkleid von mir, kannst Du es nicht, so bekommst Du zwölf Backenstreiche und fünfundzwanzig auf die Fußsohlen, weil man Dich dann umsonst Selim den Gelehrten nennt!“ Selim verneigte sich und sprach: „Dein Wille geschehe, o Herr!“ Dann betrachtete er lange die Schrift;

plötzlich aber rief er aus: „Herr! ich laß mich hängen, wenn das nicht Lateinisch ist.“ „Sag mir denn, wenn es Lateinisch ist, was bedeutet es?“ befahl der Kalif.

Selim übersetzte: „Mensch, der Du dieses findest, preise Allah für seine Gnade. Wer von dem Pulver in dieser Dose schnupft und dazu spricht: „Mutabor“, der kann sich in jedes Tier verwandeln und versteht auch die Sprache der Tiere. Will er wieder in seine menschliche Gestalt zurückkehren, so neige er sich dreimal gen Osten und spreche dasselbe Wort. Aber hüte Dich, wenn Du verwandelt bist, daß Du nicht lachest, sonst verschwindet das Zauberwort gänzlich aus Deinem Gedächtnis und Du bleibst ein Tier.“

Als Selim der Gelehrte, also gelesen hatte, war der Kalif über die Maßen vergnügt. Er ließ ihn schwören, niemand etwas von dem Geheimnis zu sagen, schenkte ihm ein schönes Kleid und entließ ihn. Zu seinem Großwesir aber sagte er: „Das war ein guter Kauf, Mansor! Wie freue ich mich darauf, mich in ein Tier zu verwandeln! Morgen früh kommst Du zu mir. Wir gehen dann mit einander aufs Feld, schnupfen etwas Weniges aus der Dose und belauschen dann, was in der Luft und im Wasser, im Wald und Feld gesprochen wird.“

Kaum hatte am andern Morgen der Kalif Chasid gefrühstückt und sich angekleidet, als schon der Großwesir erschien, ihn, wie er befohlen, auf dem Spaziergange zu begleiten. Der Kalif steckte die Dose mit dem Zauberpulver in den Gürtel, und nachdem er seinem Gefolge befohlen, zurückzubleiben, machte er sich mit dem Großwesir ganz allein auf den Weg. Sie gingen zuerst durch die weiten Gärten des Kalifen, spähten aber vergebens nach etwas Lebendigem, um ihr Kunststück zu probieren. Der Wesir schlug endlich vor, weiter hinaus an einen Teich zu gehen, wo er schon oft viele Tiere, namentlich Störche gesehen habe, die durch ihr gravitätisches Wesen und ihr Geklapper immer seine Aufmerksamkeit erregt hätten.

Der Kalif billigte den Vorschlag und sie gingen zum Teiche. Dort sahen sie einen Storch, der ernsthaft hin- und herschritt und

Fröschc suchte. Hier und da erhob er den Kopf und klapperte mit seinem Schnabel. Zugleich sahen sie auch weit oben in der Luft einen andern Storch, der sich auch bald in die Gegend herunterließ.

„Ich wette meinen Bart, gnädigster Herr," sagte der Großwesir, „diese zwei Langbeine führen jetzt ein schönes Gespräch mit einander. Wie wäre es, wenn wir uns in Störche verwandelten?"

„Wohl gesprochen!" antwortete der Kalif. „Aber halt! Vorher wollen wir doch noch einmal sehen, wie man wieder Mensch wird. — Richtig! Dreimal gen Osten geneigt und „Mutabor" gesagt, so bin ich wieder Kalif und Du Wesir. Aber nur ums Himmelswillen nicht gelacht, sonst sind wir verloren!"

Während der Kalif also sprach, sah er den andern Storch über seinem Haupte schweben und langsam sich zur Erde herablassen. Schnell zog er die Dose aus dem Gürtel, nahm eine gute Prise, bot sie dem Großwesir dar, der gleichfalls schnupfte, und beide riefen: „Mutabor!"

Da schrumpften ihre Beine ein und wurden dünn und rot, die schönen gelben Pantoffeln des Kalifen und seines Begleiters wurden unförmliche Storchfüße, die Arme wurden zu Flügeln, der Hals fuhr aus den Achseln und ward eine Elle lang, der Bart war verschwunden und den Körper bedeckten weiche Federn.

„Ihr habt einen hübschen Schnabel, Herr Großwesir," sprach nach langem Staunen der Kalif. „Beim Bart des Propheten, so etwas habe ich in meinem Leben nicht gesehen."

„Danke unterthänigst," erwiderte der Großwesir, indem er sich bückte; „aber wenn ich es wagen darf, möchte ich behaupten, Eure Hoheit sehen als Storch beinahe noch hübscher aus, denn als Kalif. Aber kommt gefälligst, daß wir unsere Kameraden dort belauschen und erfahren, ob wir wirklich das Storchische verstehen."

Indem war der andere Storch auf der Erde angekommen. Er putzte sich mit dem Schnabel die Füße, legte seine Federn zurecht und ging auf den ersten Storch zu. Die beiden neuen Störche aber beeilten sich, in ihre Nähe zu kommen und vernahmen zu ihrem Erstaunen folgendes Gespräch:

„Guten Morgen, Frau Langbein, so früh schon auf der Wiese?"

„Schönen Dank, liebe Klapperschnabel! Ich habe mir ein kleines Frühstück geholt. Ist Euch vielleicht etwas davon gefällig, ein Stückchen Eidechse oder ein zartes Froschschenkelchen?“

„Danke, danke! Ich habe heute gar keinen Appetit. Ich komme auch wegen etwas ganz Anderem auf die Wiese. Mein Vater hat heute Gäste, vor welchen ich tanzen soll, und da will ich mich hier im stillen ein wenig üben.“

Zugleich schritt die junge Störchin in wunderlichen Bewegungen über die Wiese. Der Kalif und Mansor sahen ihr verwundert nach. Als sie aber in vorgebogener Stellung auf einem Fuße stand, den langen Hals affektiert vorstreckte und wie in Windungen wieder zurückzog und dabei wunderlich mit den Flügeln flatterte, da konnten sich die beiden nicht mehr halten. Sie brachen in ein unaufhaltsames Gelächter aus, das von dem Geklapper ihrer Schnäbel begleitet ward. Erst nach langer Zeit erholten sie sich davon. Der Kalif faßte sich zuerst wieder. „Das war einmal ein Spaß,“ rief er, „der nicht mit Gold zu bezahlen ist. Schade, daß die dummen Tiere durch mein Gelächter sich haben verscheuchen lassen, sonst hätten sie gewiß auch noch gesungen!“

„Aber,“ fiel jetzt der Großwesir ein, „das Lachen während der Verwandlung ist uns ja verboten! Herr, wie wird es uns ergehen?“ „Potz Mekka und Medina!“ schrie nun der Kalif. „Das wäre ein schlechter Spaß, wenn ich ein Storch bleiben müßte! Besinne Dich doch auf das dumme Wort, ich bringe es nicht heraus.“

„Dreimal gen Osten müssen wir uns bücken,“ sagte der Wesir, und dabei sprechen — ja wie denn? — Halt: Mu — Mu — Mu — Nein, so lautet's nicht.“

Sie stellten sich gen Osten und bückten sich in einem fort, daß ihre Schnäbel beinahe die Erde berührten. Aber, o Jammer! das Zauberwort war ihnen entfallen, und so oft sich auch der Kalif bückte, so sehnlich auch sein Wesir Mu — Mu dazu rief, jede Erinnerung daran war verschwunden, und der arme Chasid und sein Wesir waren und blieben Störche.

Traurig wandelten die Verzauberten durch die Felder, sie wußten gar nicht, was sie in ihrem Elend anfangen sollten. Aus ihrer Storchhaut konnten sie nicht heraus, in die Stadt zurück konnten sie auch nicht, um sich zu erkennen zu geben. „Wer würde mir glauben" rief der Storch Kalif, „wenn ich mich in dieser Gestalt für den Kalifen ausgeben wollte? Und wenn sie es auch glaubten, so würden sie doch keinen Storch zum Kalifen haben wollen."

So schlichen sie mehrere Tage umher und ernährten sich kümmerlich von Feldfrüchten, die sie aber mit ihren langen Schnäbeln nicht gut verspeisen konnten. Zu Eidechsen und Fröschen hatten sie übrigens keinen Appetit. Ihr einziges Vergnügen in dieser traurigen Lage war, daß sie fliegen konnten, und so flogen sie oft auf die Dächer von Bagdad, um zu sehen, was darin vorging.

In den ersten Tagen bemerkten sie große Unruhe und Trauer in den Straßen. Aber ungefähr am vierten Tage nach ihrer Verzauberung saßen sie auf dem Palast des Kalifen, da sahen sie unten in der Straße einen prächtigen Aufzug. Trommeln und Pfeifen ertönten, ein Mann in einem goldgestickten Scharlachmantel saß auf einem geschmückten Pferde, umgeben von glänzenden Dienern. Halb Bagdad sprang ihm nach und alle schrieen: „Heil Mizra! dem Herrscher von Bagdad!" Da sahen die beiden Störche auf dem Dache des Palastes einander an und der Kalif Chasid sprach: „Ahnst Du jetzt, warum ich verzaubert bin, Großwesir? Dieser Mizra ist der Sohn meines Todfeindes, des mächtigen Zauberers Kaschnur, der mir in einer bösen Stunde Rache schwur. Aber noch gebe ich die Hoffnung nicht auf. Komm mit mir, Du treuer Gefährte meines Elends, wir wollen zum Grabe des Propheten wandern, vielleicht daß an heiliger Stätte der Zauber gelöst wird."

Sie erhoben sich vom Dache des Palastes und flogen der Gegend von Medina zu.

Allein für eine so weite Reise wollte es mit dem Fliegen nicht recht gehen; sie hatten noch zu wenig Übung. Der Kalif flog zwar voraus, aber sein treuer Mansor keuchte bald hinten nach und rief: „O Herr, ich kann bald nicht mehr. Ihr fliegt gar zu schnell. Auch

ist es schon Abend, und wir thäten wohl, für die Nacht ein Unterkommen zu suchen."

Chasid gab der Bitte seines Dieners Gehör; und da er unten im Thale eine Ruine erblickte, die ein Obdach zu gewähren schien, so flogen sie dahin. Der Ort schien ehemals ein Schloß gewesen zu sein. Schöne Säulen ragten unter den Trümmern hervor, mehrere Gemächer, noch ziemlich erhalten, zeugten von der ehemaligen Pracht des Hauses. Chasid und sein Begleiter gingen durch die Gänge umher, um sich ein trockenes Plätzchen zu suchen; plötzlich blieb der Storch Mansor stehen. „Herr und Gebieter," flüsterte er leise, „wenn es nur nicht thöricht für einen Großwesir, noch mehr aber für einen Storch wäre, sich vor Gespenstern zu fürchten! Mir ist ganz unheimlich zu Mute, denn hier nebenan hat es ganz vernehmlich gesenfzt und gestöhnt." Der Kalif blieb nun auch stehen, und hörte ganz deutlich das leise Weinen eines Menschen. Voll Erwartung wollte er der Gegend zugehen, woher die Klagetöne kamen; der Wesir aber packte ihn mit dem Schnabel am Flügel und bat ihn flehentlich, sich nicht in neue, unbekannte Gefahren zu stürzen. Doch vergebens! Der Kalif, dem auch unter dem Storchflügel ein tapferes Herz schlug, riß sich los und achtete es nicht, daß dem Wesir noch einige von seinen Federn im Schnabel hängen blieben. Durch einen finstern Gang gelangte er bald an eine Thüre, die nur angelehnt schien, wohinter er deutliche Seufzer und dazwischen ein schwaches Geheul vernahm. Er stieß mit dem Schnabel die Thüre auf, blieb aber überrascht auf der Schwelle stehen. In dem verfallenen Gemach, das nur durch ein kleines Gitterfenster spärlich erleuchtet war, sah er eine große Nachteule am Boden sitzen. Dicke Thränen rollten ihr aus den großen runden Augen, und mit heiserer Stimme stieß sie ihre Klagen durch den krummen Schnabel heraus. Als sie aber den Kalifen und seinen Wesir, der indes auch herbeigeschlichen war, erblickte, erhob sie ein lautes Freudengeschrei. Zierlich wischte sie mit dem braungefleckten Flügel die Thränen aus den Augen und zum großen Erstaunen der beiden rief sie in guter arabischer Sprache: „Willkommen, Ihr Störche! O! seid mir ein gutes Zeichen meiner Errettung. Einst wurde mir ja prophezeit, von Störchen werde mir großes Glück zu teil."

Als sich der Kalif von seinem Erstaunen erholt hatte, bückte er sich mit seinem langen Hals, scharrte mit einem seiner dünnen Füße einen zierlichen Halbkreis und sprach: „Verehrtes Fräulein Nachteule! Deinen Worten nach darf ich glauben, eine Leidensgefährtin in Dir zu sehen. Aber ach! Deine Hoffnung, durch uns gerettet zu werden, ist vergeblich. Du wirst unsere Hilflosigkeit selbst erkennen, wenn Du unsere Geschichte hörst." Und er erzählte ihr die Geschichte ihrer Verwandlung.

Die Eule dankte ihm und erzählte ihm zum Beweise, daß sie ebenso unglücklich sei, auch ihre Geschichte. „Mein Vater," sprach sie, „ist der König von Indien, ich, seine einzige unglückliche Tochter, heiße Lusa. Jener Zauberer Kaschnur, der Euch verzauberte, hat auch mich ins Unglück gestürzt. Er kam eines Tages zu meinem Vater und begehrte mich zur Frau für seinen Sohn Mizra. Mein Vater aber, ein hitziger Mann, ließ ihn die Treppe hinunterwerfen. Der Elende schlich sich unter einer andern Gestalt wieder in meine Nähe, und als ich einst in meinem Garten Erfrischungen zu mir nahm, brachte er mir, als Sklave verkleidet, einen Trank, der mich in diese abscheuliche Gestalt verwandelte. Vor Schrecken sank ich in Ohnmacht nieder. Er brachte mich bewußtlos hierher und rief mir mit schrecklicher Stimme in die Ohren:

„So sollst Du bleiben, so häßlich, daß selbst die Tiere Dich verabscheuen, bis an Dein Ende, oder bis einer aus freiem Willen Dich, selbst in dieser Abscheu erregenden Gestalt zur Gattin begehrt. So räche ich mich an Dir und Deinem stolzen Vater."

„Seitdem sind viele Monate verflossen. Einsam und traurig lebe ich als Einsiedlerin in diesem Gemäuer, verabscheut von der Welt, selbst den Tieren ein Greuel; die schöne Natur ist mir verschlossen, denn ich bin blind am Tage, und nur, wenn der Mond oder die Sterne ihr bleiches Licht über dies Gemäuer ausgießen, fällt der verhüllende Schleier von meinen Augen."

Die Eule hatte geendet und wischte sich mit dem Flügel Thränen aus den Augen, die sie bei der Erzählung ihrer Leiden vergossen.

Der Kalif war bei der Erzählung der Prinzessin in tiefes Nachdenken versunken. „Wenn mich nicht alles täuscht," sprach er, „so findet zwischen unserem Unglück ein geheimer Zusammenhang statt; aber wo finde ich den Schlüssel zu diesem Rätsel?" Die Eule antwortete ihm: „O Herr! auch mir ahnt dies; denn es ist mir einst in meiner frühesten Jugend von einer weisen Frau prophezeit worden, daß ein Storch mir ein großes Glück bringen werde, und ich wüßte vielleicht, wie wir uns retten könnten." Staunend fragte nun der Kalif, wie sie das meine. „Der Zauberer, der uns beide unglücklich gemacht hat," sagte sie, „kommt alle Monate einmal in diese Ruinen. Nicht weit von diesem Gemach ist ein Saal. Dort pflegt er dann mit vielen Genossen zu schmausen. Schon oft habe ich sie dort belauscht. Sie erzählen dann einander ihre schändlichen Thaten. Wie wär's, wenn Ihr ihn belauschtet? Vielleicht, daß er dann das Zauberwort, das Ihr vergessen habt, ausspricht."

„O teuerste Prinzessin," rief der Kalif, „sag an, wann kommt er, und wo ist der Saal?"

Nach einigem verlegenen Schweigen antwortete sie: „Entschuldigt! Aber nur unter einer Bedingung kann ich Euern Wunsch erfüllen." „Sprich aus! Sprich aus!" schrie Chasid. „Befiehl nur, ich werde jeden erfüllen."

„Ich möchte gern auch frei sein," versetzte sie bescheiden. „Doch kann das nur geschehen" — hier schwieg sie wieder, und wenn ihr Gesicht nicht von den Federn bedeckt gewesen wäre, so hätte der Kalif gesehen, wie sie verschämt errötete. Dann fuhr sie fort: „— kann nur geschehen, wenn einer von Euch mich zur Gemahlin nimmt."

Darüber waren die Störche etwas betroffen. Der Kalif winkte seinem Wesir und sie traten hinaus, sich zu beraten.

„Großwesir," sprach vor der Thüre der Kalif, „das ist ein dummer Handel, aber Ihr könntet sie schon nehmen."

„So?" antwortete dieser, „daß mir meine Frau, wenn ich nach Hause komme, die Augen auskratzt? Ich bin ja ein alter, längst verheirateter Mann, aber Ihr seid noch jung und unverheiratet, und könnet eher einer jungen, schönen Prinzessin die Hand geben."

„Das ist es eben," seufzte der Kalif, indem er traurig die Flügel

hängen ließ. „Wer sagt Dir denn, daß sie jung und schön ist? Das heißt eine Katze im Sack kaufen!"

Sie redeten einander gegenseitig noch lange zu, endlich aber, als der Kalif sah, daß sein Wesir lieber Storch bleiben, als die Eule heiraten wollte, entschloß er sich, die Bedingung selbst zu erfüllen. Die Eule war hocherfreut. Sie gestand ihnen, daß sie zu keiner bessern Zeit hätten kommen können, weil wahrscheinlich in dieser Nacht die Zauberer sich versammeln würden.

Sie verließ mit den Störchen das Gemach, um sie in jenen Saal zu führen. Sie gingen lange in einem finstern Gang hin; endlich strahlte ihnen aus einer halbverfallenen Mauer ein heller Schein entgegen. Als sie dort angelangt waren, riet ihnen die Eule, sich ganz ruhig zu verhalten. Sie konnten von da einen großen, ringsum mit Säulen geschmückten, prachtvoll verzierten Saal übersehen. Viele farbige Lampen ersetzten das Licht des Tages. In der Mitte des Saales stand ein runder Tisch, mit vielen ausgesuchten Speisen besetzt. Rings um den Tisch zog sich ein Sofa, auf welchem acht Männer saßen. In einem dieser Männer erkannten die Störche jenen Krämer wieder, der ihnen das Zauberpulver verkauft hatte. Sein Nachbar forderte ihn auf, ihnen seine neuesten Thaten zu erzählen. Er erzählte unter andern auch die Geschichte des Kalifen und seines Wesirs.

„Was für ein Wort hast Du ihnen denn aufgegeben?" fragte ihn ein anderer Zauberer. „Ein recht schweres lateinisches, es heißt ‚Mutabor'," antwortete er.

Als die Störche dieses hörten, liefen sie voller Freude auf ihren langen Füßen so schnell dem Thore der Ruine zu, daß die Eule kaum folgen konnte. Dort sprach der Kalif gerührt zu der Eule: „Retterin meines Lebens und des Lebens meines Freundes, nimm zum ewigen Dank für das, was Du an uns gethan, mich zum Gemahl an." Dann aber wandte er sich nach Osten. Dreimal bückten die Störche ihre langen Hälse der Sonne entgegen, die soeben hinter dem Gebirge heraufstieg, riefen: „Mutabor", und im Nu waren sie

verwandelt. In der hohen Freude des neugeschenkten Lebens, lagen Herr und Diener lachend und weinend einander in den Armen. Wer beschreibt aber ihr Erstaunen, als sie sich umsahen? Eine schöne Dame, herrlich geschmückt, stand vor ihnen. Lächelnd gab sie dem Kalifen die Hand. „Erkennt Ihr Eure Nachteule nicht mehr?“ fragte sie. Der Kalif war von ihrer Schönheit und Anmut so entzückt, daß er ausrief: „Nun will ich gern ein Meister Langbein gewesen sein; durch ihn gewann ich mein schönstes Glück.“

Sie zogen nun mit einander Bagdad zu. Der Kalif fand in seinen Kleidern nicht nur die Dose mit Zauberpulver, sondern auch seinen Geldbeutel. Er kaufte daher im nächsten Dorfe, was zu ihrer Reise nötig war, und so kamen sie bald an den Thoren von Bagdad an. Man hatte ihn für tot ausgegeben, aber nun war das Volk hoch erfreut, seinen geliebten Herrscher wieder zu haben.

Um so mehr aber entbrannte ihr Haß gegen den Betrüger Mizra. Sie zogen in den Palast und nahmen den alten Zauberer und seinen Sohn gefangen. Den Alten schickte der Kalif in dasselbe Gemach der Ruine, das die Prinzessin als Eule bewohnt hatte, und ließ ihn dort aufhängen. Dem Sohne aber, welcher nichts von den Künsten des Vaters verstand, ließ der Kalif die Wahl, ob er sterben oder schnupfen wollte. Als er das letztere wählte, bot ihm der Großwesir die Dose. Eine tüchtige Prise, und das Zauberwort des Kalifen verwandelte ihn in einen Storch. Der Kalif ließ ihn in einen eisernen Käfig sperren und in seinem Garten aufstellen.

Lange und vergnügt lebte Kalif Chasid mit seiner Gemahlin, der Prinzessin; seine vergnügtesten Stunden waren immer die, wenn ihn der Großwesir nachmittags besuchte. Da sprachen sie dann oft von ihrem Storchabenteuer, und wenn der Kalif recht heiter war, ließ er sich herab, den Großwesir nachzuahmen, wie er als Storch aussah. Er stieg dann ernsthaft, mit steifen Füßen im Zimmer auf und ab, klapperte, ahmte mit den Armen die Bewegung der Flügel nach, und zeigte, wie jener sich vergeblich nach Osten geneigt und Mu — Mu — dazu gerufen habe. Für seine Gemahlin und ihre Kinder war diese Vorstellung allemal eine große Freude; wenn aber der Kalif ihn gar zu lange neckte und Mu — Mu — schrie, dann

drohte ihm der Wesir und sprach: „Soll ich auch Eurer Gemahlin verraten, was damals vor der Thür wegen der Prinzessin Nachteule beraten wurde?“

Frau Holle.

Es war einmal eine Witwe, die hatte zwei Töchter. Wer aber die beiden Mädchen sah, konnte sie kaum für Schwestern halten, denn sie hatten blutwenig Ähnlichkeit mit einander. Die eine war nämlich bildschön und die andere grundhäßlich. Aber es gab auch noch einen ganz anderen Unterschied zwischen den beiden Töchtern; die schöne war fleißig und freundlich, die häßliche dagegen faul und unartig. Und doch hatte die Mutter diese faule viel, viel lieber, als die fleißige. Und das kam daher, weil die häßliche ihre rechte Tochter, die schöne aber ihre Stieftochter war. Die faule konnte so spät aufstehen, als sie wollte. Sie brauchte den ganzen Tag keinen Finger krumm zu machen. Ihr bereitete die Mutter ein Vergnügen über das andere.

Traurig, sehr traurig aber erging es der braven Stieftochter. Sie mußte noch vor Sonnenaufgang aus dem Bette sein. Was es nur im Hause, in der Küche, in der Kammer und im Holzstalle zu thun gab, mußte sie besorgen. Gerade die allerschwersten und schmutzigsten Arbeiten mußte sie verrichten, und dabei gab es oft noch schmale Kost und Scheltworte. Hatte sie endlich alle Arbeiten besorgt, durfte sie sich nicht etwa hinsetzen und ein wenig ausruhen, bewahre! Dann mußte sie ihr Spinnrad nehmen und sich draußen an den Brunnen setzen, der sich mitten auf der breiten Straße befand. Hier aber mußte sie spinnen, bis die Sonne sank, und zwar so fix, daß die Radzäpfchen glühend wurden und ihr das Blut an den Fingern niederlief. So verlangte es die böse Stiefmutter.

Eines Tages saß das arme Mädchen am Brunnen und spann so emsig, daß man das Schnurren des Rädchens eine halbe Stunde

weit hörte. Die Finger der Ärmsten schmerzten grausam, aber sie durfte ja nicht darauf achten. Da bemerkte sie plötzlich, daß einige Blutstropfen an der Spule hingen, auf welche sich der Faden aufwickelte. Sogleich nahm sie die Spule, um sie in den Brunnen zu tauchen und das Blut abzuspülen. Indem sie sich aber bückte, schnellte ihr die Spule aus der Hand und fiel tief, tief hinab in den Brunnen.

Weinend eilte das arme Mädchen ins Haus und erzählte der Stiefmutter, was ihm für ein Unglück zugestoßen sei. Diese aber geriet darüber in großen Zorn und schalt und rief: „Hast Du die Spule hinunter fallen lassen, so magst Du sie auch wieder heraufholen! Ohne die Spule kommst Du mir nicht wieder unter die Augen!"

In Todesangst eilte das Mädchen zu dem Brunnen zurück und — ohne sich lange zu besinnen — sprang es hinab.

Es gab ein schauerliches Getöse, als das Mädchen tief unten den dunklen Wasserspiegel berührte. Die Unglückliche hatte schon unterwegs die Besinnung verloren. Wie hätte sie jetzt noch die Spule suchen sollen? Das kalte, dunkle Brunnenwasser aber that sich auseinander, wie einst vor den Israeliten das rote Meer, und versenkte die schöne Jungfrau in seine Tiefe.

Als das Mädchen aus seiner Betäubung erwachte, lag es auf einer großen, bunten Wiese. Zu seinem Haupte und zu seinen Füßen blühten gar wunderbare Blumen und nickten mit ihren Köpfchen von allen Seiten, als wollten sie sagen: „Grüß Dich Gott! Grüß Dich Gott, Du liebes, fremdes Kind!"

Das Mädchen aber stand auf und schritt die Wiese entlang. Bald darauf sah es eine Rauchwolke in die Luft emporwirbeln. Auf die kleine Rauchsäule schritt es zu und kam an einen Backofen. Dieser war ganz von Broten angefüllt, so daß eins am andern stand, und diese riefen: „Ach komm und ziehe uns heraus, sonst verbrennen wir. Wir sind schon längst ausgebacken!"

Das Mädchen ließ sich nicht zweimal bitten. Es ergriff flugs einen Brotschieber und holte ein Brot nach dem andern heraus. Hierauf ging es weiter. Noch war es nicht tausend Schritte gegangen, stand es plötzlich vor einem großen Apfelbaume, der dermaßen voll Früchte hing, daß sich seine Zweige zur Erde neigten.

Die Äpfel aber glänzten im Sonnenscheine, als ob sie aus lauter Gold und Purpur gewachsen wären, und riefen vom Baume herunter: „Ach schüttle uns! Schüttle uns! Wir sind alle reif!“ Da legte das Mädchen seine Hand an den Stamm und rüttelte und schüttelte so lange, bis auch der letzte Apfel vollends herunterpurzelte. Nachdem es nun noch die goldenen Früchte zusammengelesen und auf einen Haufen gebracht hatte, ging es still weiter.

Die Wiese wurde immer schöner und schöner. Immer neue Blumengestalten nickten dem einsamen Mädchen entgegen. Und es war indes noch nicht allzuweit gegangen, da stand plötzlich ein kleines Häuschen vor ihm. Aus dem Häuschen aber guckte eine alte Frau heraus, die recht häßlich aussah, weil ihre großen Zähne weit aus dem Munde hervorragten und ihre Hände waren so dürr, daß man sie gleich hätte anbrennen können.

Das Mädchen erschrak, als es die Alte erblickte, und wollte sogleich umkehren und fortlaufen. Diese aber sprach mit freundlicher Stimme: „Warum fürchtest Du Dich vor mir, liebes Kind? Ich bin ja die Frau Holle! Bleibe doch und komme herein zu mir, in mein Haus. Du kannst meine Dienerin werden. Wenn Du recht ordentlich und fleißig bist und alle Arbeiten im Hause gut besorgst, sollst Du es bei mir sehr gut haben.“

Die gute Alte mochte es dem Mädchen wohl ansehen, daß es gern wissen möchte, was es denn eigentlich zu thun habe. Deshalb fuhr sie fort: „Auf eins mußt Du wohl acht geben: Du mußt mein Bett recht gut machen, damit ich fein weich schlafen kann. Die Betten mußt Du jeden Tag so tüchtig klopfen und schütteln, daß die Federn herausfliegen. Wenn dann die Federn so fliegen und wirbeln, sagen die Leute in der Welt: Es schneit.“

Da die Alte so freundlich redete, vergaß das Mädchen ihr häßliches Gesicht und faßte Mut und Vertrauen. „Ja,“ sagte es, „ich will in Deine Dienste treten,“ und ging mit hinein in das Haus.

Das Mädchen bestellte alle Arbeit sehr gut und besorgte Küche und Kammer aufs beste. Die Betten schlug und klopfte, rüttelte und schüttelte sie so gewaltig, daß die Federn wie dichte Schneeflocken um

sie her wirbelten. So oft dies die Alte sah, sagte sie: „Brav, mein Töchterchen! Brav, mein Töchterchen! So gefällt mir's!"

Das Mädchen bekam es von Tag zu Tag besser. Solch gutes Essen hatte es im Leben noch nicht gesehen, wie es ihm die Alte vorsetzte. Bald gab es etwas Gesottenes, bald etwas Gebackenes, bald etwas Gebratenes. Nie hörte das Mädchen ein böses Wort von der Alten. Wo diese ihm eine Freude machen konnte, that sie es. Kurz, sie hielt das Mädchen so, als wenn es ihr leibliches Kind wäre.

Es war schon eine geraume Zeit ins Land gegangen, seitdem das Mädchen bei Frau Holle diente. Da es ihm so wohl erging, zeigte es sich auch stets heiter und lustig. Aber eines Tages dachte es doch einmal zurück an seine Heimat, an den alten Brunnen, an dem es so oft gesessen, an das Spinnrädchen, an die Mutter und an die Schwester. Von dieser Stunde an wurde das Mädchen stiller und stiller. Es sang und trällerte nicht mehr, wie es früher gethan, sondern hing das Köpfchen und ging ganz traurig im Hause umher.

Frau Holle bemerkte das betrübte Wesen wohl, aber sie wollte nicht fragen, warum. Das Mädchen dagegen scheute sich auch, der Alten zu gestehen, was es auf dem Herzen habe, denn es fürchtete, die gute Frau Holle zu betrüben. Endlich aber faßte es doch Mut und sagte: „Frau Holle! Mich drückt was auf meinem Herzen!"

„Nun, so sag' es mir nur heraus, meine Tochter!" erwiderte die Alte teilnehmend.

„Ich habe es zwar sehr, sehr gut bei Euch," fuhr das Mädchen fort, „aber das Heimweh ist doch über mich gekommen. Ich sehne mich wieder hinauf zu den Meinigen und kann deshalb nicht länger mehr bei Euch bleiben."

„Das freut mich von Herzen, meine Tochter," versetzte hierauf Frau Holle, „daß Du Dich wieder nach den Deinigen sehnst. Ich halte Dich keinen Augenblick zurück. Und weil Du mir so treu und brav gedient hast, werde ich Dich selbst wieder hinaufbringen."

Mit diesen Worten stand die gute Alte auf, nahm das Mädchen bei der Hand und führte es fort. Sie führte es an ein großes, hohes Thor. Das Thor öffnete sich und schlug seine schweren Flügel zurück. Als aber das Mädchen gerade mitten unter dem Thore stand,

fiel ein gewaltiger Goldregen von oben herab. Alles Gold aber blieb an dem Gewande des Mädchens hängen, so daß es über und über glänzte und flimmerte und ganz mit Gold bedeckt war.

„Dieses Gold," sagte hierauf Frau Holle, „soll Dein Lohn sein, weil Du so fleißig gewesen bist und mir so treu gedient hast."

Nach diesen Worten öffnete Frau Holle ein Schächtelchen und zog daraus die Spule hervor, die dem Mädchen in den Brunnen gefallen war. „Hier hast Du auch das Verlorene wieder," sagte die Alte, indem sie dem Mädchen die Spule übergab. „Nun geh' und zeige sie Deiner Mutter."

Das Mädchen wollte danken, aber Frau Holle war nicht mehr zu sehen.

Kaum hatte es einige Schritte vorwärts gethan, schloß sich das Thor hinter ihm zu und das Mädchen stand wieder oben, mitten in der ihm bekannten Welt, wo es früher gewesen war.

Fröhlich blickte das Mädchen umher. Da lag die große, breite Straße, auf die es früher oft hinausgewiesen worden war. Hier stand der alte Brunnen, an dem es so oft gesessen und gesponnen und geweint und sich das Blut von den Fingern gewischt hatte. Hoch auf dem Brunnen aber saß der Hahn, der in jenen traurigen Tagen der Armen einziger Gesellschafter war. Als er das Mädchen erblickte, schlug er vor Freuden mit den Flügeln, sperrte seinen Schnabel weit auf und rief: „Kikeriki! Unsere goldene Jungfrau ist wieder hie!"

Dort links stand auch noch das Haus der garstigen Mutter. Das Mädchen ging hinein. Kaum aber erblickten die Mutter und die häßliche Schwester das goldbedeckte Gewand, waren beide plötzlich wie umgewandelt. Sie wußten vor lauter Zärtlichkeit und Herzlichkeit gar nicht, wie sie thun sollten. Und so wurde denn das Mädchen aufs beste empfangen. Von der verlorenen Spule erwähnte kein Mensch ein Wort.

„Aber so sage mir nur, mein liebes Goldtöchterchen," begann bald darauf die böse Mutter, „woher kommst Du denn?"

„Wo bist Du nur so lange geblieben, herzliebes Goldschwesterchen?" fügte schnell die häßliche Schwester hinzu.

„Tief, tief da unten war ich. Wohl viele Hundert Klaftern tief," versetzte die Gefragte und zeigte mit ihrem Finger nach unten.

„Tief da unten, mein Goldtöchterchen?" fragte die heuchlerische Mutter wieder.

„Und wie kamst Du tief da unten zu so viel Gold und Reichtum, liebste Schwester?" setzte die häßliche Schwester neugierig hinzu.

Darauf begann die Heimgekehrte zu erzählen, wie sie in den Brunnen gestürzt, wo sie da hingekommen, wie es ihr dort ergangen und wie sie zuletzt von dem Goldregen überschüttet worden sei.

Die Mutter und ihre faule Tochter behielten Mund und Nase auf vor Verwunderung über das seltsame Glück, welches das Mädchen gemacht hatte. In der Mutter aber stieg sofort der Gedanke auf: „Ei, wenn Du doch Deinem Lieblingstöchterchen dieses Glück auch verschaffen könntest!"

Gleich darauf ging sie mit dem faulen Mädchen in eine Kammer und beredete mit ihm, daß es sich auch an den Brunnen setzen und die Finger blutig spinnen solle. Dann aber solle es die Spule auch hinabfallen lassen und nachspringen. Alles andere werde dann gerade so kommen, wie bei seiner Schwester.

Den nächsten Morgen bei guter Zeit saß die faule Tochter am Brunnen und spann. Da sie aber die Spule viel zu langsam drehte, konnten natürlich die Finger nicht blutig werden. Blut aber mußte doch sein. Deshalb fuhr sie mit der Hand in einen Dornenstrauch, damit die Finger bluteten und auch die Spule blutig wurde. Darauf warf sie diese in den Brunnen und sprang nach, in den Brunnen hinab. Und wieder rauschte und plätscherte das Wasser in der dunklen Tiefe und schlug, wie einst über der schönen, jetzt über der häßlichen Jungfrau zusammen.

Als sie zu sich kam, sah sie sich auf derselben schönen Wiese, auf welcher ihre Schwester gewandelt war. Die Sonne schien freundlich auf die tausend Blumen herab, die in zauberischen Farben umherstanden. Dann kam sie an den Backofen und die Brote riefen wieder: „Ach, zieh' mich doch heraus," rief das eine, „ich bin schon ganz ausgebacken." — „Ach zieh' mich doch heraus," rief ein anderes, „ich muß sonst verbrennen!" Die Faule aber sagte: „Ei, da hätte ich gerade

Lust dazu, die vielen Brote herauszunehmen. Ich würde mich ja schmutzig dabei machen."

Bald darauf gelangte sie auch an einen Apfelbaum, dessen Äpfel geschüttelt sein wollten. „O, geh' nicht vorüber", riefen sie ihr zu, „sondern lege Deine Hand an den Stamm und schüttele uns. Wir sind alle reif." Die Faule aber sagte: „Werde mich schön hüten, Euch Äpfel zu schütteln. Es könnte mir einer auf den Kopf fallen."

Endlich erblickte sie auch das sonderbare Häuschen und die Frau Holle mit den großen Zähnen an der Thür. Sie fürchtete sich nicht, sondern ging schnurstracks hinein und sagte: „Frau Holle, ich will bei Euch dienen."

„Gut," sagte die Alte. „Wie Du mir dienen wirst, soll auch Dein Lohn sein. Eine Hauptsache ist, daß Du mir mein Bett recht gut besorgst."

Den ersten Tag war das Mädchen ganz brav und fleißig und folgte der Frau Holle aufs Wort. Den zweiten Tag aber machte sie ihre Arbeit schon schlecht und vergaß auch dies und jenes. Den dritten Tag hatte sie das Bett der Alten so wenig aufgeschüttelt, daß sich diese gar nicht hineinlegen wollte. Den vierten Tag wollte das faule Ding früh gar nicht aufstehen. Als Frau Holle sie zum zehntenmale weckte, sagte sie, sie habe noch nicht ganz ausgeschlafen und legte sich auf die andere Seite.

Das aber verdroß die Alte und deshalb sagte sie: „Du kannst jetzt gehen, Deine Dienste bei mir sind zu Ende."

Darüber freute sich die Faule und dachte bei sich: „Nun wird der Goldregen kommen."

Frau Holle begleitete sie ebenso zum Hause hinaus, wie ihre Schwester. Sie führte sie auch zu dem Thore. Das Thor that sich auf und das Mädchen trat mitten darunter. „Jetzt kommt der Goldregen!" dachte es und lauschte. Aber der Goldregen kam nicht, sondern etwas ganz Anderes. Plötzlich nämlich wurde ein großer Kessel voll flüssiges Pech über dasselbe ausgeschüttet, so daß es ganz von Pech überzogen wurde.

Für den ersten Augenblick mochte das Mädchen wohl immer noch denken, daß es mit Gold überschüttet werde; als es aber gleich darauf

seine Hände und seine Kleider besah, erschrak es über sich selbst, denn es sah über und über schwarz und glänzend aus wie ein Mohr.

„Das ist Dein Lohn für Deine Dienste," sagte Frau Holle und schloß das Thor hinter ihm zu.

Als sich das Mädchen ordentlich besann, stand es wieder daheim vor der Thür seiner Mutter und war über und über mit Pech bedeckt. Der Hahn aber, der auf dem Brunnen saß, rief mit schadenfroher Stimme: „Kikeriki! Unsere schmutzige Jungfrau ist wieder hie!"

Die häßliche und faule Tochter konnte sich waschen und bürsten und säubern so viel sie wollte, das Pech ging nicht herunter. Es blieb an ihr hängen, so lange sie lebte.

Aber das Gold der Schönen und Fleißigen blieb Gold. Und sie teilte gern davon der Stiefmutter und der Pechschwester mit, denn ihr blieb noch immer genug, daß sie einen stattlichen Mann bekam, der sie viel lieber hatte, als ihr Gold, und das freut uns alle am meisten, nicht wahr?

Die Rose vom Geiersberge.

In Utopien lebte ein edler Mann, Namens Caressus, dem viele Ländereien und Schätze gehörten. Aber sein schönster Juwel war sein einziges Töchterlein Angelina.

Nachdem er früh seine geliebte Frau durch den Tod verloren hatte, hing er mit allen Banden der Liebe an dem zarten Kinde, dem er die sorgsame Pflege einer Mutter widmete. Caressus trennte sich faßt nie von seiner kleinen Angelina, er war ihr Spielgefährte, er wurde ihr Lehrer und Erzieher. Je mehr Angelina heranwuchs, je lieblicher sie sich entwickelte, desto inniger wurde das Band zwischen Vater und Tochter. Sie begleitete ihn auf seinen Spaziergängen, auf die Jagd, auf seine weiten Reisen. Seine Liebe fand auch den reichsten Lohn in der herrlichen Entwickelung Angelinas, deren Schönheit,

Klugheit und Güte bald ebenso den Stolz des Vaters erregte, wie früher ihre Ausbildung seine Sorge erregt hatte.

Angelina liebte und verehrte ihren Vater als die Sonne ihres Lebens, deren Licht allen ihren Wegen leuchtete, deren Wärme auch den kleinsten Keim zum Guten in ihr erweckte.

Um so schmerzlicher war es für sie, als Caressus von einer Krankheit heimgesucht wurde, an deren Vertreibung die besten Ärzte ihre Kunst vergebens probierten. Sie hatte den Kummer, den kräftigen Mann hinsiechen, seine schöne Gestalt zusammensinken, sein glanzvolles Auge ermatten zu sehen. Angelina wich nicht von dem Lager des teuren Kranken, sie pflegte ihn bei Tag und Nacht, sie las in den leidenden Zügen den kleinsten Wunsch, um ihn schnell zu erfüllen. Es wurde jedoch immer schlimmer und eines Tages sagten die Ärzte in arabischer Sprache, weil sie glaubten, Angelina verstehe sie nicht und sie wollten das arme Mädchen schonen: „Caressus muß sterben!"

Aber Angelina, von ihrem Vater in allen fremden Sprachen unterrichtet, vernahm das schreckliche Wort. Schon rang sich ein Schmerzensschrei aus ihrer Seele los, als der Ausspruch des zweiten Arztes ihr die Fassung wiedergab.

„Wohl weiß ich ein Heilmittel, das unsern Kranken vom Tode zu retten vermag, aber es wird sich niemand finden, es herbeizuholen."

Angelina folgte dem Arzte nach, umklammerte seine Knie und rief: „O nenne mir Dein Heilmittel und belehre mich, wie ich es erreichen kann!"

Erstaunt blickten die Männer auf das flehende Mädchen. Amur, der Arzt, erwiderte: „Mein Mittel Dir zu nennen ist unnütz, denn Gefahren und Zauberei stellen sich dem entgegen, der es erlangen will!"

„Sprich nur schnell das Wort aus," schrie Angelina tiefbewegt, „die Liebe zu meinem Vater wird alle Schrecknisse überwinden!"

„Wohlan denn! Es sind die Rosen auf dem Geiersberge; sie allein vermögen dem Kranken neues Leben zu spenden!"

„Welcher Weg führt mich zu dem Geiersberg, und wie weit ist

es bis dahin?“ rief Angelina aus, entschlossen, alles für ihren geliebten Vater zu wagen.

„Viele Wege führen zu dem hohen Felsen, auf dessen Gipfel die Rose blühet. Ein böser Geier bewacht sie und tötet jeden, der ihm die Lebensblume entreißen will. Wer den rechten Weg wählet, der erreicht den Berg in drei Tagen, aber in eben dieser Zeit kann auch das Lebenslicht Deines Vaters erloschen sein.“

Angelina bat den Arzt, während ihrer Abwesenheit den Vater treu zu pflegen und ihn nicht einen Augenblick zu verlassen. Gerührt von ihrer Kindesliebe, versprach er es.

Als Angelina noch einmal an das Bett ihres Vaters trat, war er sanft eingeschlummert. Sie drückte einen leichten Kuß auf seine geliebte Hand, und verließ dann schnell das väterliche Haus.

Ratlos stand sie an der Heerstraße. Sie wußte nicht, wohin sie sich wenden sollte, denn es kreuzten sich hier der Wege gar viele.

Da vernahm sie ein ängstliches Hülferufen. Sie horchte überall hin, woher die Stimme kam und bemerkte ein altes Weib, welches in einen Graben gefallen war. Schnell eilte sie hinzu und half dem Mütterchen heraus. Aber diese jammerte und klagte, denn ihr Korb, in welchem sie Kräuter für die Kranken ihres Dorfes gesammelt hatte, war in dem Graben liegen geblieben. Angelina besann sich nicht lange, sie stieg noch einmal in den Graben hernieder, holte der Alten den Korb mit den Kräutern. Als aber diese sie mit Dankesworten überschütten wollte, rief das Mädchen: „Meine Euch bewiesene Hülfe kann dem besten Vater das Leben gekostet haben.“

„Wieso dies, meine gute Tochter?“

„Weil mein Vater schwer krank darniederliegt und nichts ihn retten kann, als die Rose vom Geiersberge, die ich jetzt aufsuche. Doch ach! noch kenne ich nicht den rechten Weg, der mich dahin führen wird und jeder Aufenthalt verzögert meine Rückkehr!“

„So nimm zum Dank für Deine gute That von mir dies kleine Flämmchen!“ rief die Alte und sogleich entschlüpfte ihrem Munde eine Flamme, die am Fußboden hinhüpfte. „Es wird Dir voranleuchten,

wohin Du zu gehen wünschest, und bringt Dich auf dem kürzesten Wege an Dein Ziel."

Angelina dankte mit herzlichen Worten, wandte sich zum Gehen und sagte zu dem Flämmchen: „Nach dem Geiersberg!" Sogleich hüpfte die Flamme voran, auf dem Wege durch einen dichten Wald. Angelina eilte mit beflügelten Schritten nach. Die Angst, zu spät die Rose zu erreichen, ließ sie jede Müdigkeit überwinden, kaum gönnte sie sich Zeit, einige Beeren abzupflücken, um ihren brennenden Durst zu stillen.

Hell leuchtete ihr Flämmchen durch die immer mehr zusammen gedrängten Bäume, führte sie vorbei an Dornhecken und wildem Gestrüpp, vorbei an den Höhlen wilder Tiere. Schon kam die Nacht, alles umher war von grauem dichtem Nebel erfüllt; die Stimmen der Vögel verstummten, dagegen ließ sich bald nah, bald fern Geheul von Wölfen vernehmen, die auf Raub ausgingen. Von den Bäumen stimmten der Uhu und die Eule ihren traurigen Ruf an, wie ein höllischer Chor antworteten bald durch den ganzen Wald alle Nachtvögel.

Aber Angelina sah unverzagt auf die Flamme und ihre Gedanken verweilten bei dem geliebten Vater.

So entflohen die Stunden in der finstern Waldesnacht und ehe es Angelina für möglich hielt, vergoldete der Schimmer der Morgenröte die Wipfel der Bäume. Die Raubvögel und Ungeheuer flohen vor dem Tag in ihre Nester und Höhlen. Die Singvögel begrüßten die Sonne mit frohen, munteren Tönen. Je heller der Tag wurde, desto glühender rot glänzte die Flamme, die Angelina den Weg zeigte. Sie leitete sie aus dem Walde und Angelina stand plötzlich voller Bestürzung vor einer unübersehbaren Wasserfläche.

Nach rechts und links führten Pfade, allein das Flämmchen schwebte über dem Wasser, und sie schloß daraus mit Betrübnis, daß kein anderer Weg zu dem Geiersberge führe, als über das Wassermeer.

Weinend sank sie am Ufer hin, breitete die Arme aus und rief: „Erbarme Dich, großer Geist des Wassers, führe mir einen Nachen zu, der mich über Dein nasses Reich trage, sonst verliere ich den geliebten Vater."

Umsonst, kein Schifflein kam. Verzweifelt wollte sich Angelina

in die Wellen stürzen und versuchen, hinüber zu schwimmen, da hörte sie über sich Flügelschlagen und sah eine weiße Taube, die ängstlich nach einer Zuflucht umschaute, wo sie sich vor ihrem Verfolger verbergen konnte. Dieser, ein Habicht, schoß pfeilschnell aus den Lüften nieder. Aber schneller, als er seine Beute erreichen konnte, stürzte sich das Täubchen in das Wasser.

Angelina, von Mitleid ergriffen, sprang dem Tierchen nach, zog es glücklich hinauf, verbarg es in ihrem Busentuch und erreichte mit Mühe das Ufer.

Der feindliche Habicht war indes verschwunden. Er hatte das Täubchen bis in das Wasser verfolgt und seinen Tod in den Wellen gefunden.

Wie stand aber Angelina erstaunt, als die Taube ihrem Tuch entschlüpfte, um sich in eine wunderherrliche Frauengestalt zu verwandeln.

„Habe Dank, gute Angelina, für den Beistand, den Du mir geleistet! Du hast mich von meinem gefährlichsten Feinde, einem bösen Zauberer, befreit, der mich unter den mannigfachsten Gestalten verfolgt hat. Eine Hülfe ist der andern wert! Ich weiß, wohin Dein Weg Dich führt, doch ohne mich würdest Du nie Dein Ziel erreichen! Nimm diese Taubenflügel, sie tragen Dich über das Meer bis an den Geiersberg. Dort aber wirst Du sie verlieren, und Du mußt noch mühselig den hohen Berg hinanklimmen, denn statt Dir zu helfen, würden Dich die Flügel in den Rachen des Geiers tragen, der auch zu meinen Feinden gehört."

Die Fee berührte Angelinas Schulter bei diesen Worten. Sogleich befestigten sich die Flügel daran. Sie schwang sich auf und flog schnell über das Gewässer hin; ihr voran leuchtete die Flamme der Alten wie ein Stern.

Unter sich vernahm sie das Rauschen der Wogen; Haifische streckten ihre häßlichen Köpfe aufwärts und zeigten ihr den offenen Rachen. Schwärme von Vögeln und Seemöwen begleiteten sie. Allein Angelina achtete auf nichts als auf den dunkeln Punkt, den sie von ferne sah, und der immer höher und höher stieg, bis sie in ihm einen Steinkegel erkannte, der sich aus dem Meer zu erheben schien. Als sie

jedoch näher heranflog und das jenseitige Ufer erreichte, bemerkte sie, daß sich bis zu ihm eine große Strecke wüsten Landes ausdehnte. Allein nicht lange währte es, da trugen die Flügel sie über dasselbe fort, bis an den Fuß des Kegels, der nichts anderes war, als der Geiersberg. Hier schwebte sie sanft hernieder, die Flügel hoben sich von ihrer Schulter fort, aber die Flamme leuchtete hell voran auf die erste Stufe des steilen Felsenpfades.

Schon wollte Angelina ihr nachfolgen, da fesselte ein leises Wimmern ihre Aufmerksamkeit. Sie wandte sich rückwärts und sah einen häßlichen Zwerg am Boden kauern.

Angelinas Herz sagte ihr: „Das ist gewiß ein Unglücklicher, der Hülfe bedarf!" Sie rief: „Was fehlt Dir, kleiner Mann?"

„O, schöne Jungfrau, ich habe mir einen Dorn in den Fuß getreten, und ich kann nicht heimwärts wandern zu meinen Brüdern!"

Sogleich kniete Angelina mitleidsvoll nieder, ließ sich von dem mißgestalteten Zwerge den Fuß reichen, und zog den Dorn heraus.

Vergnügt sprang der Zwerg auf, rufend: „Zum Dank, daß Du mich von meinen Schmerzen erlöst hast, will ich Dir dies Stäbchen auf die Wanderung geben; es hat die Zauberkraft, alles in Stein zu verwandeln, was Du damit berührst."

Angelina eilte schnell der Flamme nach. Unzählige Male glitt sie auf dem glatten Steinboden aus, aber immer wieder erhob sie sich und gelangte höher und höher.

Plötzlich zischten ihr zwei Schlangen entgegen, die den Weg versperrten. Angelina verlor nicht die Besinnung. Sie berührte mit ihrem Stabe die Untiere, die sich sogleich in Steinbilder verwandelten, über welche das mutige Mädchen fortschritt.

Jetzt hüpfte die Flamme unruhig auf einem Felsenriff umher. Als Angelina näher kam, sah sie, daß ein tiefer, stiller See sie von dem nächsten Felsen trennte.

Sie erbebte vor Angst und Verzweiflung. Schon neigte sich der

zweite Tag seinem Ende. „O, ich werde die Zauberrose nicht erreichen und mein Vater muß ferne von mir sterben!"

Dieser trostlose Gedanke erlahmte alle ihre Kräfte. Ohnmächtig ihrer Bewegungen, stürzte sie hinab in den See.

Aber ihr entglitt auch zugleich der Zauberstab, der vor ihr in das Wasser fiel und im Augenblick verwandelte es sich in eine harte Steinmasse, von der die erstaunte Angelina sich, von Hoffnung neu belebt, erhob. Mit beflügelten Schritten eilte sie über die breite Felsenfläche fort, hinan zu dem Gipfel, auf dem die Flamme unruhig hin und her tanzte. Das Stäbchen hielt Angelina fest in ihrer Hand.

Welch ein wunderbarer Anblick überraschte sie, als sie jetzt den höchsten Punkt erreichte.

Mitten in der Wildnis öder Felsenblöcke, wie eine Oase in der Wüste, lag hier ein Frühling blühender Rosen hingezaubert, die ihren Duft bis zu ihr hinsandten und sie mit nie gekannter Kraft erfüllten.

Bei diesem Anblick waren alle Beschwerden und Gefahren der Reise vergessen. Sie dachte nur daran, wie sie die Rosen werde pflücken können, ohne von dem Geier getötet zu werden. Aber wo war der gefürchtete Vogel? Sie hatte noch keinen bemerkt. Ohne Wächter schienen die herrlichen Blumen hier zu blühen, harrend, daß man sie pflücken werde, um sie einer Einöde zu entreißen.

Vorsichtig blickte Angelina rings umher, allein da sie keinen Geier, noch sonst ein lebendes Wesen bemerkte, ging sie mit schnellen Schritten auf die Rosen zu und streckte die Hand aus, um eine zu brechen. Da plötzlich hörte sie über sich mächtiges Flügelschlagen und einen lauten Pfiff: „Pfuiir! Pfuiir!" Sie hatte nicht Zeit aufzublicken, denn wie früher der Habicht die Taube, so umkreiste der Geier sie jetzt in immer enger gezogenen Linien und flog dann blitzesschnell nieder. Angelina war ihm geschickt ausgewichen und stand mit dem Zauberstab in der Hand da, wie eine Königin, ruhig das Ungeheuer erwartend.

Der Geier stellte sich eben so ruhig vor die Staunende hin, indem er mit menschlicher Stimme sagte: „Warum hat es Dich in die Höhe gelockt, mir meine köstlichen Rosen zu rauben? Weißt Du auch, welche Strafe Deiner wartet? Alle diese Rosen waren einst blühende

Mädchen, die ich mir aus dem Thale heraufgeholt habe. Du bist die erste, die freiwillig das von ihnen getragene Geschick aufsucht, denn wie sie, werde ich Dich in eine Rose meines Gartens verwandeln."

„Böser Vogel, ehe Du Deine Bosheit an mir übst, will ich selbst Dich in meinen Zauber bannen!" rief Angelina, den Geier mit ihrem Stabe berührend.

Sogleich sanken seine Flügel dicht an den mächtigen Leib herab und das Auge noch starr auf Angelina gerichtet, ward er zu grauem Gestein. In diesem Augenblick schwebte die Flamme wie ein Freudenfeuer über dem Berge und erlosch. Das Mädchen seufzte auf. Die Flamme war ihre Gefährtin, ihre Führerin, ihr einziger Trost auf dem Herwege gewesen! Wie wird sie jetzt den rechten Pfad finden, um nach Hause zu kehren? Angelina pflückte mit Hast die Rosen ab. Konnte doch ein Augenblick Verzögerung ihrem Vater das kostbare Leben nehmen. Und siehe da! Wie sie den Strauß mit Rosen in der Hand hält, entsteigen den beraubten Büschen liebliche Mädchengestalten, die vor Angelina niederknieen und für ihre Erlösung von dem bösen Zauber danken.

Noch hatte sie sich nicht von ihrer Überraschung erholt, als eine Wolke sich auf den Berg niederließ, welcher die schöne Taubensee entstieg: „Heil Dir, edles Mädchen," rief sie aus, indem sie Angelina die weiße Hand entgegenstreckte, „Du bringst nicht nur Deinem Vater das Leben, sondern Du giebst all den Eltern das Glück zurück, denen diese Jungfrauen geraubt wurden. Zugleich hast Du auch mir einen großen Dienst geleistet. Der Geier und der Habicht waren meine ärgsten Feinde. Sie zerstörten alles Gute, was ich den Menschen als ihr Schutzgeist verlieh. Zum Danke will ich Dich und Deinen Vater in meinen Schutz nehmen, daß Euch kein Leid treffe, so lange Ihr lebt!"

Angelina küßte der Fee die Hand. Diese aber sagte wieder: „Laß uns jetzt meinen Wolkenwagen besteigen, denn wir dürfen nicht verweilen, wenn Du Deinem Vater noch zur rechten Zeit Rettung bringen willst. Auch Ihr, Mägdlein, setzet Euch zu uns, ich bringe Euch in Eure Heimat zurück!"

Schnell, wie der Flug des Gedankens, schwebte der Wolkenwagen durch die Lüfte und ließ sich vor dem Hause von Caressus nieder. Angelina entstieg ihm mit laut klopfendem Herzen. Ihr trat die Dienerschaft schon im Vorhofe wehklagend entgegen, rufend: „Eilet, o Herrin, sonst findet Ihr einen Toten."

Stumm und bebenden Herzens durcheilte Angelina die ihr wohlbekannten Gemächer bis in das Krankenzimmer ihres Vaters.

Als sie aber in die bleichen, leblosen Züge starrte, als kein Blick des starren Auges ihr zeigte, daß sie erkannt werde, da warf sie den Rosenstrauch auf das Antlitz des Totgeglaubten und sank mit einem Schmerzensschrei zusammen. „Angelina, mein geliebtes Kind, wo weilest Du?" Sprach das nicht die einzig verehrte Stimme des Vaters? Die Worte durchdrangen belebend die Seele der guten Tochter; sie erhob sich zweifelsvoll und sank noch einmal nieder, aber diesmal auf die Knie, um dem großen Geiste zu danken, der sie beschützt hatte, um dem Vater das Leben wiederbringen zu können.

Denn Caressus saß aufgerichtet und gesund in seinem Bette und hielt die Wunderrosen in der einen Hand, die andere legte er segnend auf das Haupt seines geliebten Kindes.

Der Würdigste.

Ein König, der das Land sehr übel regiert hatte, starb, und hinterließ vier Söhne, die sich nach seinem Tode um die Herrschaft stritten. Da kamen die Räte des Königs und die Ältesten des Landes überein und sprachen: „Es soll nicht der erste Sohn König sein, noch einer der andern, wenn er nicht weise und würdig ist, das Land zu regieren." Zu den Prinzen sprachen sie: „Sind Euch die Missethaten Eures Vaters nicht verborgen geblieben und hat Euer Herz sie verabscheut, so soll der unter Euch als der Weiseste und Würdigste betrachtet werden und der soll unsern Thron besteigen, der

die meisten Übelthaten seines Vaters nennt und laut bekennt, daß er sie hassen und meiden will!"

Da begann der erste und nannte hundert Sünden seines Vaters. Soviel wisse keiner seiner Brüder, meinte er, ihm müsse die Krone aufgesetzt werden. — Der zweite nannte zweihundert Übelthaten und sagte seinem Vater das Ärgste nach; der dachte, den Thron erst recht zu gewinnen. — Als aber der dritte an die Reihe kam, bekannte dieser dreihundert Sünden seines Vaters, nannte eine Schande nach der andern und ließ kein gutes Haar an ihm. — Zuletzt wurde der vierte aufgefordert. Der sprach: „Es betrübt mich sehr, daß meine Brüder so ohne Scham und Scheu über meinen Vater herfallen; wüßte ich auch dreitausend Missethaten anzusagen, so würde mein Herz sie wohl verachten, aber meine Lippen sollten ihrer keine offenbaren, denn es ist mein Vater!"

Da erhoben sich die Räte und Ältesten des Volkes, sahen einander einen Augenblick an, dann aber umarmten sie ihn und riefen mit Jubel: „Du bist der Würdigste, Du sollst unser König sein." Und er war ein weiser und gerechter König, und das Volk war unter seinem Scepter glücklich.

Der Flachs.

Der Flachs stand in Blüte; er hatte so niedliche blaue Blumen, zart, wie die Flügel einer Motte, und noch viel feiner! Die Sonne schien auf den Flachs, und die Regenwolken begossen ihn; und dies war eben so gut für ihn, wie es für kleine Kinder ist, gewaschen zu werden und darauf einen Kuß von der Mutter zu bekommen; denn sie werden dann viel schöner und das ward der Flachs auch.

„Die Leute sagen, daß ich so ausgezeichnet gut stehe," sagte der Flachs, „und daß ich so schön lang werde; es wird ein tüchtiges

Stück Leinwand aus mir werden. Wie der Sonnenschein erfreut, und wie der Regen gut schmeckt und erfrischt! Ich bin grenzenlos glücklich, ich bin der Allerglücklichste!"

„Ja, ja, ja!" sagte der Zaunstecken. „Ihr kennt die Welt nicht, aber das thun wir, denn in uns stecken Knorren," und dann knarrte er gar jämmerlich:

„Schnipp-Schnapp-Schnurre,
Basselurre,
Aus ist das Lied!"

„Nein, es ist nicht aus!" sagte der Flachs. „Am Morgen scheint die Sonne, dann thut der Regen wohl. Ich fühle, wie ich wachse; ich fühle, daß ich in Blüte stehe! Ich bin der Allerglücklichste!"

Aber eines Tages kamen Leute, die nahmen den Flachs beim Schopf und zogen ihn mit der Wurzel aus; das that weh; und er ward ins Wasser gelegt, als ob er ersäuft werden sollte, und dann kam er übers Feuer, als wollte man ihn braten — es war ganz greulich!

„Man kann es nicht immer gut haben;" sagte der Flachs, „man muß etwas durchmachen, dann weiß man etwas!"

Aber es kam allerdings schlimm; der Flachs ward angefeuchtet und geröstet, gebrochen und gehechelt — ja, was wußte er, wie das hieß, was man alles mit ihm vornahm. Er kam auf das Spinnrad: Schnurr, schnurr! — Da war es nicht möglich, die Gedanken beisammen zu halten.

„Ich bin außerordentlich glücklich gewesen;" dachte er bei aller seiner Pein, „man muß zufrieden sein mit dem Guten, was man genossen hat! — Zufrieden! Zufrieden! O!" Und das sagte er noch, als er auf den Webstuhl kam; und so ward er zu einem schönen, großen Stück Leinwand. Aber der Flachs, bis auf den letzten Stengel, ging zu dem einen Stück auf.

„Aber das ist doch außerordentlich! Das hätte ich nie geglaubt! Nein, wie das Glück mir doch günstig ist! Der Zaunstecken wußte übel Bescheid mit seinem:

„Schnipp-Schnapp-Schnurre,
Basselurre."

Das Lied ist keineswegs aus! Nun fängt es erst recht an! Das ist wirklich außerordentlich! Hab' ich auch etwas gelitten, so ist doch auch etwas aus mir geworden! Ich bin der glücklichste von allen! Ich bin so stark und so fein, so weiß und so lang! Das ist etwas andres, als bloß Pflanze zu sein, wenn man auch Blumen trägt; man wird nicht gepflegt, und Wasser bekommt man nur, wenn es regnet! Jetzt werde ich gewartet und gepflegt, die Magd wendet mich jeden Morgen um, und aus der Gießkanne bekomme ich jeden Abend ein Regenbad; ja, die Frau Pastorin hat selbst eine Rede über mich gehalten und hat gesagt, daß ich das beste Stück in dem ganzen Kirchspiel sei. Ich kann nicht glücklicher werden!"

Nun kam die Leinwand ins Haus, dann unter die Schere; nein, wie man schnitt und riß, wie man mit Nähnadeln darauf losstach! — Das war kein Vergnügen; aber aus der Leinwand wurden zwölf Stück Wäsche, von der Sorte, die man nicht gern nennt, die aber alle Menschen haben müssen; es waren zwölf Stück davon.

„Nein, seht doch! Jetzt bin ich erst was Rechtes geworden! Also das war meine Bestimmung! Das ist ja ein wahrer Segen! Nun schaffe ich Nutzen in der Welt, und das soll man ja, das ist erst das wahre Vergnügen! Wir sind zwölf Stücke geworden, aber wir sind doch alle eins und dasselbe: wir sind ein Dutzend! Was das für ein außerordentliches Glück ist!"

Und Jahre vergingen — und da hielten sie nicht länger.

„Einmal muß es ja vorbei sein!" sagte jedes Stück. „Ich hätte gern etwas länger gehalten, aber man muß nichts Unmögliches verlangen."

Und so wurden sie in Stücke und Fetzen zerrissen. Sie glaubten, daß es nun ganz vorbei sei; denn sie wurden zerhackt und eingeweicht und gekocht, ja, sie wußten selbst nicht, was alles — — und dann wurden sie schönes weißes Papier.

„Nein, das ist eine Überraschung, und eine herrliche Überraschung!" sagte das Papier. „Nun bin ich feiner, als vorhin, und nun wird auf mir geschrieben werden! Was kann nicht alles geschrieben werden! Das ist doch ein außerordentliches Glück!"

Und es wurden die allerschönsten Verse und Geschichten darauf

geschrieben, und es kam nur ein einziges Mal ein Klecks darauf — das war denn freilich ein ganz besondres Glück; und die Leute hörten, was darauf stand; es war so klug und so gut; es machte die Menschen viel klüger und besser; es lag ein großer Segen in den Worten auf diesem Papier.

„Das ist mehr, als ich mir träumen ließ, wie ich noch eine kleine blaue Blume auf dem Felde war. Wie konnte es mir einfallen, daß ich dereinst Freude und Kenntnisse unter die Menschen bringen sollte! Ich kann es selbst noch nicht begreifen; aber es ist nun wirklich so. Unser Herrgott weiß, daß ich selbst nichts gethan habe, als was ich nach schwachen Kräften für mein Dasein thun mußte; und so fördert er mich auf diese Weise von der einen Freude und Ehre zur andern! Jedesmal, wenn ich denke: „Aus ist das Lied!" da geht es gerade wieder zu etwas Höherem und Besserem über. Nun soll ich gewiß auf Reisen, in der Welt herum geschickt werden, damit alle Menschen mich lesen können. Das kann nicht anders sein. Es ist das einzig Wahrscheinliche. Ich habe köstliche Gedanken, ebensoviele, wie ich früher blaue Blumen hatte. Ich bin der Allerglücklichste!"

Aber das Papier kam gar nicht auf Reisen, es kam zum Buchdrucker; und da ward alles, was darauf geschrieben stand, zum Druck gesetzt zu einem Buch, ja zu vielen hundert Büchern, denn auf diese Weise konnten so unendlich viele mehr Nutzen und Vergnügen davon haben, als wenn das einzige Papier, auf dem es geschrieben stand, in der Welt hätte herumlaufen sollen und auf halbem Wege abgenutzt worden wäre.

„Ja, das ist freilich das Allervernünftigste!" dachte das beschriebene Papier. „Das fiel mir allerdings gar nicht ein! Ich bleibe zu Hause und werde in Ehren gehalten, gerade wie ein alter Großvater, und der bin ich ja auch von allen diesen Büchern! Nun kann etwas ausgerichtet werden! So hätte ich nicht umherwandern können! Auf mich hatte er gesehen, der das Ganze schrieb! Jedes Wort floß geraden Wegs aus seiner Feder in mich hinein! Ich bin der Allerglücklichste!"

Dann wurde das Papier in ein Bündel zusammengebunden und in eine Tonne geworfen, die im Waschhause stand.

„Nach vollbrachter That ist gut ruhen!“ sagte das Papier. „Es ist sehr weise, daß man sich sammelt und über das, was in einem wohnt, zum Nachdenken kommt. Jetzt weiß ich erst so recht, was auf mir steht. Und sich selbst kennen, das ist der wahre Fortschritt. Was sollte nun wohl mit mir geschehen? Vorwärts wird's jedenfalls wieder gehen; es geht allezeit vorwärts, das habe ich erfahren!“

Und so wurde eines Tages alles Papier herausgenommen und auf den Herd gelegt; da sollte es verbrannt werden; denn es durfte nicht an den Höker verkauft und zum Einschlag für Butter und Zucker benutzt werden, so sagte man. Und alle Kinder im Hause standen rund herum, denn sie mochten so gerne Papier brennen sehen; das flammte ja so prächtig in die Höhe, und nachher konnte man in der Asche die vielen roten Funken sehen, die hin und her fuhren; einer nach dem andern erlosch, so geschwind, so geschwind! Das nannte man: „Die Kinder aus der Schule kommen sehen,“ und der letzte Funke war der Schulmeister; oft glaubte man, daß dieser gegangen sei, aber dann kam in demselben Augenblick noch ein Funke: „Da ging der Schulmeister!“ sagten sie. Ei, die wußten schön Bescheid! Sie hätten nur wissen sollen, wer da ging. Wir werden es zu wissen bekommen; aber sie wußten es nicht. Alles alte Papier, das ganze Bündel ward aufs Feuer gelegt, und es zündete schnell. „Ah!“ sagte es und flackerte in hellen Flammen auf. Ah! Das war eben nicht sehr angenehm, zu brennen; als aber das Ganze in Flammen stand, schlugen diese so hoch in die Höhe, wie der Flachs niemals seine kleinen blauen Blumen hatte erheben können, und glänzten, wie die weiße Leinwand niemals hätte glänzen können. Alle geschriebenen Buchstaben wurden einen Augenblick ganz rot, und alle Worte und Gedanken gingen in Flammen auf. „Nun steige ich geraden Wegs zur Sonne hinauf!“ sprach es in der Flamme, und es war, als ob tausend Stimmen dieses einstimmig sagten, und die Flammen schlugen durch den Schornstein oben heraus. — Und feiner als die Flammen, unsichtbar für menschliche Augen, schwebten da ganz kleine Wesen, ebensoviele wie Blumen auf dem Flachs gewesen waren. Sie waren noch leichter, als die Flamme, die sie geboren hatte, und als diese erlosch, und von dem Papiere nur die schwarze Asche übrig war, tanzten sie noch

einmal über dieselbe hin, und wo sie dieselbe berührten, da liefen die roten Funken. „Die Kinder kamen aus der Schule und der Schulmeister war der Allerletzte!“ Das war eine Lust, und die Kinder sangen bei der toten Asche:

„Schnipp-Schnapp-Schnurre,
Basselurre,
Aus ist das Lied!“

Aber die kleinen unsichtbaren Wesen sagten alle: „Das Lied ist nie aus! Das ist das Schönste beim Ganzen. Ich weiß es, und darum bin ich der Allerglücklichste!“

Aber das konnten die Kinder weder hören, noch verstehen, und das sollten sie auch nicht; denn Kinder müssen nicht alles wissen.

Vom tapfern Schneiderlein.

Es war einmal ein Schneiderlein, das saß in einer Stadt, die hieß Romadia; das hatte auf eine Zeit, da es arbeitete, einen Apfel neben sich liegen, darauf setzten sich viele Fliegen, wie das Sommerszeiten so gewöhnlich, die angelockt waren von dem süßen Geruch des Apfels. Darob erzürnte sich das Schneiderlein, nahm einen Tuchlappen, den es eben wollte in die Hölle fallen lassen, schlug auf den Apfel, und befand im Hinsehen, daß damit sieben Fliegen erschlagen waren. „Ei,“ dachte bei sich das Schneiderlein, „bist Du solch ein Held?“ Ließ sich stracklich einen blanken Harnisch machen, und auf das Brustschild mit goldenen Buchstaben schreiben: Sieben auf einen Streich. Darauf zog das Schneiderlein mit seinem Harnisch angethan umher auf Gassen und Straßen, und die es sahen, vermeinten, der Held habe sieben Männer auf einen Streich gefällt, und fürchteten sich.

Nun war in demselben Lande ein König, dessen Lob weit und breit erschallte, zu dem begab sich der faule Schneider, der gleich nach

seiner Heldenthat Nadel, Schere und Bügeleisen an den Nagel gehangen, trat in den Hof des Königspalastes, legte sich alldort in das Gras und entschlief. Die Hofdiener, so aus- und eingingen, den Schneider in dem reichen Harnisch sahen, und die Goldschrift lasen, verwunderten sich sehr, was doch jetzt, zu Friedenszeiten, dieser streitbare Mann an des Königs Hof thun wolle? Er däuchte sie ohne Zweifel ein großer Herr zu sein.

Des Königs Räte, so den schlafenden Schneider gleichfalls gesehen, thaten solches Sr. Majestät, ihrem allergnädigsten König, zu wissen, mit dem unterthänigsten Bemerken, daß, so sich kriegerischer Zwiespalt erhebe, dieser Held ein sehr nützlicher Mann werden und dem Lande gute Dienste leisten könne. Dem König gefiel diese Rede wohl, sandte alsbald nach dem geharnischten Schneider, und ließ ihn fragen, ob er Dienste begehre. Der Schneider antwortete, ebendeshalb sei er hergekommen, und bäte die Königliche Majestät, wo höchstdieselbe ihn zu brauchen gedächte, ihm allergnädigst Dienste zu verleihen. Der König sagte dem Schneiderlein Dienste zu, verordnete ihm ein stattliches Losament und Zimmer, und gab ihm eine gute Besoldung, von der es, ohne etwas zu thun, herrlich und in Freuden leben konnte.

Da währete es nicht lange Zeit, so wurden die Ritter des Königs, die nur eine karge Löhnung hatten, dem guten Schneider gram, und hätten gern gewollt, daß er beim Teufel wäre, fürchteten zumal, wenn sie mit ihm uneins würden, möchten sie ihm nicht sattsam Widerstand leisten, da er ihrer sieben allewege auf einen Streich totschlagen würde, sonsten hätten sie ihn gern ausgebissen, und so sannen sie täglich und stündlich darauf, wie sie doch von dem freislichen Kriegsmanne kommen möchten. Da aber ihr Witz und Scharfsinn etwas kurz zugeschnitten war, wie ihre Röcklein, so fanden sie keine List, den Helden vom Hofe zu entfernen, und zuletzt wurden sie Rates mit einander, alle zugleich vor den König zu treten, und um Urlaub und Entlassung zu bitten; und das thaten sie auch.

Als der gute König sah, daß alle seine treuen Diener um eines einzigen Mannes willen ihn verlassen wollten, ward er traurig, wie nie zuvor, und wünschte, daß er den Helden doch nie möge gesehen

haben; scheute sich aber doch, ihn hinwegzuschicken, weil er fürchten mußte, daß er samt all seinem Volk von ihm möchte erschlagen, und hernach sein Königreich von dem stracklichen Krieger möchte besessen werden. Da nun der König in dieser schweren Sache Rat suchte, was doch zu thun sein möge, um alles gütlich abzuthun und zum besten zu lenken, so ersann er letzlich eine List, mit welcher er vermeinte, des Kriegsmannes (den niemand für einen Schneider schätzte) ledig zu werden und abzukommen. Er sandte zugleich nach dem Helden und sprach zu ihm, wie er (der König) wohl vernommen, daß ein gewaltigerer und stärkerer Kampfheld auf Erden nimmer zu finden sei, denn er (der Schneider). Nun hauseten im nahen Walde zwei Riesen, die thäten ihm aus der Maßen großen Schaden mit Rauben, Morden, Sengen und Brennen im Lande umher, und man könne ihnen weder mit Waffen noch sonst wie beikommen, denn sie erschlügen alles, und so er sich's nun unterfangen wolle, die Riesen umzubringen, und brächte sie wirklich um, so solle er des Königs Tochter zur ehelichen Gemahlin, und das halbe Königreich zur Aussteuer erhalten, auch wolle der König ihm hundert Reiter zur Hülfe gegen die Riesen mitgeben.

Auf diese Rede des Königs ward dem Schneiderlein ganz wohl zu Mute und däuchte ihm schön, daß es sollte eines Königs Tochtermann werden und ein halbes Königreich zur Aussteuer empfangen; sprach daher kecklich: er wolle gern dem König, seinem allergnädigsten Herrn, zu Diensten stehen, und die Riesen umbringen, und sie wohl ohne Hülfe der hundert Reiter zu töten wissen. Darauf verfügte er sich in den Wald, hieß die hundert Reiter, die ihm auf des Königs Befehl dennoch folgen mußten, vor dem Walde warten, trat in das Dickicht, und lugte umher, ob er die Riesen irgendwo sehen möchte. Und endlich nach langem Suchen fand er sie beide unter einem Baume schlafend und also schnarchend, daß die Äste an den Bäumen, wie vom Sturmwind gebogen, hin- und herrauschten.

Der Schneider besann sich nicht lange, las schnell seinen Busen voll Steine, stieg auf den Baum, darunter die Riesen lagen, und begann, den einen mit einem derben Steine auf die Brust zu werfen, davon der Riese alsbald erwachte, über seinen Mitgesellen zornig ward, und fragte, warum er ihn schlüge? Der andere Riese entschuldigte

sich bestens, so gut er's vermochte, daß er mit Wissen nicht geschlagen, es müsse denn im Schlafe geschehen sein; da sie nun wieder einschliefen, faßte der Schneider wieder einen Stein, und warf den andern Riesen, der nun auffahrend über seinen Kameraden sich erzürnte und fragte, warum er ihn werfe? Der wollte aber nun auch nichts davon wissen. Als beiden Riesen nun die Augen nach einigem Zanken vom Schlafe wieder zugegangen waren, warf der Schneider abermals gar heftig auf den andern, daß er es nun nicht länger ertragen mochte und auf seinen Gesellen, von dem er sich geschlagen vermeinte, heftig losschlug; das wollte denn der andere Riese auch nicht leiden, sprangen beide auf, rissen Bäume aus der Erde, ließen aber doch zu allem Glück den Baum stehen, darauf der Schneider saß, und schlugen mit den Bäumen so heftig auf einander los, bis sie einander gegenseitig tot schlugen.

Als der Schneider von seinem Baume sah, daß die beiden Riesen einander tot geschlagen hatten, ward ihm besser zu Mute, als es ihm jemals gewesen, stieg fröhlich vom Baume, hieb mit seinem Schwerte jeglichem Riesen eine Wunde oder etliche, und ging aus dem Walde hervor zu den Reitern. Die fragten ihn, ob er die Riesen entdeckt oder ob er sie nirgends gesehen habe? „Ja," sagte der Schneider, „entdeckt und gesehen und alle zwei tot geschlagen — habe ich, und sie liegen lassen unter einem Baume." Das war den Reitern verwunderlich zu hören, konnten und wollten's nicht glauben, daß der eine Mann so unverletzt von den Riesen sollte gekommen sein, und sie noch dazu tot geschlagen habe, ritten nun selbst in den Wald, dies Wunder zu beschauen und fanden es also, wie der Schneiderheld gesagt hatte. Darob verwunderten sich die Reiter gar sehr, und empfanden einen grauslichen Schrecken, ward ihnen auch noch übler zu Mute, denn vorher, da sie fürchteten, der Sieger werde sie alle umbringen, wenn er ihnen Feind würde; ritten heim und sagten dem König an, was geschehen.

Da nun der Schneider zum Könige kam, seine That selbst anzeigte, und die Königstochter samt dem halben Königreiche begehrte, gereute den König sein Versprechen, das er dem unbekannten Kriegsmanne gegeben, gar übel, denn die Riesen waren nun erwürgt, und konnten keinen Schaden mehr thun; dachte darüber nach, wie er des

Helden mit Fug abkommen möchte, und war nicht im mindesten gesonnen, ihm die Tochter zu geben. Sprach daher zum Schneider, wie er in einem andern Walde leider noch ein Einhorn habe, das ihm sehr großen Schaden thue an Fischen und Leuten; dasselbe solle er doch auch noch fangen, und so er dieses vollbringe, wolle der König ihm die Tochter geben. Der gute Schneider war auch das zufrieden, nahm einen Strick, ging hin zu jenem Walde, allwo das wilde Einhorn hauste, und befahl seinen Zugeordneten, draußen vor dem Walde zu warten, er wolle allein hineingehen und allein die That bestehen, wie er die gegen die zwei Riesen auch allein und ohne andere Hülfe bestanden. Als der Schneider eine Weile im Walde umher spaziert war, ersieht er das Einhorn, das gegen ihn daher rennt mit vorgestrecktem Horn und will ihn umbringen. Er aber war nicht unbehende, wartete, bis das Einhorn gar nahe an ihn herankam, und als es nahe bei ihm war, schlüpfte er rasch hinter den Baum, neben dem er zu allernächst stand, und da lief das Einhorn, das im vollen Rennen war und sich nicht mehr wenden konnte, mit aller Hast gegen den Baum, daß es ihn mit seinem spitzen Horn fast durch und durch stieß, und das Horn unverwandt darin stecken blieb. Da trat der Schneider, als er das Einhorn am Baume fest zappeln sah, hervor, schlang ihm den mitgenommenen Strick um den Hals, band es an den Baum vollends fest, ging heraus zu seinen Jagdgesellen, und zeigte ihnen seinen Sieg über das wilde Einhorn an. Darauf ging das Schneiderlein zum Könige, that demütiglich Meldung von der glücklichen Erfüllung des königlichen Wunsches, und erinnerte bescheidentlich an das königliche zweimalige Versprechen. Darob ward der König über die Maßen traurig, wußte nicht, was zu thun sei, da der Schneider der Tochter begehrte, die er doch nicht haben sollte. Und begehrte noch eins an den Kriegsmann. Dieser solle nämlich auch das grausame Wildschwein, das in einem dritten Walde lief und alles verwüste, einfahen und so er auch dieses vollbringe, dann wolle der König ihm die Tochter ohne allen Verzug geben, wolle ihm auch seine ganze Jägerei zu Hülfe beiordnen.

Der Schneider zog, nicht ganz sonderlich erbaut von des Königs abermaligem Begehren, mit seinen Gesellen zum Walde hinaus, und

befahl ihnen, als der Forst erreicht war, draußen zu bleiben. Des waren die Jäger gar herzlich froh und zufrieden, denn das Wildschwein hatte sie schon öfter dermaßen empfangen, daß ihrer viele das Wiederkommen auf immer vergessen hatten, und sie alle nicht mehr begehrten, ihm nachzustellen; dankten daher dem Schneider sehr aufrichtig, daß er sich allein in die Fahrnis wage und sie in Numero Sicher dahinten lasse. Der Schneider war noch nicht lange in den Wald getreten, so wurde das Wildschwein seiner ansichtig, und stürzte auf ihn zu mit schäumendem Rachen und wetzenden Hauern, und wollte ihn gleich zu Boden rennen, sodaß sein Herz erzitterte und er sich schnell nach Rettung umsah. Da stand zum Glück eine alte verfallene Kapelle in dem Walde, darin man vor Zeiten Ablaß geholt, und da der Schneider nahe dabei stand, und die Kapelle ersah, sprang er mit einem Satz hinein, aber auch der Thüre gegenüber mit einem Luftsprunge durch ein Fenster, darin keine Scheiben mehr waren, wieder heraus, und alsbald folgte ihm die Wildsau, die nun in der Kapelle rumorte; der Schneider aber lief flugs um das Häuslein herum, wischte vor an die Thüre, warf sie eilends zu, und versperrte so das grausame Gewild in das Kirchlein, ging dann hin zu den Jagdgesellen, zeigte ihnen seine That an; die kamen hin, befanden die Sache also wahr und richtig, und ritten heim mit großer Verwunderung, dem Könige Bericht erstattend. Ob nun die Nachricht vom abermaligen glückhaften Sieg des heldenhaften Kriegsmannes den König mehr froh oder mehr traurig gemacht, das mag ein jeglicher, selbst mit geringem Verstand, leichtlich ermessen, denn der König mußte nun dem Schneider die Tochter geben, oder fürchten, daß dieser seine Heldenkraft, davon er drei so erstaunliche Proben gegeben, gegen ihn selber wenden dürfte. Doch ist wohl zweifelsohne, hätte der König vollends gewußt, daß der Held ein Schneider wäre, so hätte er ihm lieber einen Strick zum Aufhenken, denn seine Tochter geschenkt. Ob nun aber der König einem Manne ohne Herkunft und ohne Geburt, außer der von seiner Mutter, seine Tochter mit kleiner oder mit großer Bekümmernis, gern oder ungern, gebe, danach fragte Schneiderlein gar wenig oder gar nicht, genug er war stolz und froh, des Königs Tochtermann geworden zu sein. Also wurde die Hochzeit nicht mit all zu großer Freudigkeit von königlicher

Seite begangen, und aus einem Schneider war ein Königseidam geworden, ja ein König.

Als eine kleine Zeit vergangen war, hörte die junge Königin, wie ihr Herr und Gemahl im Schlafe redete, und vernahm deutlich die Worte: „Knecht, mache mir das Wams — flicke mir die Hosen — spute Dich — oder ich — schlage Dir das Ellenmaß über die Ohren!“ Das kam der jungen Königsgemahlin sehr verwunderlich vor, merkte schier, daß ihr Gemahl ein Schneider sei, zeigte das ihrem Herrn und Vater an, und bat ihn, er möge ihr doch von diesem Manne helfen. Solche Rede durchschnitt des Königs Herz, daß er habe seine einzige Tochter einem Schneider antrauen müssen, tröstete sie auf das beste und sagte, sie solle nur in der künftigen Nacht die Schlafkammer öffnen, so sollten vor der Thür etliche Diener stehen, und wenn sie wieder solche Worte vernähmen, sollten diese Diener hinein gehen und den Mann geradezu umbringen. Das ließ sich die junge Frau gefallen und verhieß also zu thun. Nun hatte der König aber einen Waffenträger am Hofe, der war dem Schneider hold, und hatte des Königs untreue Rede gehört, verfügte sich daher eilend zu dem jungen Könige und eröffnete ihm das schwere Urteil, das über ihn soeben jetzt ergangen und gefällt war, und bat ihn, er möge seines Leibes sich nach besten Kräften wehren. Dem sagte der Schneider-König ob seines Warnens großen Dank, und er wisse wohl, was in dieser Sache zu thun sei. Wie nun die Nacht gekommen war, begab sich zu gewohnter Zeit der junge König mit seiner Gemahlin zur Ruhe und that bald, als ob er schliefe. Da stand die Frau heimlich auf und öffnete die Thür, worauf sie sich wieder ganz still niederlegte. Nach einer Weile begann der junge König wie im Schlafe zu reden, aber mit heller Stimme, daß die draußen vor der Kammer es wohl hören könnten: „Knecht, mache mir die Hosen — bletze mir — das Wams, oder ich will Dir das Ellenmaß über die Ohren schlagen. Ich — hab Sieben auf einen Streich — tot geschlagen — zwei Riesen hab ich — tot geschlagen — das Einhorn hab ich gefangen — die Wildsau hab ich auch gefangen — sollt ich die fürchten — die draußen vor der Kammer stehen?“

Als die vor der Kammer solche Worte vernahmen, so flohen sie

nicht anders, als jagten sie tausend Teufel, und keiner wollte der sein, der sich an den Schneider wagte. Und so war und blieb das tapfere Schneiderlein ein König all sein Lebtag und bis an sein Ende.

Geschichte von der Waldkirmes.

Riecht Ihr nichts? Mir ist's vor der Nase, als ob der Kuchen schon fertig sein müsse. Und vor den Ohren klingt mir's, als ob die Frau Kirmesmutter schon mit den Kaffeetassen klirrte! Doch mag's auch sein, ich muß meine Geschichte weiter vorne anfangen.

War da einmal ein schöner, grüner Wald. In dem Walde, tief drinnen, wo die lärmenden Menschen selten hinkamen, sah man unter einer dicken Buche ein weites Loch in dem Erdboden. Dieses Loch, mit blühendem Moose, glänzendem Preiselsbeerkraut und duftendem Waldmeister eingefaßt, führte in eine geräumige Familienwohnung, mit vielen frischen Zimmern und Kämmerchen und andern Räumlichkeiten. Fragte man nun etwa einen Maulwurf: „He, Kleiner, wer wohnt denn hier in Numero 0?" so sagte er: „Da wohnt der reiche Dachs Tuppnas mit seiner Frau Dächsin, der Quirline."

Eines schönen Tages (oder auch nicht ganz schön, es nieselte ein wenig) kam Tuppnas vom nächsten Dorfe nach Hause. „Liebe Quirline," rief er seiner Frau, noch unter dem Eingange stehend, entgegen, „heute habe ich was gesehen, was mir sehr gefallen hat."

„Da hat's gewiß was zu essen und zu trinken dabei gegeben," entgegnete die Dächsin, „sonst hätte es Dich nicht so entzückt. Da kenne ich schon Deine Natur!"

„Quirline," sagte Tuppnas, „Du bist doch fürchterlich gescheit, hättest sollen ein Doktor oder wenigstens ein Dorfbarbier werden! Ja, Du hast's erraten. Feierten sie heute da drüben in Runkeldunkelmunkelsdorf, oder

wie das Nest hieß, Kirmes. Jedes Haus, vom Nachtwächter bis zum reichsten Bauer, hatte Kuchen gebacken und seine guten Freunde eingeladen. Beim Schulzen gab's sogar Karpfen, Zickelbraten und Kalbsstoß. In der Schenke wurde gegeigt und gefiedelt, getrommelt und gepfiffen, getanzt und gejodelt, daß die Fenster klirrten. Ich konnte zwar nicht lange hinhorchen, aber es kam mir gleich so närrisch in die Hinterbeine, daß ich nicht anders konnte, ich mußte dreimal um den Bienenstock herum tanzen."

„Nun, wenn Dir dieses ländliche Fest gar solche entsetzliche Freude gemacht hat, könnten wir ja in unserm Walde auch einmal eine Kirmes feiern. So gut jede kleine Stadt und jedes Dorf Kirmes hat, wo alle Vettern und Onkel, Muhmen und Tanten, und noch viel weitläuftigere Freundschaften zusammen kommen, um einmal recht nach Noten zu schmausen und sich den Bauch mit Kaffee und Kuchen vollzumudeln, kann auch einmal im Walde Kirmes sein. Gute Freunde haben wir genug und Kuchen kann ich backen, Tuppnas, sollst Deine Freude und Wonne dran haben!"

„Herzensherzens-Quirlinchen! Laß Dich umarmen! Du sprichst mir aus der Seele! Ja, wir machen eine Waldkirmes, eine Waldkirmes! Backe los! Backe los! Schone mir nur ja die Rosinen und den Zucker und die Mandeln nicht. Die großen Rosinen können auf einander sitzen, wie die Heringe, desto besser. Du weißt, ich liebe das, goldenes Quirlinchen! Na und ich, ich will gleich anfangen zu schlachten. Ich sage Dir, Quirlinchen, ich schlachte alles, was mir unter die Hände kommt, und wenn's Maikäfer sind. Maikäfersuppe, ei, prosit Mahlzeit! Was Feines, das!"

„Aber, sag' mal, liebes Männchen, wen laden wir denn eigentlich zu dem Kirmesschmause ein?"

„Natürlich unsere ganze Freundschaft und alle meine sonstigen Bekannten. Nur einer soll kein Wort davon erfahren. Er ist zwar ein naher Vetter von uns, aber er hat mich neulich grausam beleidigt. Er hat gesagt, ich würde mit meiner Gefräßigkeit auch auf keinen grünen Zweig kommen, und solche — damit meinte er natürlich mich, denke Dir nur, Quirlinchen! — wären ihm ein Dorn im Auge, die nur lebten, um zu essen und zu trinken."

„Aha, das kann ich mir leicht denken, wen Du damit meinst; gewiß den Vetter Fuchs. Da bin ich ganz Deiner Ansicht, lieber Tuppnas. Nein, der Fuchs wird nicht eingeladen. Weißt Du, er ist mir auch im ganzen zu arm, man muß sich beinahe schämen, wenn er einem in seinem einfachen Kittel begegnet und „guten Tag, Frau Muhme" spricht. Na und seine Frau erst, was würde sie denn anzuziehen haben? In einem dünnen Fähnchen würde sie erscheinen, und da müßte man sich wieder schämen, daß man sie Frau Muhme zu titulieren hätte. Nein, Fuchsens laden wir nicht ein."

Wir lassen jetzt die Quirline backen und den Tuppnas schlachten. Wir lassen in der Dachswohnung fegen und scheuern, die Messer schleifen und die Leuchter putzen. Gehen wir aber einen Sprung zum Vetter Fuchs und sehen, wie es ihm geht. Müßt Euch freilich ein wenig bücken, Ihr Kinder, denn für uns hochbeinige Menschen hat er seine Hausthür nicht eingerichtet.

„Poch! Poch!" (Ja, das Anklopfen darf man auch bei den Ärmsten nicht vergessen.) Hörtet Ihr? Es rief eine weibliche Stimme „herein!" Wir treten ein. Schade, Vetter Fuchs ist nicht zu Hause. „Mein Mann ist ausgegangen," sagt uns die Füchsin. „Er meinte, es liege ihm seit gestern etwas im Kragen, er müsse sich etwas zerstreuen. Weiß nicht, was er hat! Er saß so mürrisch da, wie zehn und eine halbe Meile böser Weg. Er muß irgend einen stillen Ärger haben."

Wir bedauern das und wünschen natürlich gute Besserung, sehen uns aber dabei ein wenig um. Ja, es sieht überall sehr ärmlich aus, aber nicht liederlich, sondern nett und reinlich.

Die Frau Füchsin meint, da wir großartige Menschen seien, müßten wir alles wissen, deshalb spricht sie: „Ich weiß gar nicht, ich habe seit gestern einen merkwürdig appetitlichen Geruch in die Nase bekommen. Es riecht im ganzen Walde nach lauter Rosinen, Mandeln, Citronat und frischem Braten. Was mag das nur sein? Dieser zauberische Duft hat meinen Appetit so unausstehlich gereizt, daß ich die Kaffeemühle anbeißen könnte."

Wir wissen, wo's herkommt, aber wir wollen der armen Frau keinen Ärger bereiten, denn das ist immer ein löblicher Grundsatz ge-

wesen: Wo man jemandem einen Dreier oder einen Ärger ersparen kann, soll man es thun.

„Darüber zerbrechen Sie sich den Kopf doch nicht, Frau Füchsin. Der liebliche Duft kommt wahrscheinlich von dem Waldmeister, von den Erdbeeren, von den jungen Kiefern- und Tannenknospen her. Es steht ja jetzt alles in schönster Blüte. Und Ihr Näschen hat vielleicht den Stockschnupfen ein wenig, daß es Ihnen nach Rosinen riecht. Oder schnupfen Sie vielleicht?"

„Was Sie denken! schnupfen? — Doch, da kommt mein Mann zurück. O weh! Er sieht mir mürrischer aus, als erst. Sie können immer dableiben, bitte, bitte, behalten Sie Platz!"

„Nun lieber Mann, bist ja schon wieder da? Siehst Du, wir haben Besuch."

„Das sehe ich. Aber ich bin wütend! Ich bin außer mir! Ich könnte aus der Haut fahren! In unsere ganze Freundschaft könnte ich hineinfahren und die ganze stolze Gesellschaft zum Walde hinausjagen!"

„Aber was giebt's denn? Was giebt's denn, liebes Männchen?"

„Was es giebt? Halte nur die Nase einen Augenblick zur Thür hinaus. Da wirst Du gleich riechen, was es giebt."

„J, das habe ich eben schon gerochen, Herzensmännchen! Wonach riecht's denn?"

„Nach Kuchen und Braten riecht's. Der ganze Wald schnuppert und schnappert nach dem fetten Dufte und freut sich auf morgen."

„Was ist denn morgen, los, Männchen?"

„Kirmes bei Tuppnasens drüben, bei unserm Vetter, dem ich schon tausend Gefälligkeiten erzeigt und schon manchen guten Rat gegeben habe."

„Nun, das ist ja ganz charmant, charmant! Da haben wir doch einen guten Tag zu hoffen, lieber Fuchs?"

„Nein! Das eben nicht. Es ist alles eingeladen, was Beine und Zähne hat, wir aber nicht. Sind wir ihm etwa zu schlecht? Ich platze noch vor Wut!"

„Ach, lieber Mann! Ja, es ist abscheulich von der Dachssippschaft! Aber ich wäre ein Kind des Todes, wenn Du mir zerplatztest!"

„Ich könnte den alten, gefräßigen Tuppnas vor Wut zerstampfen! Doch nein, das will ich nicht. Aber Rache will ich an ihm nehmen! Es ist schon alles abgemacht! So wird's und so soll's werden! Alle meine Freunde stehen mir bei! Der soll sich ärgern, daß er orangengelb wird!"

„Du machst mir bange, Männchen! Was soll denn geschehen?"

„Dafür laß uns sorgen. Aber richte Dich ein, übermorgen bekommen wir Gäste."

„Gäste? Gäste? Ich habe ja keine Kaffeebohne mehr im Hause! Was willst Du denn für einen Schmaus ausrichten?"

„Kirmes ist übermorgen bei uns, Kirmes! Gerade so, wie bei Tuppnasens. Ich habe schon alle Füchse im ganzen Walde eingeladen. Tuppnas hat sie alle beleidigt."

„Aber ich begreife Dich nicht, Männchen! Wo soll's nur herkommen?"

Und Ihr, lieben Kinder, begreift jedenfalls den zornigen Fuchs auch nicht, und ihn weiter zu fragen, dazu würde ich Euch nicht raten, denn er hat einmal seine böse Stunde. Darum ist es am besten, wir drücken uns auf französisch, d. h. ohne weiter viel Abschied zu nehmen und lassen Fuchs Fuchs sein.

Wir gehen direkt zu Tuppnasens. Wir brauchen nur dem Geruche nachzugehen, da kommen wir sicher hin.

Die Kuchen sind gebacken. Sie sind so dünn und so locker und oben darauf liegt eine so saftige Kruste von Sahne, Zucker und dergleichen, als hätte Quirline das Kuchenbacken in Paris gelernt. Der Braten ist auch gebraten (das klingt freilich schlecht, aber gekocht kann man doch nicht sagen, denn sonst wäre es eben kein Braten) und die Weinflaschen stehen bereits wie Grenadiere auf der langen, prächtig geschmückten Tafel. Tuppnas hat seinen allerallerbesten Frack angezogen und Quirline quirlt mit einem großmächtigen Bauschrocke im Zimmer umher. Man horcht, man lauscht, man guckt bald nach dieser, bald nach jener Waldgegend, ob die Gäste noch nicht bald kommen.

„Wird sich aber Vetter Fuchs ärgern", versetzt Tuppnas, „wenn er erfährt, was wir hier für eine fette Kirmes gefeiert haben!"

„Sündlich! Sündlich! Zum Schwarzwerden! Aber, liebes Männchen, 's ist mir doch etwas ungeheuerlich bei der Sache. Wenn nur der alte listige Vetter keine Rache nimmt!" erwiedert Quirline.

„Ach, was Rache! Was kann er uns denn anhaben? Verdirb Dir mit solchen Sorgen den Appetit nicht, liebes Kind! Iß und trink, ich werde Dir schon mit einem guten Beispiele vorangehen."

Schaut, da kommen die Gäste angerückt: Der Vetter Siebenschläfer, der Onkel Hase, der Schwager Igel, der Neffe Reh, der Herr Pate Iltis, der Cousin Eichhorn, der Gevatter Marder. Auch der Maulwurf stellt sich ein. Er gehört eigentlich nicht in die Freundschaft, aber der Dachs hat ihm vor drei Jahren einmal Pastinakwurzeln abgekauft und deshalb hat er ihn eingeladen.

Ferner erscheinen in größter Gala: Die Großtante Störchin, die Tante Gans, die Muhme Elster, die Nichte Rabin, das Cousinchen Kuckuck, die Frau Gevatter Nachteule, und noch viele andere.

Sie werden aufs freundlichste empfangen. Alle sind bei guter Laune und bei gutem Appetite. Tuppnas hält eine lange, aber stolperige Rede, warum er sie zu sich geladen habe und daß sie wollten eine recht vergnügte Kirmes feiern, er hätte da für einen kleinen Imbiß gesorgt u. s. w. Nun das wäre ja recht schön, sehr schön, außerordentlich schön von ihm, hieß es da, und deswegen wären sie nicht gekommen, um zu essen und zu trinken, sie freuten sich nur, daß einmal die ganze Freundschaft beisammen wäre, und was sie noch alles sagten.

Man fing an, sich zu gruppieren, man plauderte, scherzte, lachte und trieb allerhand Kurzweil. Daß der Fuchs nicht eingeladen worden, war allen gerade recht, sie wußten aber nicht, warum es ihnen gerade recht war. Um dem Dachse recht nach dem Maule zu reden, meinten einige, der Fuchs würde am Ende den ganzen Spaß verdorben haben.

Jetzt waren alle Speisen und Getränke aufgetragen und Tuppnas bat mit höchst komischen Kratzfüßen, die Herrschaften möchten an der Tafel Platz nehmen. Man folgte der Einladung. Wie freuten sich die leeren, hungrigen Magen auf die vollen Teller! Kaum aber klirrten die Löffel, so erscholl ein vielstimmiges Konzert aus der Nebenstube.

Tuppnas hatte also sogar für Musik gesorgt, und die Waldmusikanten Nachtigall, Finke, Rotkehlchen, Sprosser, Amsel, Zeisig u. s. w. für den Kirmesabend engagiert.

Ja, sogar die Kuchensänger, wie sie auf Kirmessen oft zum Überdruß häufig sind, stellten sich ein. Plötzlich nämlich ertönte Gesang vor der Thür. Vier blutarme Feldratten, in einem Anzuge, der aus dem Lumpensacke gestohlen sein mußte, graue Bettelsäcke auf dem Rücken, hatten sich aufgestellt und sangen mit wahren Froschkehlen folgendes Lied:

Wo wir eine Kirmes spüren,
Ziehn wir hin und musizieren,
Wünschen zu dem Kuchenschmaus
Guten Appetit ins Haus.

Doch, verehrte Frau'n am Tische
Bei dem Braten, bei dem Fische,
Singen macht den Magen leer,
Ach, uns hungert alle sehr.

Und Ihr Herren bei den Flaschen,
Könnten wir nur einmal naschen!
Fünf, sechs Gläser ist Euch Wurst,
Und wir haben großen Durst!

Laßt die armen Kuchensänger
Doch nicht hungern, dürsten länger!
Wir hab'n Korb und Säcke mit,
Gebt uns was, dann sind wir quitt.

Sie wurden reichlich beschenkt und sollten nur immer noch mehr und mehr singen. Sie sangen auch noch mancherlei, aber endlich stimmten die Kehlen doch gar nicht mehr recht rein zusammen, weil zu viel Wein hinunter gelaufen war. Aber desto mehr lachten die Gäste. —

Die Suppe und das erste Gericht, ich glaube es war Rosinensauce, — nein, nein, Reis war es, Reis, — waren verspeist. Eben wurde Fisch aufgetragen. Schon sein Duft setzte die Tischgäste in Entzücken! „Der soll schmecken!" dachten viele bei sich. Da auf ein-

mal — wie ein Blitz aus heiterm Himmel — brüllten draußen mehrere Stimmen aus vollem Halse: „Feuer! Feuer! Feuer!“

Höchst erschreckt wirft die ganze Gesellschaft Messer und Gabel hin und stürzt hinaus. „Wo denn? Wo brennt es denn?“ hieß es von allen Seiten.

„Der Wald brennt! Der Wald brennt!“ antwortete eine Stimme aus einiger Entfernung. „Rettet! rettet! sonst sind wir alle verloren!“

„Ja, wahrhaftig,“ versetzt Onkel Hase, „ich sehe ganz deutlich dort in der Ferne eine Flamme aufschlagen.“

„Ich auch! Ich auch!“ rufen andere. „Auf! auf! Jetzt ist das Feuer noch zu löschen!“

„Aber der Fisch, der schöne Fisch!“ jammert der Storch, die Großtante.

„Hilft nichts,“ entgegnete der Vetter Siebenschläfer. „Laßt jetzt Fisch Fisch sein! Hier müssen wir alle eilen und Hand anlegen. In zehn Minuten ist das Feuer ausgeschlagen, dann schmeckt der Fisch desto besser!“

Und alle stürzten über Hals und Kopf dem Feuer zu. Kaum aber war das Haus leer, so huschte Vetter Fuchs mit zehn seiner Freunde, die sich alle mit Töpfen, Schüsseln, Körben und Säcken versehen hatten, hinein. Im Nu waren alle Speisen vom Tische und aus der Küche, sämtlicher Kuchen und aller Wein eingepackt, und fort ging's damit, durch dick und dünn, nach der Fuchswohnung.

Die geängstigten Kirmesgäste merkten bald, woran sie waren. Erstens sahen sie, als sie zu dem Feuer kamen, daß das gar kein Waldbrand war, sondern daß nur ein Häuflein dürrer Äste brannte, das auf einem breiten Steine, also an gar keinem gefährlichen Orte, lag. Und zweitens, als sie wieder in die Kirmesstube traten, merkten sie etwas ganz Sonderbares! Tisch und Küche? Alles leer! Schüsseln und Teller? Alles leer! Die Gläser? Alle leer! Welch ein Staunen! Welch ein Schreck! Tuppnas stand ganz wie versteinert dort, gleich einer Bildsäule. Niemand vermochte das Rätsel zu lösen. Nur darüber waren sie alle einig, daß jetzt die Kirmes aus war. Was blieb den Gästen weiter übrig? Einer nach dem andern griff nach Hut und

Stock, nahm seine Gattin (wer eine hatte) an den Arm und empfahl sich mit rührenden Beileidsversicherungen. Tuppnas aber und Quirline standen noch lange und sahen mit Blicken voller Verzweiflung die leeren Teller und Schüsseln an.

Endlich aber schoß der scharfsinnigen Quirline das Blatt. „Tuppnas", sagte sie, „Tuppnas, ich gebe keinen Heller darum, der Vetter Fuchs hat uns den tollen Streich gespielt."

Im Walde giebt's natürlich weder eine Polizei, die sie gleich hätten hinschicken können, noch einen Staatsanwalt, der den Fuchs verurteilt, noch einen Galgen, an dem man ihn hätte aufhängen können.

Aber den nächsten Tag war Kirmes bei dem Vetter Fuchs, wo alle Füchse zu Gaste saßen und wo sie kein Waldbrand störte. Und hatte auch der Fisch und der Braten gewärmt werden müssen, er mundete doch der lustigen Fuchsgesellschaft vortrefflich.

Daumesdick.

Es war ein armer Bauersmann, der saß abends beim Herd und schürte das Feuer, und die Frau saß und spann. Da sprach er: „Wie ist's so traurig, daß wir keine Kinder haben! Es ist so still bei uns, und in den anderen Häusern geht's so laut und lustig her." „Ja," antwortete die Frau und seufzte, „wenn's nur ein einziges wäre, und wenn's auch ganz klein wäre, nur Daumens groß, so wollt ich schon zufrieden sein; wir hätten's doch von Herzen lieb." Nun geschah es, daß die Frau kränklich ward und dann ein Kind bekam, das zwar an allen Gliedern vollkommen, aber nicht länger als ein Daumen war. Da sprachen sie: „Es ist, wie wir es gewünscht haben, und es soll unser liebes Kind sein," und nannten es nach seiner Gestalt Daumesdick. Sie ließen's nicht an Nahrung fehlen, aber das

Kind ward nicht größer, sondern blieb, wie es in der ersten Stunde gewesen war; doch schaute es verständig aus den Augen und zeigte sich bald als ein kluges und behendes Ding, dem alles glückte, was es anfing.

Der Bauer machte sich einmal fertig in den Wald zu gehen und Holz zu fällen; da sprach er so vor sich hin: „Nun wollt ich, das einer da wäre, der mir den Wagen nachbrächte.“ „O Vater,“ rief Daumesdick, „den Wagen will ich schon bringen, verlaßt Euch drauf, er soll zur bestimmten Zeit im Walde sein.“ Da lachte der Mann und sprach: „Wie sollte das zugehen? Du bist viel zu klein, um das Pferd mit dem Zügel zu leiten.“ „Das thut nichts, Vater, wenn nur die Mutter anspannen will, ich setze mich dem Pferd ins Ohr und rufe ihm zu, wie es gehen soll.“ „Nun,“ antwortete der Vater, „einmal wollen wir's versuchen.“ Als die Stunde kam, spannte die Mutter an und setzte den Daumesdick dem Pferd ins Ohr; darauf rief der Kleine, wie das Pferd gehen sollte, „jüh und joh! hott und har!“ Da ging es ganz ordentlich als wie bei einem Meister, und der Wagen fuhr den rechten Weg nach dem Walde. Es trug sich zu, als er eben um eine Ecke bog, und der Kleine „har, har!“ rief, daß zwei fremde Männer daher kamen. „Nein,“ sprach der eine, „was ist das? Da fährt ein Wagen, und ein Fuhrmann ruft dem Pferde zu und ist doch nicht zu sehen.“ „Das geht nicht mit rechten Dingen zu,“ sagte der andere, „wir wollen dem Karren folgen und sehen, wo er anhält.“ Der Wagen aber fuhr vollends in den Wald hinein und richtig zu dem Platze, wo das Holz gehauen ward. Als Daumesdick seinen Vater erblickte, rief er ihm zu: „Siehst Du, Vater, da bin ich mit dem Wagen, nun hol mich herunter.“ Der Vater faßte das Pferd mit der Linken und holte mit der Rechten sein Söhnlein aus dem Ohr, das sich ganz lustig auf einen Strohhalm niedersetzte. Als die beiden fremden Männer den Daumesdick erblickten, wußten sie nicht, was sie vor Verwunderung sagen sollten. Da nahm der eine den andern beiseite und sprach: „Hör, der kleine Kerl könnte unser Glück machen, wenn wir ihn in einer großen Stadt für Geld sehen ließen; wir wollen ihn kaufen.“ Sie gingen zu dem Bauer und sprachen: „Verkauft uns den kleinen Mann, er soll's gut bei uns haben.“ „Nein,“

antwortete der Vater, „es ist mein Herzblatt und ist mir für alles Gold in der Welt nicht feil.“ Daumesdick aber, als er von dem Handel hörte, kroch an den Rockfalten seines Vaters hinauf, stellte sich ihm auf die Schulter und sagte ihm ins Ohr: „Vater, gieb mich nur hin, ich will schon wieder zu Dir kommen.“ Da gab ihn der Vater für ein schönes Stück Geld den beiden Männern hin. „Wo willst Du sitzen?“ sprachen sie zu ihm. „Ach, setzt mich nur auf den Rand von Eurem Hut, da kann ich auf und ab spazieren und die Gegend betrachten und falle doch nicht hinunter.“ Sie thaten ihm den Willen, und als Daumesdick Abschied von seinem Vater genommen hatte, machten sie sich mit ihm fort. So gingen sie, bis es dämmerig ward, da sprach der Kleine: „Hebt mich einmal herunter, es ist nötig.“ „Bleib nur droben,“ sprach der Mann, auf dessen Kopf er saß, „ich will mir nichts draus machen, die Vögel lassen mir auch manchmal was drauf fallen.“ „Nein,“ sprach Daumesdick, „ich weiß auch, was sich schickt, hebt mich nur geschwind herab.“ Der Mann nahm den Hut ab und setzte den Kleinen auf einen Acker am Weg, da sprang und kroch er ein wenig zwischen den Schollen hin und her und schlüpfte dann auf einmal in ein Mausloch, das er sich ausgesucht hatte. „Guten Abend, Ihr Herren, geht nur ohne mich heim,“ rief er ihnen zu und lachte sie aus. Sie liefen herbei und stachen mit Stöcken in das Mausloch, aber das war vergebliche Mühe, Daumesdick kroch immer weiter zurück; und da es bald ganz dunkel ward, so mußten sie mit Ärger und mit leerem Beutel wieder heim wandern.

Als Daumesdick merkte, daß sie fort waren, kroch er aus dem unterirdischen Gang wieder hervor. „Es ist hier auf dem Acker in der Finsternis so gefährlich gehen,“ sprach er, „wie leicht bricht einer Hals und Bein!“ Zum Glück stieß er an ein leeres Schneckenhaus. „Gottlob,“ sagte er, „da kann ich die Nacht sicher zubringen, und setzte sich hinein. Nicht lang, als er eben einschlafen wollte, so hörte er zwei Männer vorüber gehen, davon sprach der eine: „Wie wir's nur anfangen, um dem reichen Pfarrer sein Geld und sein Silber zu holen?“ „Das könnt ich Dir sagen,“ rief Daumesdick dazwischen. „Was war das?“ sprach der eine Dieb erschrocken, „ich hörte jemand sprechen.“ Sie blieben stehen und horchten, da sprach Daumesdick

wieder: „Nehmt mich mit, so will ich Euch helfen.“ „Wo bist Du denn?“ „Suchet nur hier auf der Erde und merkt, wo die Stimme herkommt,“ antwortete er. Da fanden ihn endlich die Diebe und hoben ihn in die Höhe. „Du kleiner Wicht, wie willst Du uns helfen?“ sprachen sie. „Seht,“ antwortete er, „ich krieche zwischen den Eisenstäben in die Kammer des Pfarrers hinein und reiche Euch heraus, was Ihr haben wollt.“ „Wohlan,“ sagten sie, „wir wollen sehen, was Du kannst.“ Als sie zu dem Pfarrhaus kamen, kroch Daumesdick in die Kammer, schrie aber gleich aus Leibeskräften: „Wollt Ihr alles haben, was hier ist?“ Die Diebe erschraken und sagten: „So sprich doch leise, damit niemand aufwacht.“ Aber Daumesdick that, als hätte er sie nicht verstanden und schrie von neuem: „Was wollt Ihr? Wollt Ihr alles haben, was hier ist?“ Das hörte die Köchin, die in der Stube daran schlief, richtete sich im Bette auf und horchte. Die Diebe aber waren vor Schrecken ein Stück Wegs zurückgelaufen, endlich faßten sie wieder Mut, dachten: „Der kleine Kerl will uns necken,“ kamen zurück und flüsterten ihm hinein: „Nun mach Ernst und reich uns etwas heraus.“ Da schrie Daumesdick noch einmal, so laut er konnte: „Ich will Euch ja alles geben, reicht nur die Hände herein.“ Das hörte die horchende Magd ganz deutlich, sprang aus dem Bett und stolperte zur Thür herein. Die Diebe liefen fort und rannten, als wäre der wilde Jäger hinter ihnen; die Magd aber, als sie nichts bemerken konnte, ging ein Licht anzuzünden. Wie sie damit herbeikam, machte sich Daumesdick, ohne daß er gesehen wurde, hinaus in die Scheune; die Magd aber, nachdem sie alle Winkel durchgesucht und nichts gefunden hatte, legte sich endlich wieder zu Bett und glaubte, sie hätte mit offenen Augen und Ohren doch nur geträumt.

Daumesdick war in den Heuhälmchen herumgeklettert und hatte einen schönen Platz zum Schlafen gefunden; da wollte er sich ausruhen, bis es Tag wäre, und dann zu seinen Eltern wieder heimgehen. Aber er mußte andere Dinge erfahren! Ja, es giebt viel Trübsal und Not auf der Welt! Die Magd stieg, wie gewöhnlich, als der Tag graute, schon aus dem Bett und wollte das Vieh füttern. Ihr erster Gang war in die Scheune, wo sie einen Arm voll Heu packte und gerade dasjenige, worin der arme Daumesdick lag und

schlief. Er schlief aber so fest, daß er nichts gewahr ward, auch nicht eher aufwachte, als bis er in dem Maul der Kuh war, die ihn mit dem Heu aufgerafft hatte. „Ach Gott," rief er, „wie bin ich in die Walkmühle geraten!" merkte aber bald, wo er war. Da hieß es aufpassen, daß er nicht zwischen die Zähne kam und zermalmt ward, aber er mußte doch mit in den Magen hinabrutschen. „In dem Stübchen sind die Fenster vergessen," sprach er, „und scheint keine Sonne hinein; ein Licht wird gar nicht zu haben sein!" Überhaupt gefiel ihm das Quartier schlecht, und was das schlimmste war, es kam immer mehr neues Heu zur Thür herein und der Platz ward immer enger. Da rief er endlich in der Angst, so laut er konnte: „Bringt mir kein frisch Futter mehr, bringt mir kein frisch Futter mehr." Die Magd melkte gerade die Kuh, und als sie sprechen hörte, ohne jemand zu sehen, und es dieselbe Stimme war, die sie auch in der Nacht gehört hatte, erschrak sie so, daß sie von ihrem Stühlchen herabglitschte und die Milch verschüttete. Sie lief in der größten Hast zu ihrem Herrn und rief: „Ach Gott, Herr Pfarrer, die Kuh hat geredet." „Du bist verrückt," antwortete der Pfarrer, ging aber doch selbst in den Stall nachzusehen, was vor wäre. Aber kaum hatte er den Fuß hineingesetzt, so rief Daumesdick eben aufs neue: „Bringt mir kein frisch Futter mehr, bringt mir kein frisch Futter mehr." Da erschrak der Pfarrer selbst, meinte, es wäre ein böser Geist und hieß die Kuh töten. Nun ward sie geschlachtet, der Magen aber, worin Daumesdick steckte, ward auf den Mist geworfen. Daumesdick suchte sich hindurch zu arbeiten und hatte große Mühe damit, doch endlich brachte er es so weit, daß er Platz bekam, aber, als er eben sein Haupt herausstecken wollte, kam ein neues Unglück. Ein hungriger Wolf sprang vorbei und verschlang den ganzen Magen mit einem Schluck. Daumesdick verlor den Mut nicht; „vielleicht," dachte er „läßt der Wolf mit sich reden," und rief ihm aus dem Wanste zu: „Lieber Wolf, ich weiß Dir einen herrlichen Fraß." „Wo ist der zu holen?" sprach der Wolf. „In dem und dem Haus, da mußt du durch die Gosse hinein kriechen und wirst Kuchen, Speck und Wurst finden, so viel Du essen willst," und beschrieb ihm genau seines Vaters Haus. Der Wolf ließ sich das nicht zweimal sagen, drängte sich in der Nacht

zur Gosse hinein und fraß in der Vorratskammer nach Herzenslust. Als er satt war, wollte er wieder fort, aber er war so dick geworden, daß er denselben Weg nicht wieder hinaus konnte. Darauf hatte Daumesdick gerechnet und fing nun an in dem Leib des Wolfs einen gewaltigen Lärm zu machen, tobte und schrie, was er konnte. „Willst Du stille sein," sprach der Wolf, „Du weckst die Leute auf." „Ei was," antwortete der Kleine, „Du hast Dich satt gefressen, ich will mich auch lustig machen," und fing von neuem an aus allen Kräften zu schreien. Davon erwachte endlich sein Vater und seine Mutter, liefen an die Kammer und schauten durch die Spalte hinein. Wie sie sahen, daß ein Wolf darin hauste, liefen sie davon, und der Mann holte die Axt, und die Frau die Sense. „Bleib dahinten," sprach der Mann, als sie in die Kammer traten, „wenn ich ihm einen Schlag gegeben habe und er davon noch nicht tot ist, so mußt Du auf ihn einhauen und ihm den Leib zerschneiden." Da hörte Daumesdick die Stimme seines Vaters und rief: „Lieber Vater, ich bin hier, ich stecke im Leibe des Wolfs." Da sprach der Vater voll Freuden: „Gottlob, unser liebes Kind hat sich wieder gefunden," und hieß die Frau die Sense wegthun, damit Daumesdick nicht beschädigt würde. Darnach holte er aus und schlug dem Wolf einen Schlag auf den Kopf, daß er tot niederstürzte; dann suchten sie Messer und Schere, schnitten ihm den Leib auf und zogen den Kleinen wieder hervor. „Ach," sprach der Vater: „Was haben wir für Sorge um Dich ausgestanden!" „Ja, Vater, ich bin viel in der Welt herumgekommen; gottlob, daß ich wieder frische Luft schöpfe!" „Wo bist Du denn all gewesen?" „Ach Vater, ich war in einem Mauseloch, in einer Kuh Bauch und in eines Wolfes Wanst; nun bleib ich bei Euch." „Und wir verkaufen Dich um alle Reichtümer der Welt nicht wieder." Da herzten und küßten sie ihren lieben Daumesdick, gaben ihm zu essen und trinken und ließen ihm neue Kleider machen, denn die seinigen waren ihm auf der Reise ganz und gar verdorben.

Die Geschichte vom Nußknacker.

Zwei Knaben hatten im Walde Haselnüsse gepflückt, saßen unter den Stauden und wollten dieselben essen; aber keiner hatte sein Messerlein bei sich, und mit den Zähnen konnten sie sie nicht aufbeißen. Da jammerten sie sehr und sagten: „Ach, käme doch nur jemand, der uns unsere Nüsse aufknacken wollte!“ Kaum gesagt, so kam ein kleines Männlein durch den Wald einhergegangen. Aber wie sah das Männlein aus? Es hatte einen großen, großen Kopf, an dem ein langer, steifer Zopf bis an die Fersen herabhing, eine goldene Mütze, ein rotes Kleid und gelbes Höslein. Indem es nun so einher trippelte, brummte es das Lied:

„Heiß, heiß,
Beiß, beiß,
Geh' gern in den grünen Wald,
Wann die Nuß vom Strauche fallt;
Mach's dem lustigen Eichhorn nach,
Knack' und nag' den ganzen Tag!“

Die Knaben mußten sich schier zu Tode lachen über den kleinen drolligen Burschen, den sie für ein Waldzwerglein hielten. Sie riefen ihm zu: „Wenn Du Nüsse knacken willst, so komm her und knacke uns diese auf, damit wir sie essen können!“ — Da brummte das Männlein in seinen langen, weißen Bart:

„Hänschen heiß ich,
Nüsse beiß ich;
Hab' ich aber mich beflissen,
Euch ein Dutzend aufgebissen,
Gebt mir zum Lohn
Ein paar davon!“

„Ja, ja!“ schrieen die Buben, „Du kannst mitessen, knacke nur fleißig auf.“

Das Männlein stellte sich zu ihnen hin — denn am Sitzen hinderte es sein Zopf — und sprach:

„Hebet auf den langen Zopf,
Schiebt die Nuß in meinen Kropf,
Drücket nieder, eins, zwei, drei!
Schnell ist jede Nuß entzwei."

Also thaten sie, und hörte das Lachen nicht auf, wenn sie den Kleinen immer beim Zopfe nehmen mußten und nach jedem tüchtigen Knack die Nuß aus dem Maule sprang. Bald waren alle Nüsse aufgebissen, und das Männlein brummte:

„Heiß, heiß,
Beiß, beiß,
Will meinen Lohn
Nun auch davon!

Der eine der Knaben wollte nun dem Männlein den versprochenen Lohn spenden, der andere aber, ein böser Bube, hinderte ihn daran, indem er sprach: „Warum willst Du dem Bürschlein von unsern Nüssen geben? Wir wollen sie allein essen. Geh nur fort jetzt, Nußbeißer, und suche Dir Deine Nüsse selbst!"

Da ward das Nußbeißerlein gewaltig erzürnt und brummte:

„Giebst Du mir keine Nuß,
So machst Du mir Verdruß;
Ich nehme Dich beim Schopf
Und beiß Dir ab den Kopf!"

Da lachte der böse Bube und sagte: „Du mir den Kopf abbeißen? Mache lieber, daß Du fortkommst, sonst laß ich Dich mein Haßelnußstaudengertlein fühlen!" Zugleich drohte er mit seinem Stöcklein. Der Nußknacker wurde ganz rot vor Zorn, hob sich mit einem Händchen den Zopf auf und schnappte wie ein Fisch im Wasser, und „Knack" — der Kopf war weg. — Das ist die Geschichte von dem ersten Nußknacker. Habt wohl acht, Kinder, daß Euch die Köpfe oder

wenigstens die Fingerlein nicht abgebissen werden; denn wie ihr Urahnherr, so machen auch die Enkel und Urenkel des Nußknackergeschlechtes mit bösen Kindern nicht lange Federlesens!

Das Rotkäppchen.

Es war einmal ein gar allerliebstes, niedliches Ding von einem Mädchen, das hatte eine Mutter und eine Großmutter, die waren gar gut und hatten das kleine Ding so lieb. Die Großmutter absonderlich, die wußte gar nicht wie gut sie's mit dem Enkelchen meinen sollte, schenkte ihm immer dies und das und hatte ihm auch ein feines Käppchen von rotem Sammet geschenkt, das stand dem Kind so überaus hübsch, und das wußte auch das kleine Mädchen und wollte nichts Andres mehr tragen, und darum hieß es bei alt und jung nur das Rotkäppchen. Mutter und Großmutter wohnten aber nicht beisammen in einem Häuschen, sondern eine halbe Stunde von einander, und zwischen den beiden Häusern lag ein Wald. Da sprach eines Morgens die Mutter zum Rotkäppchen: „Liebes Rotkäppchen, Großmutter ist schwach und krank geworden, und kann nicht zu uns kommen. Ich habe Kuchen gebacken, geh und bringe Großmutter von dem Kuchen und auch eine Flasche Wein, und grüße sie recht schön von mir, und sei recht vorsichtig, daß Du nicht fällst, und etwa die Flasche zerbrichst, sonst hätte die kranke Großmutter nichts. Laufe nicht im Walde herum, bleibe hübsch auf dem Wege, und bleibe auch nicht zu lange aus."

„Das will ich alles so machen wie Du befiehlst, liebe Mutter," antwortete Rotkäppchen, band ihr Schürzchen um, nahm einen leichten Korb, in den es die Flasche und den Kuchen von der Mutter legen ließ, und ging fröhlichen Schrittes in den Wald hinein. Wie es so völlig arglos dahin wandelte, kam ein Wolf daher. Das gute Kind kannte noch keine Wölfe und hatte keine Furcht. Als der Wolf näher

kam, sagte er: „Guten Tag Rotkäppchen!“ — „Schönen Dank, Herr Graubart!“ — „Wo soll es denn hingehen so in aller Frühe, mein liebes Rotkäppchen?“ fragte der Wolf. „Zur alten Großmutter, die nicht wohl ist!“ antwortete Rotkäppchen. „Was willst Du denn dort machen? Du willst ihr wohl was bringen?“ — „Ei freilich, wir haben Kuchen gebacken, und Mutter hat mir auch Wein mitgegeben, den soll sie trinken, damit sie wieder stark wird.“

„Sage mir doch noch, mein liebes charmantes Rotkäppchen, wo wohnt denn Deine Großmutter? Ich möchte wohl einmal, wenn ich an ihrem Hause vorbeikomme, ihr meine Hochachtung an den Tag legen,“ fragte der Wolf.

„Ei gar nicht weit von hier, ein Viertelstündchen, da steht ja das Häuschen gleich am Walde, Ihr müßt ja daran vorbeigekommen sein. Es stehen Eichenbäume dahinter und im Gartenzaun wachsen Haselnüsse!“ plauderte das Rotkäppchen.

„O Du allerliebstes, appetitliches Haselnüßchen Du“ — dachte bei sich der falsche böse Wolf. „Dich muß ich knacken, das ist einmal ein süßer Kern.“ — Und that als wolle er Rotkäppchen noch ein Stückchen begleiten, und sagte zu ihm: „Sieh nur, wie da drüben und dort drüben so schöne Blumen stehen, und horch nur, wie allerliebst die Vögel singen! Ja es ist sehr schön im Walde, sehr schön, und wachsen so gute Kräuter darin, Heilkräuter, mein liebes Rotkäppchen.“

„Ihr seid gewiß ein Doktor, werter grauer Herr?“ fragte Rotkäppchen, „weil Ihr die Heilkräuter kennt. Da könntet Ihr mir ja auch ein Heilkraut für meine kranke Großmutter zeigen!“

„Du bist ein eben so gutes als kluges Kind!“ lobte der Wolf. „Ei freilich bin ich ein Doktor und kenne alle Kräuter; siehst Du! hier steht gleich eins, der Wolfsbast, dort im Schatten wachsen die Wolfsbeeren, und hier am sonnigen Rain blüht die Wolfsmilch, dort drüben findet man die Wolfswurz.“ —

„Heißen denn alle Kräuter nach dem Wolf?“ fragte Rotkäppchen.

„Die besten, nur die besten, mein liebes frommes Kind!“ sprach der Wolf mit rechtem Hohn. Denn alle, die er genannt, waren Giftkräuter. Rotkäppchen aber wollte in ihrer Unschuld der Großmutter solche Kräuter als Heilkräuter pflücken und mitbringen, und der Wolf sagte:

„Lebewohl, mein gutes Rotkäppchen, ich habe mich gefreut, Deine Bekanntschaft zu machen; ich habe Eile, muß eine alte schwache Kranke besuchen!"

Und damit eilte der Wolf von dannen, und spornstreichs nach dem Hause der Großmutter, während das Rotkäppchen sich schöne Waldblumen zum Strauße pflückte und die vermeintlichen Heilkräuter sammelte.

Als der Wolf an das Häuschen der Großmutter kam, fand er es verschlossen und klopfte an. Die Alte konnte nicht vom Bette aufstehen, und nachsehen, wer da sei, und rief: „Wer ist draußen?"

„Das Rotkäppchen!" rief der Wolf mit feiner, verstellter Stimme. „Die Mutter schickt der guten Großmutter Wein und auch Kuchen! wir haben gebacken!"

„Greife unten durch das Loch in der Thüre, da liegt der Schlüssel!" rief die Alte, und der Wolf that also, öffnete die Thüre, trat in das Häuschen, und verschlang die Großmutter ohne weiteres — zog ihre Kleider an, legte sich in ihr Bett, und zog die Decke über sich her, und die Bettvorhänge zu. Nach einer Weile kam das Rotkäppchen; es war sehr verwundert, alles so offen zu finden, da doch sonst die Großmutter sich selbst gern unter Schloß und Riegel hielt, und wurde ihm schier bänglich um das junge Herzchen.

Wie das Rotkäppchen nun an das Bett trat, da lag die alte Großmutter, hatte eine große Schlafhaube auf, und war nur wenig von ihr zu sehen, und das wenige sah gar schrecklich aus. „Ach Großmutter, was hast Du so große Ohren!" rief das Rotkäppchen. — „Daß ich Dich damit gut hören kann!" war die Antwort. — „Ach Großmutter! Was hast Du für große Augen!" — „Daß ich Dich damit gut sehen kann!" — „Ei Großmutter, was hast Du für haarige große Hände!" — „Daß ich Dich damit gut fassen und halten kann!" — „Ach Großmutter, was hast Du für ein so großes Maul und so lange Zähne!" — „Damit ich Dich damit gut fressen kann!" Und damit fuhr der Wolf grimmig aus dem Bette heraus, und fraß das arme Rotkäppchen. Weg war's.

Jetzt war der Wolf sehr satt, und es gefiel ihm sehr im Stübchen der Alten und in dem weichen Bett, und legte sich wieder hin

und schlief ein und schnarchte, daß es klang, als schnarre ein Räderwerk in einer Mühle. Zufällig kam ein Jäger vorbei, der hörte das seltsame Geräusch, und dachte:

„Ei, ei, ei, die arme alte Frau da drinnen hat einen bösen Schnarcher am Leibe, sie röchelt wohl gar und liegt im Sterben! Du mußt hinein, und nachsehen, was mit ihr ist.“ — Gedacht, gethan; der Jäger ging in das Häuschen, da fand er den Herrn Isegrim im Bette der Alten liegen und die Alte war nirgends zu erblicken. „Bist Du da?“ sprach der Jäger und riß die Kugelbüchse von der Schulter. „Komm Du her, Du bist mir oft genug entlaufen!“ — Schon legte er an — da fiel ihm ein: „Halt — die Alte ist nicht da, am Ende hat der Unhold sie mit Haut und Haar verschlungen, war ohnedies nur ein kleines dürres Weiblein.“ Und da schoß der Jäger nicht, sondern er zog seinen scharfen Hirschfänger und schlitzte ganz sanft dem fest schlafenden Wolf den Bauch auf, da guckte ein rotes Käppchen heraus, und unter dem Käppchen war ein Köpfchen, und da kam das niedliche und allerliebste Rotkäppchen heraus, und sagte: „Guten Morgen! Ach was war das für ein dunkles Kämmerchen da drinnen!“ — Und hinter dem Rotkäppchen zappelte die alte Großmutter, die war auch noch lebendig; vielen Platz hatten sie aber nicht gehabt im Wolfsbauch. Der Wolf schlief noch immer steinfest, und da nahmen sie Steine, gerade wie die alte Geiß im Märchen von den sieben Geißlein, füllten sie dem Wolf in den Bauch und nähten den Ranzen zu; hernach versteckten sie sich, und der Jäger trat hinter einen Baum, zu sehen, was der Wolf endlich anfangen werde. Jetzt wachte der Wolf auf, machte sich aus dem Bette heraus, aus dem Stübchen, aus dem Häuschen, und humpelte zum Brunnen, denn er hatte großen Durst. Unterwegs sagte er: „Ich weiß gar nicht, ich weiß gar nicht, in meinem Bauch wackelt's hin und her, hin und her, wie Wackelstein — sollte das die Großmutter und Rotkäppchen sein?“ — Und wie er an den Brunnen kam und trinken wollte, da zogen ihn die Steine und er bekam das Übergewicht und fiel hinein und ertrank. So sparte der Jäger seine Kugel; er zog den Wolf aus dem Brunnen und zog ihm den Pelz ab, und alle drei, der Jäger, die Großmutter und das Rotkäppchen, tranken den Wein und aßen den Kuchen, und waren seelen-

vergnügt, und die Großmutter wurde frisch und gesund, und Rotkäppchen ging mit ihrem leeren Körbchen nach Hause, und dachte: „Du willst niemals wieder vom Wege ab und in den Wald gehen, wenn es Dir die Mutter verboten hat.“

Das goldene Entlein.

Im engen Stübchen saß ein armer, kranker Tagelöhner mit seiner Frau auf der Ofenbank. Beide blickten traurig vor sich hin, denn sie hatten schweren Kummer. Die Not blickte aus jedem Winkel hervor. Man sah weder Bett, noch Stuhl, noch Tisch in dem kleinen Raum. Ein Bund Stroh, das in einer Ecke ausgebreitet war, diente ihnen zum Nachtlager. —

Da trat ihr Sohn Gottfried, ein Knabe von fünfzehn Jahren, zu ihnen und sprach: „Lieber Vater und liebe Mutter, es ist mir bis jetzt nicht gelungen, etwas zu verdienen, ich werde nach der nächsten Stadt gehen, vielleicht habe ich dort mehr Glück; in acht Tagen denke ich zurück zu sein und so viel erschafft zu haben, daß Ihr Euch ein Bett kaufen könnt; und ist der Vater erst wieder ganz gesund, so werden wir auch vorwärts kommen.“ Hierauf reichte er jedem die Hand und ging von dannen. Die Mutter schaute ihm seufzend nach.

Gottfried schlug den Weg nach der Stadt ein. Als er eine Strecke zurückgelegt, traf er einen Bauer, der bemüht war, seinen umgestürzten Heuwagen aufzurichten, was ihm aber trotz aller Anstrengung nicht gelingen wollte. Gottfried sprang zu Hilfe, und ihren vereinten Kräften gelang es endlich, mit vieler Mühe den Wagen in die Höhe zu bringen. Der arme Gottfried hatte sich aber seinen einzigen Rock dabei zerrissen. Als der Wagen stand, schwang sich der Bauer hinauf, gab seinen Pferden einen Peitschenschlag und fuhr davon, ohne dem Gottfried ein Wort des Dankes zu sagen.

Dieser schritt weiter. Doch kaum hatte er ein paar tausend

Schritte hinter sich, so traf er denselben Bauer in derselben Lage wie zuvor. Der Wagen war abermals umgestürzt, und der Bauer mühte sich vergebens, ihn aufzurichten.

Nochmals sprang Gottfried zu Hilfe, und wieder gelang es beiden, mit großer Anstrengung den Wagen in die Höhe zu bringen. Dabei hatte der Wind dem Gottfried das Mützchen vom Kopf gerissen und in das Wasser getrieben. Er eilte ihm nach und wollte es herausfischen, aber es war nicht mehr zu sehen. Als er wieder zurückkam, war der Bauer samt dem Wagen über alle Berge. — Da stand er nun mit zerrissenem Röckchen und ohne Mützchen.

Jetzt wandte Gottfried seine Schritte einem Walde zu. Kaum war er ein Weilchen gegangen, so trat ihm ein Bettler in den Weg und bat um eine Gabe.

„Lieber Freund," sprach Gottfried, „ich besitze selbst keinen Dreier; mein Vater und meine Mutter sind in der größten Not, und ich will suchen, etwas zu verdienen, auf daß sie nicht vor Hunger sterben."

„Nun," sprach der Bettler, „wenn Du kein Geld hast, so kannst Du mir vielleicht ein Tüchlein geben? Siehe, ich habe mir die Hand verletzt, und mir fehlt ein Läppchen, sie zu verbinden." Da band Gottfried sein Halstuch ab und reichte es dem Bettler. „Danke schön," sprach dieser, „Du bist ein gutmütiger Bursche und sollst es nicht umsonst gethan haben. Hier hast Du ein Ei, ich wünsche Dir eine glückliche Reise." Damit ging er weiter. Gottfried steckte das Ei in die Tasche und dachte: „Das ist wenigstens etwas, den Hunger zu stillen; nun will ich aber eilen, daß ich nach der Stadt komme."

Wieder war er ein Weilchen gegangen, da ward es lebendig in seiner Tasche; es rief:

„Kluck, kluck, kluck, kluck,
Bring mich zuruck.
Kluck, kluck, kluck, kluck,
Bring mich zuruck!"

Gottfried griff hinein, da war das Ei auseinandergeborsten, und ein goldenes Entelein guckte hervor, das rief:

„Kluck, kluck, kluck, kluck,
Bring mich zuruck!"

Er nahm das Entlein in die Hand und sprach: „Ei, da wäre ich schön dumm, wenn ich Dich zurücktragen wollte, Du bist mein Eigentum; jetzt weiß ich's, der Bettler war ein Zauberer!"

Das Entlein aber wuchs zusehends in seiner Hand, wurde immer größer und größer, bis es zuletzt so groß war, wie eine Ente sein muß.

„Ei," dachte Gottfried, „den schönen Vogel kannst Du verkaufen." Er verdoppelte seine Schritte und bald war er in der Stadt. Er ging zu einem Goldschmied und fragte, ob er das goldene Entlein kaufen wolle. Der Goldschmied betrachtete es überrascht und sagte leise zu seiner Frau, welche neben ihm stand: „Das Entlein ist über tausend Thaler wert." Zu Gottfried aber sprach er: „Ich werde Dir einen blanken Gulden dafür geben," und dabei strich er mit der Hand über die Flügel des Entleins; als er aber die Hand zurückziehen wollte, klebte sie fest, und keine Gewalt war imstande, sie loszureißen. Da sprang die Frau hinzu, ergriff des Goldschmieds Hand und blieb auch daran kleben.

„Du böser Mensch," sprach der Goldschmied, „mache uns los, was treibst Du Deinen Scherz mit uns!" Doch Gottfried stand wie angewurzelt und vermochte nicht, sich von der Stelle zu rühren.

Nun rief der Goldschmied nach seinen Gesellen. Sie eilten herbei, doch als sie dem Meister nahe kamen, blieb einer nach dem andern kleben. Da schimpften die Gesellen auf den Goldschmied und sagten, er wolle sie zum besten haben. Dieser aber schrie: „Wenn Ihr nicht ruhig seid, so jage ich Euch zum Hause hinaus!"

Auf einmal trat der Bettler ein, den Gottfried im Walde getroffen und der ihm das Ei geschenkt hatte. „Ei," rief er, „das ist ja hier eine lustige Gesellschaft!" wandte sich hierauf an den Goldschmied und sagte: „Was giebst Du jetzt gutwillig für das goldene Entlein?" Der Goldschmied antwortete: „Ich gebe zehn Thaler dafür!" Da freute sich der arme Gottfried. Der Bettler aber, welcher wirklich ein Zauberer war, sprach: „Goldschmied, Du bist ein Schelm! Du weißt am besten, was das goldene Entlein wert ist; gieb tausend Thaler, so ist es Dein, und Du, Deine Frau und Deine Gesellen sind frei." Anfänglich sträubte sich der Goldschmied, als er aber sah,

daß er doch nicht anders loskommen konnte, und die Gesellen auch wieder anfingen zu murren, so willigte er ein. Der Bettler berührte das goldene Entlein, und im Nu stob die ganze Gesellschaft auseinander. Der Goldschmied zahlte tausend Thaler an Gottfried und behielt dafür das goldene Entlein; die Gesellen gingen wieder an ihre Arbeit, der Bettler aber war verschwunden.

Gottfried kaufte sich zuerst ein neues Röckchen und ein Mützchen, dann kehrte er vergnügt wie ein König nach seinem Dörfchen zurück; jetzt konnte er für seine Eltern ein eigenes Häuschen bauen, und alle Not hatte ein Ende.

Die Wichtelmänner.

Es war ein Schuster ohne seine Schuld so arm geworden, daß ihm endlich nichts mehr übrig blieb als Leder zu einem einzigen Paar Schuhe. Nun schnitt er am Abend die Schuhe zu, die wollte er den nächsten Morgen in Arbeit nehmen, und weil er ein gutes Gewissen hatte, so legte er sich ruhig zu Bett, befahl sich dem lieben Gott und schlief ein. Morgens, nachdem er sein Gebet verrichtet hatte und sich zur Arbeit niedersetzen wollte, da standen die beiden Schuhe schon fertig auf dem Tische. Er verwunderte sich und wußte nicht, was er dazu sagen sollte. Er nahm die Schuhe in die Hand, um sie näher zu betrachten; sie waren so sauber gearbeitet, daß kein Stich daran falsch war, gerade als ob es ein Meisterstück sein sollte. Bald darauf trat auch schon ein Käufer ein und weil ihm die Schuhe so gut gefielen, so zahlte er mehr als gewöhnlich dafür, und der Schuster konnte von dem Gelde Leder zu zwei Paar Schuhen erhandeln. Er schnitt sie abends zu und wollte den nächsten Morgen mit frischem Mute an die Arbeit gehen, aber er brauchte es nicht, denn als er aufstand, waren sie schon fertig, und es blieben auch nicht

die Käufer aus, die ihm so viel Geld gaben, daß er Leder zu vier Paar Schuhen einkaufen konnte. Er fand früh morgens auch die vier Paar fertig; und so ging es immer fort, was er abends zuschnitt, das war am Morgen verarbeitet, also daß er bald wieder sein ehrliches Auskommen hatte und endlich ein wohlhabender Mann wurde.

Nun geschah es eines Abends, nicht lange vor Weihnachten, als der Mann wieder zugeschnitten hatte, daß er vor Schlafengehen zu seiner Frau sprach: „Wie wär's, wenn wir diese Nacht aufblieben, um zu sehen, wer uns solche liebreiche Hand leistet?" Die Frau war's zufrieden und steckte ein Licht an; darauf verbargen sie sich in den Stubenecken, hinter den Kleidern, die da aufgehängt waren und gaben acht. Als es Mitternacht war, da kamen zwei niedliche nackte Männlein, setzten sich vor des Schusters Tisch, nahmen alle zugeschnittene Arbeit zu sich und fingen an mit ihren Fingerlein so behend und schnell zu stechen, zu nähen und zu klopfen, daß der Schuster vor Verwunderung die Augen nicht abwenden konnte. Sie ließen nicht nach, bis alles zu Ende gebracht war und fertig auf dem Tische stand, dann sprangen sie schnell fort.

Am andern Morgen sprach die Frau: „Die kleinen Männer haben uns reich gemacht, wir müßten uns doch dankbar dafür bezeigen. Weißt Du was, ich will Hemdlein, Rock, Wams und Höslein für sie nähen, auch jedem ein Paar Strümpfe stricken, mach Du jedem ein Paar Schuhe dazu." Der Mann sprach: „Das bin ich wohl zufrieden" und abends, wie sie alles fertig hatten, legten sie die Geschenke statt der zugeschnittenen Arbeit auf den Tisch und versteckten sich dann, um mit anzusehen, wie sich die Männlein dazu anstellen würden. Um Mitternacht kamen sie herangesprungen und wollten sich gleich an die Arbeit machen, als sie aber kein zugeschnittenes Leder, sondern die niedlichen Kleidungsstücke fanden, verwunderten sie sich erst, dann aber bezeigten sie eine gewaltige Freude. Mit der größten Geschwindigkeit zogen sie sich an, strichen die schönen Kleider am Leib und sangen:

„Sind wir nicht Knaben glatt und fein?
Was sollen wir länger Schuster sein!"

Dann hüpften und tanzten sie, und sprangen über Stühle und

Bänke. Endlich tanzten sie zur Thür hinaus. Von nun an kamen sie nicht wieder, dem Schuster aber ging es wohl, so lange er lebte, und es glückte ihm alles, was er unternahm.

Das Schlaraffenland.

Wenn ich nur den Weg wüßte, so nähme ich heute noch den Wanderstab in die Hand und ginge in die Fremde, nach dem Schlaraffenland; dort ist gut Sein, dort würde ich mir eine Hütte bauen, wenn man nicht schon welche fertig fände.

Weißt Du denn aber auch bestimmt, daß ein solches Wunderland überhaupt existiert?

Gewiß, es ist ja schon einmal einer dort gewesen, der hat uns genau darüber berichtet, sogar die Gegend hat er angegeben, nämlich drei Meilen hinter Weihnachten! Das alles ist schwarz auf weiß gedruckt zu lesen und alles, was gedruckt ist, das muß doch auch wahr sein?

Warum ist er denn aber nicht dort geblieben?

Weil er es einmal versehen hatte und arbeiten wollte; das ist aber im Schlaraffenlande nicht erlaubt; wer das will, der wird ohne Gnade herausgeworfen. So ist es auch dem einen gegangen.

Nun laßt mich aber nur erzählen, wie es dort zugeht; ich habe das Buch selber gelesen und weiß daher alles ganz genau.

Zuerst gilt zwar, wie überall und immer, das Wahrwort: Aller Anfang ist schwer, der Fortgang leicht, das Ende lustig! Drum muß der Ankömmling zuerst ein schweres Stück vollbringen, er muß sich, ohne Furcht und Grauen, durch einen hohen Damm von Hirsenbrei durchessen, der ist mit Rosinen und Mandeln vermengt, mit Zucker und Zimmt dick bestreut. Wenn er aber diese Aufgabe erfüllt hat,

dann ist er wohlgeborgen und alles ruft ihm zu: „Laß alle Sorgen schwinden!"

Nach wenig Schritten erkennt er mit Staunen, in welchem Wunderlande er ist. Er traut seinen Augen kaum, wenn er die ersten Häuser sieht, denn die sind ganz und gar von Marzipan erbaut; die Dächer sind mit süßem Fladen bedeckt, die Thüren und Fensterladen vom feinsten Lebkuchen, die Balken aber vom schönsten Zuckerkand. Rund herum da geht ein Zaun, der einen appetitlichen Duft verbreitet, denn er ist durchflochten und durchwachsen mit Würsten aller Art, frisch und gesotten, gebraten und geräuchert. Höher schlägt das Herz, wenn man dem Brunnen des Hofes näher kommt, denn der giebt kein gewöhnliches Wasser, sondern die feinsten Weinsorten wie Malvasier, Rheinwein, Madeira, Tokayer und Champagner, aus Röhren laufend, an die man nur den Mund zu halten braucht, wenn man Durst hat. Für Weiber und Kinder ist auf andere Art gesorgt, denn in jedem Bache fließt süße Milch, Kaffee, oder Schokolade; da plumpsen warme Semmeln und Biskuit hinein von den Weiden, die am Ufer stehen, wenn man die nur so anguckt. — Welch ein köstlich Ding ist es, in den Teichen zu fischen; da schwimmen große und kleine Fische drin, gebacken, gebraten und gesalzen, wie man sie haben will. Sie halten sich auch hübsch an der Oberfläche und dicht am Ufer, damit man nicht weit danach zu greifen hat; wem das aber noch zu beschwerlich ist, der braucht sie nur recht faul und lüstern anzuglotzen, da springen ihm die lieben Tierchen sogar ins Maul hinein, wenn er nur die Güte hat, es aufzuthun. Vergißt er aber, es wieder zuzumachen, so kommen gleich hinterdrein Tauben hineingeflogen, die in Gesellschaft von Gänsen, Kapaunen und Fasanen, Schnepfen und Krammetsvögeln gebraten in der Luft umherschwirren und sich unbändig freuen, eine so passende Unterkunft zu finden.

Spanferkel und Kälber, Rehe und Hasen giebt es alle Jahre die Fülle, ohne daß sie jemand zu züchten oder zu jagen braucht; sie laufen gebraten umher von einem zum andern, wackeln mit dem Schwanze und machen Männchen! Jedes trägt ein großes Messer im Rücken, damit, wer da will, ein saftig Stück losschneiden kann. Käse findet man dort wie bei uns die Pflastersteine, die Kiesel aber sind lauter

Krebsnasen mit Gefülltem oder feine Fleischpasteten. Wenn es regnet, so regnet's Honig, schneit es, so schneit es klaren Zucker und bei Hagelwetter fallen nur Feigen, Mandeln, Weinbeeren und Rosinen herab. —

Wälder giebt es groß und breit, da wachsen auf niedrigen Sträuchern, so recht bequem zum Abpflücken: Kirschen, Birnen, Äpfel, Pfirsichen und was des schönen Obstes es nur geben mag. Auf den Bäumen aber wachsen Röcke und Mäntel, Hosen und Stiefeln, Uhren und Klemmer, Fracks und hohe Hüte, in allen Sorten und von allerhand Formen. Man schüttelt nur ganz leise und da fallen sie herab, so geschickt, daß man sie gleich am Leibe hat und die Mühe spart, sich anzuziehen. Frauen und Mädchen finden ihren Staat bequem auf den Stauden liegen und können sich wählen nach Herzenslust von Sammet und Seide, Atlas und echten Spitzen, mit Straußenfedern und Paradiesvögeln, Perlen, Schmelz, Goldborden und Diamanten verziert. Das Beste findet gewöhnlich, wer recht tölpisch und ungeschliffen im Betragen ist, das Feinste aber, wer plump ist und dabei noch mault und schimpft, daß er ein Stücklein Weges danach hat laufen müssen. Die Kleider machen zugleich auch schön, und wer nicht bloß schön, sondern auch jung dazu sein will, der gehe nur zu dem Jungbrunnen, der im Lande quillt, da wird ihm geholfen. Die ältesten Weiber ohne Zähne und ohne Haare, aber mit vielen, vielen Falten im Gesicht, die werden nach wenigen Stunden zu den hübschesten Backfischen mit Perlenreihen im Munde, Locken auf dem Haupte und Rosen auf den Wangen. Alte Männer mit Podagra und Zipperlein werden wieder flott und gelenkig wie die schönsten Zappelmänner. — Daß man im Schlaraffenland wenig Geld auszugeben braucht, liegt auf der Hand; drum ist auch alles so billig, daß man da um einen Pfennig kauft, was man hier mit einer Doppelkrone zahlen muß. Und doch giebt's dort Geld im Überfluß. Wer Pferde und Kühe hält, der findet alle Morgen große Haufen puren Goldes in den Ställen. Wer bis Mittag im Bett bleibt, verdient jede Stunde zehn Mark und wer's noch länger aushält, bekommt wohl fünfzehn. Jedes Gähnen bringt einen Thaler ein und jedes Strecken noch etwas mehr. — Beim Schießen kriegt der den ersten Preis, der die Scheibe am meisten

schont und am weitesten vom Ziele trifft. Wer gern spielt, der hat's auch nicht schlecht, denn was er verspielt, bekommt er doppelt wieder. Glücklich ist jedoch, wer alles verthut, Schulden macht, so viel er kann und dann sich bankerott erklärt. Nach einem Jahre müssen dem alle seine Gläubiger vierfach ersetzen, was er ihnen schuldet. Inzwischen braucht er aber nicht etwa zu darben, wenn er nur ein klein bißchen guten Appetit noch hat, denn für jeden Schluck Wein, für jeden Bissen Kuchen oder Braten erhält er noch drei Nickelmünzen. Kann er dabei noch die Leute necken, oder aufziehen, so verdient er jedesmal einige Groschen extra. Versteht er sich nun gar aufs Lügen, so kann er keine bessere Kunst treiben als diese, denn je dreister und dümmer die Lüge, desto größer der goldene Lohn.

Wie leicht kommt man auch da zu Ehren und Würden! Denkt nur, wer grob, faul und gefräßig ist, der wird zum Edelmanne ernannt. Wer spielen, trinken und dann recht lange schlafen kann, erwirbt den Grafentitel. Wem aber alle diese guten Gaben in hohem Grade verliehen sind, der wird zum König ausgerufen. — Hoch soll er leben! Vivat hoch! —

Wer aber nun gern arbeitet und lernt, artig, höflich und bescheiden ist? —

Der ist ein Greuel im Auge aller andern, der erregt Ärgernis im Lande der Schlaraffen, der ist dort nicht zu gebrauchen; hinaus mit ihm, hinaus! — Punktum.

Tischlein deck Dich, Esel streck Dich, Knüppel aus dem Sack.

Vor Zeiten war ein Schneider, der hatte außer seiner Frau und drei Söhnen nur eine einzige Ziege. Aber die Ziege, weil sie alle zusammen mit ihrer Milch ernährte, mußte ihr gutes Futter haben und täglich hinaus auf die Weide geführt werden. Die Söhne thaten das auch nach der Reihe.

Einmal brachte sie der älteste auf den Kirchhof, wo die schönsten Kräuter standen, ließ sie da fressen und herumspringen. Abends, als es Zeit war heimzugehen, fragte er: „Ziege, bist Du satt?“ Die Ziege antwortete:

„Ich bin so satt,
Ich mag kein Blatt, meh, meh!“

„So komm nach Hause,“ sprach der Junge, faßte sie am Strickchen, führte sie in den Stall und band sie fest. „Nun,“ sagte der alte Schneider, „hat die Ziege ihr gehöriges Futter?“ „O,“ antwortete der Sohn, „die ist so satt, die mag kein Blatt.“ Der Vater aber wollte sich selbst überzeugen, ging hinab in den Stall, streichelte das liebe Tier und sprach: „Ziege, bist Du auch satt?“ Die Ziege antwortete:

„Wovon soll ich satt sein?
Ich sprang nur über Gräbelein,
Und fand kein einzig Blättlein, meh, meh!“

„Was muß ich hören!“ rief der Schneider, lief hinauf zu dem Jungen und sprach: „Ei Du Lügner sagst, die Ziege wäre satt und hast sie hungern lassen?“ In seinem Zorn nahm er die Elle von der Wand und jagte ihn mit Schlägen hinaus.

Am andern Morgen war die Reihe am zweiten Sohne, der suchte an der Gartenhecke einen Platz aus, wo lauter gute Kräuter standen, und die Ziege fraß sie rein ab. Abends fragte er: „Ziege, bist Du satt?“ Die Ziege antwortete:

„Ich bin so satt,
Ich mag kein Blatt, meh, meh!“

„So komm nach Hause,“ sprach der Junge, zog sie heim und band sie im Stalle fest. Der Schneider fragte auch heute abend wieder: „Ziege, bist Du satt?“ Die Ziege antwortete aber:

„Wovon soll ich satt sein?
Ich sprang nur über Gräbelein,
Und fand kein einzig Blättlein, meh, meh!“

„Der gottlose Bösewicht," schrie der Schneider, „so ein frommes Tier hungern zu lassen!" Lief hinauf und schlug mit der Elle auch den zweiten Jungen zur Hausthüre hinaus.

Die Reihe kam jetzt an den dritten Sohn, der wollte seine Sache recht gut machen, suchte Buschwerk mit dem schönsten Laube aus und ließ die Ziege daran fressen. Abends fragte er: „Ziege, bist Du satt?" Die Ziege antwortete:

„Ich bin so satt,
Ich mag kein Blatt, meh, meh!"

„So komm nach Haus," sagte der Junge, führte sie heim und band sie im Stalle fest. Der Schneider fragte wiederum: „Ziege, bist Du satt?" Das boshafte Tier antwortete:

„Wovon soll ich satt sein?
Ich sprang nur über Gräbelein,
Und fand kein einzig Blättlein, meh, meh!"

„O, die Lügenbrut!" rief der Schneider. „Einer so gottlos und pflichtvergessen wie der andere! Ihr sollt mich nicht länger zum Narren haben!" Vor Zorn ganz außer sich, sprang er hinauf und gerbte dem armen Jungen mit der Elle den Rücken so gewaltig, daß er zum Hause hinaus sprang.

Am andern Morgen ging er selbst zur Ziege, liebkoste sie und sprach: „Komm, mein liebes Tierchen, ich will Dich selbst zur Weide führen." Er brachte sie zu grünen Hecken und unter Schafrippen und was sonst die Ziegen gerne fressen. „Da kannst Du Dich einmal nach Herzenslust sättigen," sprach er und ließ sie weiden bis zum Abend. Da fragte er: „Ziege, bist Du satt?" Sie antwortete:

„Ich bin so satt,
Ich mag kein Blatt, meh, meh!"

So komm nach Hause, sprach der Schneider und führte sie in den Stall. Als er wegging, kehrte er sich noch einmal um und sagte: „Nun bist Du doch einmal satt!" Aber die Ziege machte es ihm nicht besser und rief:

„Wovon soll ich satt sein?
Ich sprang nur über Gräbelein,
Und fand kein einzig Blättlein, meh, meh!"

Als der Schneider das hörte, stutzte er und sah wohl ein, daß er seine drei Söhne ohne Ursache verstoßen hatte. „Wart," rief er, „Du undankbares Geschöpf! Dich fortzujagen ist noch zu wenig, ich will Dich zeichnen, daß Du Dich unter ehrbaren Schneidern nicht mehr darfst sehen lassen." In Hast sprang er hinauf, holte sein Bartmesser, seifte der Ziege den Kopf ein und schor sie so glatt wie seine flache Hand. Und weil die Elle zu ehrenvoll gewesen wäre, so nahm er die Peitsche und versetzte ihr solche Hiebe, daß sie unter gewaltigen Sprüngen davon lief. Sie ließ sich auch nie wieder sehen mit ihrem glatten Kopfe, so schämte sie sich.

Der Schneider verfiel nun in große Traurigkeit und hätte seine Söhne gerne wieder gehabt, aber niemand wußte, wohin sie geraten waren. Die hatten aber inzwischen ihren Weg gemacht. Der erste, gewöhnlich der Lange genannt, wurde Schreiner, der zweite mit dem Beinamen der Dicke, wurde Müller, und der dritte, den alle Leute nur den Dummen nannten, der wurde Drechsler.

Als nun der Lange ausgelernt hatte, schnürte er sein Bündel und zog in die Fremde. Wohlgemut, mit langen Schritten verließ er das Städtchen. Lange Zeit wanderte der Bursche von Ort zu Ort und konnte keine Arbeit finden. Da nun sein knappes Reisegeld bald zu Ende ging und er keine Aussicht hatte auf Arbeit und Verdienst, so wurde er traurig und ging kopfhängerig und sachte auf seinem Wege weiter. Dieser führte just durch einen stillen, schönen Wald; und wie der Bursche so eine Strecke hinein war, begegnete ihm ein kleiner, etwas wohlbeleibter Mann, der ihn gar freundlich grüßte, stehen blieb und fragte: „Na, Bürschlein! wo hinaus denn? siehst ja traurig aus, was fehlt Dir denn?" — „Mir fehlt Arbeit," sprach der Bursche treuherzig; „das ist meine ganze Trauer — bin schon lange gewandert — hab' kein Geld mehr." — „Was kannst Du denn für ein Handwerk?" forschte der Mann weiter. — „Ich bin ein Schreiner." — „O so komm doch mit mir," rief der Kleine fröhlich aus, „ich will Dir Arbeit geben! Sieh, ich wohne hier in diesem Walde — ja,

ja, komm nur mit, wirst's gleich sehen." Und kaum hundert Schritte weiter lag ein schönes Haus, und rings herum war ein dichter Tannenzaun, anzusehen wie eine Schutzmauer, und vorn am Eingange standen zwei hohe Tannen, gleich wie riesige Schildwachen. Da hinein führte das Männlein den Schreinergesellen, der nun alsbald seine Traurigkeit fahren ließ und mit vergnügten Mienen in das trauliche Zimmer des einsamen Meisters einschritt. „Willkommen!" rief da aus der Ecke hinterm Ofen ein ältliches Mütterlein, und trippelte auf den Burschen zu, um ihn seines Felleisens entledigen zu helfen. Der Meister plauderte den Abend noch gar lange mit dem Burschen, und das Mütterlein trug Speisen auf und stellte auch ein Krüglein auf den Tisch, worin etwas weit Besseres war, als Wasser oder Kosent.

Dem jungen Schreiner gefiel es ganz wohl bei seinem Meister; er bekam nicht allzuviel zu thun, arbeitete fleißig und hielt sich auch sonst brav und ordentlich, daß keine Klage über ihn geführt wurde. Doch nach etlichen Monaten sprach das alte Männlein: „Lieber Geselle, ich kann Dich nun nicht länger brauchen, sondern muß Dir Feierabend geben. Und mit Geld kann ich Dir Deine Arbeit, die Du mir gethan, auch nicht belohnen; aber ich will Dir ein schönes Andenken geben, das Dir mehr helfen wird, als Gold und Silber." Dabei reichte er ihm ein allerliebstes kleines Tischchen, und sprach weiter: „So oft Du dieses „Tischlein decke Dich" hinstellen wirst, und dreimal sprechen: „Tischlein decke Dich," so oft wird es Dir diejenigen Speisen und Getränke zum Mahle darbieten, die Du nur wünschen magst. Und nun lebe wohl und gedenke fein Deines alten Meisters." Ungern verließ der Geselle seine bisherige Werkstätte; er nahm betrübt und froh zugleich das wunderthätige Tischlein aus den Händen des Gebers und zog, noch vielmals dankend, ab und lenkte seine Schritte der lieben Heimat zu. Unterwegs bot ihm das Tischlein, so oft der Bursche die Zauberformel nur sprach, seine reichen Genüsse. Da standen im Nu die feinsten Gerichte, die edelsten Weine darauf, und alle Gefäße waren von Silber, und darunter glänzte das feinste Tischgedeck. Natürlich hielt der Geselle sein „Tischlein decke Dich" sehr wert; auf seiner letzten Herberge, ehe er heim kam, gab er es noch seinem Wirt aufzuheben. Da er aber vorher nichts im Wirtshause gezehrt, sondern sich mit

dem Tischchen eingeschlossen hatte, so hatte der Wirt ihn belauscht durch eine Klinse in der Bretterthür, und hatte des Tischleins Geheimnis entdeckt. Daher war er über alle Maßen froh, daß er das Tischlein in seine Verwahrung bekam und freute sich über die herrliche Eigenschaft desselben. Er ließ sich's ganz trefflich behagen vor der kleinen Tafel, und sann dabei nach, wie er sich auf die beste Weise das Tischlein aneignen möchte. Da fiel ihm bei, daß er ein ganz ähnliches Tischchen, obschon kein „Tischchen decke Dich," besitze. Der schlaue Wirt versteckte daher das echte Tischlein, und stellte das andere unechte am andern Morgen dem Gesellen zu, der sich ohne Bedenken damit belud und nun fröhlich seiner Heimat zueilte. Mit Freude grüßte der lange Schreiner daheim die Eltern, denen er herzlich willkommen war, und entdeckte sogleich seinem Vater die köstliche Bewandtnis, die es mit dem Tischchen habe. Der Vater zweifelte stark; der Sohn aber stellte es vor sich hin, sprach dreimal: „Tischlein decke Dich," aber es deckte sich nicht, und der ehrliche Schneidermeister sprach zu seinem Sohne: „Du dummer Hans, bist Du darum in der Fremde gewesen, Deinen alten Vater zu hnnzen? Laß Dich nicht auslachen!" Der lange Schreiner wußte in der Welt keinen Rat, wie es so auf einmal mit dem Tischchen in die Quere gehe. Er probierte noch allerlei; aber es deckte sich nicht wieder, und der Lange mußte wieder zum Hobel greifen und arbeiten, daß die Schwarte knackte.

Unterdessen war der dicke Müller auch aus der Lehre gekommen und wanderte in die Fremde. Und es fügte sich, daß dieser ebenfalls denselben Weg nahm, auch das nämliche kleine Männlein fand und von ihm in Arbeit aufgenommen wurde. Das Waldhaus war jetzt aber eine Mühle. Als der junge Mühlknappe eine Zeitlang brav, treu und fleißig in Arbeit gestanden hatte, schenkte ihm sein Meister zum Andenken einen schönen Müllerlöwen und sprach: „Nimm zum Abschied noch eine kleine Gabe, die Dir, obgleich ich Dir Deine Arbeiten nicht mit Geld belohnen kann, doch mehr nützen wird als Gold und Silber. So oft Du zu diesem Eselein sprechen wirst: „Eselein strecke Dich!" so oft wird es Dir Dukaten — niesen."

Fast öfter, als der Lange unterwegs gesprochen hatte: „Tischlein, decke Dich" sprach jetzt der Dicke: „Eselein, strecke Dich!" und da

streckte sich's und ließ Dukaten fallen, daß es rasselte und prasselte. Es war eine allerliebste Sache um die blanken Goldstücke. — Aber auch der Müllergeselle kam mit seinem Esel in die Herberge des betrüglichen und schlauen Wirtes, ließ auftafeln, bewirtete, wer nur bewirtet sein wollte, und als der Wirt die Zeche forderte, sprach er: „Harret ein wenig, ich will nur erst Geld holen." Nahm das Tischtuch mit, ging in den Stall, breitete es über das Stroh, darauf der Esel stand, und sprach: „Eselein, strecke Dich!" — Da streckte sich der Esel und nieste, und es klingelten Dukaten auf dem Tuche. Draußen aber stand der Wirt, sah durch ein Astloch in der Thüre und merkte sich die Sache. Am andern Morgen stand zwar ein Esel da, aber nicht der rechte, und der Dicke, keinen Betrug ahnend, setzte sich heiter auf und ritt fort. Als er zu seinem Vater kam, verkündete er ihm sein Glück und sprach, als die Seinen froh verwundert den Esel umstanden: „Nun habt acht!" und zum Esel sich wendend: „Eselein, strecke Dich!" Das fremde Eselein streckte sich zwar auch, aber was selbiges fallen ließ, war nichts weniger als Goldstücke. Der Dicke wurde von allen, denen er die Kunst hatte wollen sehen lassen, fürchterlich ausgelacht; er schlug den Esel windelweich, schlug ihm dennoch keine Dukaten aus der Haut und mußte fortan wieder arbeiten und im Schweiße seines Angesichts sein Brot essen.

Es war nun wieder ein Jahr verflossen, und auch der Dumme hatte seine Lehrzeit überstanden und zog als ein wackerer Drechsler in die Fremde. Richtig gelangte auch der Drechslergeselle in den gewissen Wald, fand die einsame Wohnung des Männleins, und auch ihn nahm es als einen fleißigen und wackern Burschen gern in Arbeit. Nach etlichen Monaten hieß es jedoch wieder: „Lieber Gesell, ich kann Dich nicht länger behalten, Du hast Feierabend." Zum Abschied sprach das Männlein: „Ich schenkte Dir gerne auch, wie Deinen Brüdern, ein schönes Andenken, aber was würde Dir das helfen, da sie Dich den Dummen nennen? Dein langer Bruder und Dein dicker Bruder sind durch ihre Dummheit um ihre Gaben gekommen; was würde es erst bei Dir werden? Doch nimm dieses schlichte Säcklein; es kann Dir sehr nützlich werden. So oft Du ihm sagen wirst: „Knüppel aus dem Sack!" — so oft wird ein darin steckender wohlgedrehter Prügel

herausfahren zu Deinem Schutz, Deiner Wehr und Hülfe, und dieser wird so lange zuprügeln, bis Du sagen wirst: „Knüppel in den Sack!“

Der Drechsler bedankte sich schön und zog mit seinem Säcklein heimwärts; er bedurfte jedoch auf seiner Reise der Schutzwehr erst lange nicht, denn jedermann ließ ihn, der leicht und lustig seine Straße zog, ungehindert fürbaß wandern. Nur manchmal gab er einem gestrengen Herrn Bettelvogt einiges aus dem Säcklein zu kosten, oder den Dorfhunden, die aus allen Höfen herausfuhren und den Wanderer an- und nachbellten. So kam er denn endlich bis an jene Herberge, wo der arge Wirt seine Brüder um das Ihrige betrogen hatte und jetzt herrlich und in Freuden lebte, der aber dennoch immer ein Gelüst hatte, sich vom Gut der Reisenden etwas anzueignen. Beim Schlafengehen gab der Drechsler dem Wirt seinen Sack in Verwahrung und warnte ihn, er möge ja nicht zu diesem Säcklein sagen: „Knüppel aus dem Sack!“ denn damit habe es eine besondere Bewandtnis, und es könne einer, wenn er das sage, wohl etwas davon tragen. Jedoch dem Wirt gefiel sein Tischlein und sein Eselein zu wohl, als daß er nicht noch ein drittes wunderthuendes Gegenständlein hätte heimlich wegfangen mögen; er konnte kaum die Zeit erwarten, bis der Gast sich zur Ruhe gelegt hatte, um zu sprechen: „Knüppel aus dem Sack!“ Und im Nu fuhr der Knüppel heraus und wirbelte wie ein Trommelschläger auf des Wirtes Rücken, prügelte fort und fort, und prügelte den Wirt dermaßen braun und blau, daß dieser ein jämmerliches Geschrei erhob und heulend den Drechslergesellen munter rief. Dieser rief: „Wirt, das geschieht Dir recht! Ich warnte Dich ja. Du hast meinen Brüdern das „Tischlein decke Dich“ und das „Eselein strecke Dich“ gestohlen.“ Der Wirt kreischte: „Ach helft mir nur um Gotteswillen! Ich werde umgebracht!“ (denn der Knüppel arbeitete noch immer rastlos auf des Wirtes Rücken). Ich will alles wieder herausgeben, das Tischlein und das Eselein! Ach, ich falle um und bin tot!“ —

Jetzt gebot der Geselle: „Knüppel in den Sack!“ und da kroch das Prügelein im Nu wieder in den Sack. Und der Wirt war froh, daß er sein Leben davon gebracht und gab willig das Tischlein und das Eselein heraus. Da packte der Geselle seinen Kram zusammen,

lud sein Bündel und sich selbst auf den Esel und trabte dem Heimatstädtlein zu. Da war keine geringe Freude bei den Brüdern, als sie die überaus wertvollen Geschenke und Andenken wieder gewonnen sahen, die jetzt noch so herrlich ihre Wunder thaten wie ehemals, — wieder gewonnen durch den, den sie immer den Dummen gescholten hatten, und der doch klüger war als sie. Und die Brüder blieben zusammen bei den Eltern und brauchten nicht mehr zu arbeiten, um vom Verdienste das tägliche Brot zu schaffen; denn sie hatten von nun an von allem, was das menschliche Leben brauchte, die Hülle und die Fülle.

Hans und Liese.

Ein junges Ehepaar lebte recht vergnügt und glücklich beisammen und hatte den einzigen Fehler, der in jeder Brust daheim ist: wenn man's gut hat, hätte man's gern noch besser. Aus diesem Fehler entstehen viele thörichte Wünsche, und dies geschah bei Hans und seiner Liese.

Bald wünschten sie des Schulzen Acker, bald des Löwenwirts Geld, bald des Meiers Haus und Hof und Vieh, bald einmal hunderttausend Millionen Thaler kurz weg. Eines Abends aber, als sie friedlich am Ofen saßen und Nüsse aufklopften und schon ein tiefes Loch in den Stein geklopft hatten, kam durch die Kammerthür ein weißes Weiblein herein, nicht mehr als eine Elle lang, aber wunderschön von Angesicht, und die ganze Stube war voll Rosenduft. Das Licht löschte aus, aber ein Schimmer wie Morgenrot, wenn die Sonne nicht mehr fern ist, strahlte von dem Fräulein aus und überzog alle Wände. Über so etwas kann man nun doch ein wenig erschrecken, so schön es auch aussehen mag. Aber unser junges Ehepaar erholte sich doch bald wieder, als das Weiblein mit wundersüßer, silberreiner Stimme sprach: „Ich bin Eure Freundin, die Bergfee, Anna Fritze, die im krystallenen

Schloß mitten in den Bergen wohnt, mit unsichtbarer Hand Gold in den Rheinsand streuet und über siebenhundert dienstbare Geister gebietet. Drei Wünsche dürft Ihr thun, drei Wünsche sollen Euch erfüllt werden.“ Die Frau aber war schon im Begriffe, den Mund zu öffnen und etwas von ein paar Dutzend goldgestickten Hauben, seidenen Halstüchern und dergleichen zur Sprache zu bringen, als die Bergfee mit aufgehobenem Zeigefinger warnte: „Acht Tage lang,“ sagte sie, „habt Ihr Zeit. Bedenkt Euch wohl und übereilt Euch nicht.“ „Das ist kein Fehler,“ dachte der Mann und legte seiner Frau die Hand auf den Mund. Das Bergfräulein aber verschwand. Die Lampe brannte wie vorher, und statt des Rosenduftes zog wieder, wie eine Wolke, der Öldampf durch die Stube.

So glücklich nun unsere guten Leute in der Hoffnung schon im voraus waren und keinen Stern mehr am Himmel sahen, sondern lauter Baßgeigen, so waren sie doch jetzt recht übel daran, weil sie vor lauter Wunsch nicht wußten, was sie wünschen wollten, und weil sie nicht einmal das Herz hatten, recht daran zu denken oder davon zu sprechen, aus Furcht, es möchte für gewünscht passieren, ehe sie es genug überlegt hätten. „Nun,“ sagte die Frau, „wir haben ja noch Zeit bis zum Freitag.“

Des andern Abends, während die Kartoffeln zum Nachtessen in der Pfanne prasselten, standen beide, Mann und Frau, vergnügt an dem Feuer beisammen, sahen zu, wie die kleinen Feuerfünklein an der rußigen Pfanne hin und her züngelten, bald angingen, bald auslöschten, und waren, ohne ein Wort zu reden, vertieft in ihr künftiges Glück. Als aber die Frau die gerösteten Kartoffeln auf das Plättchen anrichtete und ihr der Geruch lieblich in die Nase stieg: — „Wenn wir jetzt nur ein gebratenes Würstlein dazu hätten,“ sagte sie in aller Unschuld und ohne an etwas Anderes zu denken, und — o weh! da war der erste Wunsch gethan. — Schnell, wie ein Blitz kommt und vergeht, kam es wieder wie ein Morgenrot und Rosenduft unter einander durch den Kamin herab, und auf den Kartoffeln lag die schönste Bratwurst. — Wie gewünscht, so geschehen. — Wer sollte sich über einen solchen Wunsch und seine Erfüllung nicht ärgern? Welcher Mann über solche Unvorsichtigkeit seiner Frau nicht unwillig werden?

„Wenn Dir doch nur die Wurst an der Nase angewachsen wäre!“ sprach er in der ersten Überraschung, auch in aller Unschuld und ohne an etwas Anderes zu denken; — und wie gewünscht, so geschehen. Kaum war das letzte Wort gesprochen, so saß die Wurst an der Nase des guten Weibes fest wie angewachsen und hing zu beiden Seiten hinab wie ein Husaren-Schnauzbart.

Nun war die Not der armen Eheleute erst recht groß. Zwei Wünsche waren gethan und vorüber, und noch waren sie um keinen Heller und um kein Weizenkorn, sondern nur um eine böse Bratwurst reicher. Noch war ein Wunsch zwar übrig. Aber was half nun aller Reichtum und alles Glück zu einem solchen Nasenzierrat der Hausfrau? Wollten sie wohl oder übel, so mußten sie die Bergfrau bitten, mit unsichtbarer Hand Barbiersdienste zu leisten und Frau Liese von der vermaledeiten Bratwurst zu befreien. Wie gebeten, so geschehen; und so war der dritte Wunsch auch vorüber, und die armen Eheleute sahen einander an, waren der nämliche Hans und die nämliche Liese nachher wie vorher, und die schöne Bergfee kam niemals wieder.

Merke: Wenn Dir einmal die Bergfee also kommen sollte, so sei nicht geizig, sondern wünsche Numero Eins: Verstand, daß Du wissen mögest, was Du Numero Zwei wünschen sollest, um glücklich zu leben; und weil es leicht möglich wäre, daß Du alsdann etwas wähltest, was ein thörichter Mensch nicht hoch anschlägt, so bitte noch

Numero Drei: um beständige Zufriedenheit und keine Reue.

Also: Alle Gelegenheit, glücklich zu werden, hilft nichts, wenn der Verstand fehlt, sie zu benutzen.

Das Märchen vom Ritter Blaubart.

Es war einmal ein gewaltiger Rittersmann, der hatte viel Geld und Gut, und lebte auf seinem Schloß herrlich und in Freuden. Er hatte einen blauen Bart, weshalb man ihn nur Ritter Blaubart nannte, obschon er eigentlich anders hieß, aber sein wahrer Name ist verloren gegangen. Dieser Ritter hatte sich schon mehr als einmal verheiratet, allein man hatte gehört, daß alle seine Frauen schnell nach einander gestorben seien, ohne daß man eigentlich ihre Krankheit erfahren hatte. Nun ging Ritter Blaubart abermals auf Freiersfüßen, und da war eine Edeldame in seiner Nachbarschaft, die hatte zwei schöne Töchter und einige ritterliche Söhne, und diese Geschwister liebten einander sehr zärtlich. Als nun Ritter Blaubart die eine dieser Töchter heiraten wollte, hatte keine von beiden rechte Lust, denn sie fürchteten sich vor des Ritters blauem Bart, und mochten sich auch nicht gern von einander trennen. Aber der Ritter lud die Mutter, die Töchter und die Brüder samt und sonders auf sein großes schönes Schloß zu Gaste, und verschaffte ihnen dort so viel angenehmen Zeitvertreib und Vergnügen durch Jagden, Tafeln, Tänze, Spiele und sonstige Freudenfeste, daß sich endlich die jüngste der Schwestern ein Herz faßte, und sich entschloß, Ritter Blaubarts Frau zu werden. Bald darauf wurde auch die Hochzeit mit vieler Pracht gefeiert.

Nach einiger Zeit sagte der Ritter Blaubart zu seiner jungen Frau: „Ich muß verreisen, und übergebe Dir die Obhut über das ganze Schloß, Haus und Hof, mit allem, was dazu gehört. Hier sind auch die Schlüssel zu allen Zimmern und Gemächern, in alle diese kannst Du zu jeder Zeit eintreten. Aber dieser kleine goldene Schlüssel schließt das hinterste Kabinett am Ende der großen Zimmerreihe. In dieses, meine Teure, muß ich Dir verbieten zu gehen, so lieb Dir meine Liebe und Dein Leben ist. Würdest Du dieses Kabinett öffnen, so erwartete Dich die schrecklichste Strafe der Neugier. Ich müßte Dir dann mit eigner Hand das Haupt vom Rumpfe

trennen!“ — Die Frau wollte auf diese Rede den kleinen goldnen Schlüssel nicht annehmen, indes mußte sie dies thun, um ihn sicher aufzubewahren, und so schied sie von ihrem Mann mit dem Versprechen, daß es ihr nie einfallen werde, jenes Kabinett aufzuschließen und zu betreten.

Als der Ritter fort war, erhielt die junge Frau Besuch von ihrer Schwester und ihren Brüdern, die gerne auf die Jagd gingen; und nun wurden mit Lust alle Tage die Herrlichkeiten in den vielen, vielen Zimmern des Schlosses durchmustert, und so kamen die Schwestern auch endlich an das Kabinett. Die Frau wollte, obschon sie selbst große Neugierde trug, durchaus nicht öffnen, aber die Schwester lachte ob ihrer Bedenklichkeit, und meinte, daß Ritter Blaubart darin doch nur aus Eigensinn das kostbarste und wertvollste von seinen Schätzen verborgen halte. Und so wurde der Schlüssel mit einigem Zagen in das Schloß gesteckt, und da flog auch gleich mit dumpfem Geräusch die Thüre auf, und in dem sparsam erhellten Zimmer zeigten sich — ein entsetzlicher Anblick! — die blutigen Häupter aller früheren Frauen Ritter Blaubarts, die ebensowenig, wie die jetzige, dem Drange der Neugier hatten widerstehen können, und die der böse Mann alle mit eigner Hand enthauptet hatte. Vom Tod geschüttelt wichen jetzt die Frau und ihre Schwester zurück; vor Schreck war der Frau der Schlüssel entfallen, und als sie ihn aufhob, waren Blutflecken daran, die sich nicht abreiben ließen, und ebensowenig gelang es, die Thüre wieder zuzumachen, denn das Schloß war bezaubert, und indem verkündeten Hörner die Ankunft Berittener vor dem Thore der Burg. Die Frau atmete auf und glaubte, es seien ihre Brüder, die sie von der Jagd erwartete, aber es war Ritter Blaubart selbst, der nichts Eiligeres zu thun hatte, als nach seiner Frau zu fragen, und als diese ihm bleich, zitternd und bestürzt entgegentrat, so fragte er nach dem Schlüssel; sie wollte den Schlüssel holen und er folgte ihr auf dem Fuße, und als er die Flecken am Schlüssel sah, so verwandelten sich alle seine Gebärden, und er schrie: „Weib, Du mußt nun von meinen Händen sterben! Alle Gewalt habe ich Dir gelassen! Alles war Dein! Reich und schön war Dein Leben! Und so gering war Deine Liebe zu mir, daß Du meine einzige geringe Bitte, meinen

ernsthaften Befehl nicht beachtet hast? Bereite Dich zum Tode, es ist aus mit Dir!"

Voll Entsetzen und Todesangst eilte die Frau zu ihrer Schwester, und bat sie, geschwind auf die Turmzinne zu steigen und nach ihren Brüdern zu spähen, und diesen, sobald sie sie erblickte, ein Notzeichen zu geben, während sie sich auf den Boden warf, und zu Gott um ihr Leben flehte. Und dazwischen rief sie: „Schwester! siehst Du noch niemand?" — „Niemand!" klang die trostlose Antwort. — „Weib! komm herunter!" schrie Ritter Blaubart, „Deine Frist ist aus!"

„Schwester! siehst Du niemand?" schrie die Zitternde. „Eine Staubwolke — aber ach, es sind Schafe!" antwortete die Schwester. — „Weib! komm herunter, oder ich hole Dich!" schrie Ritter Blaubart.

„Erbarmen! Ich komme ja sogleich! Schwester! siehst Du niemand?" — „Zwei Ritter kommen zu Roß daher, sie sahen mein Zeichen, sie reiten wie der Wind." —

„Weib! jetzt hole ich Dich!" donnerte Blaubarts Stimme, und da kam er die Treppe herauf. Aber die Frau gewann Mut, warf ihre Zimmerthür ins Schloß, und hielt sie fest, und dabei schrie sie samt ihrer Schwester so laut um Hülfe, wie sie beide nur konnten. Indessen eilten die Brüder wie der Blitz herbei, stürmten die Treppe hinauf und kamen eben dazu, wie Ritter Blaubart die Thüre sprengte und mit gezücktem Schwert in das Zimmer drang. Ein kurzes Gefecht und Ritter Blaubart lag tot am Boden. Die Frau war erlöst, konnte aber die Folgen ihrer Neugier lange nicht verwinden.

Die Geschichte von Abner, dem Juden, der nichts gesehen hat.

Diese Geschichte hat sich in Magador, das am Strande des großen Meeres liegt, zu der Zeit zugetragen, da der Kaiser Muley Ismael Fetz und Marokko beherrschte.

Juden giebt es überall und sie sind überall pfiffig, haben Falken-

augen für den kleinsten Vorteil, sind verschlagen; desto verschlagener, je mehr sie mißhandelt werden und bilden sich etwas darauf ein. Zuweilen kommt aber auch ein Jude durch seine Pfiffe zu Schaden. So erging es dem Abner, als er eines Abends zum Thore von Marokko hinaus spazieren ging.

Er schritt einher, mit der spitzigen Mütze auf dem Kopf, in den bescheidenen, nicht übermäßig reinlichen Mantel gehüllt, nahm von Zeit zu Zeit eine verstohlene Prise aus der goldenen Dose, die er nicht gern sehen ließ, und streichelte sich den Knebelbart. Zufriedenheit leuchtete aus seinen beweglichen Mienen, obschon er zugleich die Augen umherrollen ließ, um etwas zu erspähen, womit etwas zu machen wäre. Er ist Arzt, ist Kaufmann, ist alles, was Geld einträgt. Er hat heute einen Sklaven mit einem heimlichen Fehler verkauft, wohlfeil eine Kamelladung Gummi gekauft und einem reichen, kranken Manne den letzten Trank bereitet.

Als er auf seinem Spaziergange eben aus einem kleinen Walde von Dattelpalmen heraustrat, hörte er lautes Geschrei herbeilaufender Menschen hinter sich. Es war ein Haufe kaiserlicher Stallknechte, den Oberstallmeister an der Spitze, die unruhige Blicke umherwarfen, als suchten sie eifrig etwas Verlorenes.

„Philister!" rief ihm keuchend der Oberstallmeister zu, „hast Du nicht ein kaiserlich Pferd mit Sattel und Zeug vorüberrennen sehen?"

Abner antwortete: „Der beste Galoppläufer, den es giebt; zierlich klein ist sein Huf, seine Hufeisen sind von vierzehnlötigem Silber, sein Haar leuchtet golden, gleich dem großen Sabbathleuchter in der Schule, fünfzehn Fäuste ist er hoch, sein Schweif ist drei und einen halben Fuß lang, und die Stangen seines Gebisses sind von dreiundzwanzigkarätigem Golde."

„Er ist's!" rief der Oberstallmeister. „Er ist's!" riefen die Stallknechte. „Es ist der Emir," rief ein alter Bereiter, „ich habe es dem Prinzen Abdallah zehnmal gesagt, er solle den Emir in der Trense reiten. Ich kenne den Emir, ich habe es vorausgesagt, daß er ihn abwerfen würde, und sollte ich seine Rückenschmerzen mit dem Kopfe bezahlen müssen, ich habe es vorausgesagt. — Aber schnell, wohin ist er gelaufen?"

„Habe ich doch gar kein Pferd gesehen," erwiderte Abner lächelnd, „wie kann ich sagen, wohin es gelaufen ist, des Kaisers Pferd?"

Erstaunt über diesen Widerspruch, wollten die Herren vom Stalle eben weiter in Abner dringen, da kam ein anderes Ereignis dazwischen.

Zufällig war gerade zu dieser Zeit auch der Leibschoßhund der Kaiserin entlaufen. Ein Haufe schwarzer Sklaven kam herbeigerannt, und sie schrieen schon von weitem: „Habt Ihr den Schoßhund der Kaiserin nicht gesehen?"

„Es ist wohl kein Hund, den Ihr sucht, es ist nur ein Hündchen," sagte Abner.

„Allerdings," rief der erste Serailwächter hocherfreut. „Aber ein kleines Hündchen ist auch ein Hund. Sawak, wo bist Du?"

„Ein kleiner Wachtelhund," fuhr Abner fort, „langes Behänge, Federschwanz, hinkt auf dem rechten vordern Bein."

„Er ist's, wie er leibt und lebt!" riefen die Schwarzen. „Es ist Sawak. Die Kaiserin ist in Krämpfe gefallen, sobald er vermißt wurde; Sawak, wo bist Du? Was soll aus uns werden, wenn wir ohne Dich in den Harem zurückkehren? Sprich geschwind, wohin hast Du ihn laufen sehen?"

„Ich habe gar keinen Hund gesehen, weiß ich doch nicht einmal, daß meine Kaiserin, die Gott erhalte, einen Wachtelhund besitzt."

Da ergrimmten die Leute vom Stalle und vom Harem über Abners Unverschämtheit, daß er über kaiserliches Eigentum seinen Scherz treibe, und zweifelten keinen Augenblick, so unwahrscheinlich dies auch war, daß er Hund und Pferd gestohlen habe. Während die anderen ihre Nachforschungen fortsetzten, packten der Stallmeister und der erste Serailwächter den Juden und führten den halb pfiffig, halb ängstlich Lächelnden vor das Angesicht des Kaisers.

Aufgebracht, berief Muley Ismael, als er den Hergang vernommen, den gewöhnlichen Rat des Palastes und führte, in Betracht der Wichtigkeit des Gegenstandes, selbst den Vorsitz. Zur Eröffnung der Sache wurden dem Angeschuldigten ein halbes Hundert Streiche auf die Fußsohlen zuerkannt. Abner mochte schreien oder winseln,

seine Unschuld betheuern oder versprechen, alles zu erzählen, wie es sich zugetragen, Sprüche aus der Schrift oder dem Talmud anführen, — Muley Ismael winkte und schwur bei des Propheten Bart und seinem eigenen, der Philister solle die Schmerzen des Prinzen Abdallah und die Krämpfe der Kaiserin mit dem Kopfe bezahlen, wenn die Flüchtigen nicht wieder beigebracht würden.

Noch erschallte der Palast des Kaisers von Marokko von dem Schmerzgeschrei des Patienten, als die Nachricht einlief, Hund und Pferd seien wieder gefunden. Sawak wurde in Gesellschaft einiger Möpse gefunden, die sich aber für ihn durchaus nicht schickte, und Emir hatte, nachdem er sich müde gelaufen, das duftende Gras auf den grünen Wiesen am Bache Tara wohlschmeckender gefunden, als den kaiserlichen Hafer.

Muley Ismael verlangte nun von Abner eine Erklärung seines Betragens, und dieser sah sich nun, wiewohl etwas spät, imstande, sich zu verantworten, was er, nachdem er vor Seiner Hoheit Thron dreimal die Erde mit der Stirne berührte, in folgenden Worten that:

„Großmächtigster Kaiser, König der Könige, Herr des Westens, Stern der Gerechtigkeit, Spiegel der Wahrheit, Abgrund der Weisheit, der Du so glänzend bist wie Gold, so strahlend wie der Diamant, so hart wie das Eisen, höre mich, weil es Deinem Sklaven vergönnt ist, vor Deinem strahlenden Angesichte seine Stimme zu erheben. Ich schwöre bei dem Gott meiner Väter, bei Moses und den Propheten, daß ich Dein heiliges Pferd und meiner gnädigen Kaiserin liebenswürdigen Hund mit meines Leibes Augen nicht gesehen habe. Höre aber, wie sich die Sache begeben.

Ich wandelte, um mich von des Tages Last und Arbeit zu erholen, nichts denkend, in dem kleinen Gehölze, wo ich die Ehre gehabt habe, Seiner Herrlichkeit, dem Oberstallmeister und Seiner Wachsamkeit, dem schwarzen Aufseher Deines gesegneten Serails zu begegnen; da gewahrte ich im feinen Sande zwischen den Palmen die Spuren eines Tieres; ich, dem die Spuren der Tiere überaus gut bekannt sind, erkenne sie alsbald für die Fußstapfen eines kleinen Hundes. Andere Spuren neben den Vordertatzen, wo der Sand leicht

weggefegt zu sein schien, sagten mir, daß das Tier mit schönen, weit herabhängenden Ohren begabt sei; und da ich bemerkte, wie in längeren Zwischenräumen der Sand bedeutender aufgewühlt war, dachte ich: Einen schönen langbehaarten Schweif hat der Kleine und er muß anzusehen sein, als ein Federbusch, und es hat ihm beliebt, zuweilen den Sand damit zu peitschen. Auch entging mir nicht, daß eine Pfote sich beständig weniger tief in den Sand eindrücke. Leider konnte mir da nicht verborgen bleiben, daß das Hündchen meiner gnädigsten Herrscherin, wenn es erlaubt ist, es auszusprechen, etwas hinke.

Was das Roß Deiner Hoheit betrifft, so wisse, daß ich, als ich in einem Gange des Gebüsches hinwandelte, auf die Spuren eines Pferdes aufmerksam wurde. Kaum hatte ich den edeln, kleinen Huf, den feinen und doch starken Strahl bemerkt, so dachte ich in meinem Herzen: Das ist gewesen ein Roß von der Rasse Tschenner, die da ist die vornehmste von allen. Ist es ja noch nicht vier Monate, hat mein gnädigster Kaiser einem Fürsten in Frankenland eine ganze Kuppel von dieser Rasse verkauft, und mein Bruder Ruben ist dabei gewesen, wie sie sind handelseinig geworden. Und mein gnädigster Kaiser hat dabei gewonnen so und so viel. Als ich sah, wie die Spuren so weit und gleichmäßig von einander entfernt waren, mußte ich denken: Das galoppiert schön, vornehm und ist bloß mein Kaiser wert, solch ein Tier zu besitzen, und ich gedachte des Streitrosses, von dem geschrieben steht bei Hiob: „Es stampfet auf den Boden und ist freudig mit Kraft und zeucht aus, den Geharnischten entgegen; es spottet der Furcht und erschricket nicht und fleucht vor dem Schwert nicht, wenn gleich wiedererklinget der Köcher, und glänzen beide, Spieß und Lanzen.“ Und ich bückte mich, da ich etwas glänzen sah auf dem Boden, wie ich immer thue, und siehe, es war ein Marmelstein, darauf hatte das Hufeisen des eilenden Rosses einen Strich gezogen, und ich erkannte, daß es Hufeisen haben mußte von vierzehnlötigem Silber. Muß ich doch den Strich kennen von jeglichem Metall, sei es ächt oder unächt. Der Baumgang, in dem ich spazierte, war sieben Fuß weit und hie und da sah ich den Staub von den Palmen gestreift; der Gaul hat mit dem Schweif gefochten, sprach ich, und er

ist lang drei und einen halben Fuß. Unter Bäumen, deren Krone etwa fünf Fuß vom Boden anfing, sah ich frisch abgestreifte Blätter; seiner Schnelligkeit Rücken mußte sie abgestreift haben. Da haben wir ein Pferd von fünfzehn Fäusten; siehe da, unter denselben Bäumen kleine Büschel goldglänzender Haare, und siehe da, es ist ein Goldfuchs! Eben trat ich aus dem Gebüsche, da fiel an einer Felswand ein Goldstrich in mein Auge. Diesen Strich solltest Du kennen, sprach ich, und was war's? Ein Probierstein war eingesprengt in dem Gestein und ein haarfeiner Goldstrich darauf, wie ihn das Männchen mit dem Pfeilbündel auf den Dukaten der sieben vereinigten Provinzen von Holland nicht feiner, nicht reiner ziehen kann. Der Strich mußte von den Gebißstangen des flüchtigen Rosses rühren, die es im Vorbeispringen gegen dieses Gestein gerieben. Kennt man doch Deine erhabene Prachtliebe, König der Könige, weiß man ja doch, daß sich das geringste Deiner Rosse schämen würde, auf einen andern, als einen goldenen Zaum zu beißen. Also hat es sich begeben, und wenn —"

„Nun, bei Mekka und Medina!" rief Muley Ismael, „das heiße ich Augen! Solche Augen könnten Dir nicht schaden, Oberjägermeister, sie würden Dir eine Kuppel Schweißhunde ersparen. Du, Polizeiminister, könntest damit weiter sehen, als alle Deine Schergen und Aufpasser. Nun, Philister, wir wollen Dich in Betracht Deines ungemeinen Scharfsinns, der uns wohl gefallen hat, gnädig behandeln; die fünfzig Prügel, die Du richtig erhalten hast, sind fünfzig Zechinen wert, sie ersparen Dir fünfzig; denn Du zahlst jetzt bloß noch fünfzig bar; zieh Deinen Beutel und enthalte Dich für die Zukunft, unseres kaiserlichen Eigentums zu spotten. Wir bleiben Dir übrigens in Gnaden gewogen."

Der ganze Hof bewunderte Abners Scharfsinn; denn Seine Majestät hatte geschworen, er sei ein geschickter Bursche. Aber dies bezahlte ihm seine Schmerzen nicht, tröstete ihn nicht für seine teuren Zechinen. Während er stöhnend und seufzend eine nach der andern aus dem Beutel führte, jede noch zum Abschiede auf der Fingerspitze wog, höhnte ihn noch Schnuri, der kaiserliche Spaßmacher und fragte ihn, ob seine Zechinen alle auf dem Steine sich bewährten, auf dem

der Goldfuchs des Prinzen Abdallah sein Gebiß probiert habe. „Deine Weisheit hat heute Ruhm geerntet," sprach er, „ich wollte aber noch fünfzig Zechinen wetten, es wäre Dir lieber, Du hättest geschwiegen. Aber wie spricht der Prophet: „Ein entschlüpftes Wort holt kein Wagen ein, und wenn er mit vier flüchtigen Rossen bespannt wäre." Auch kein Windspiel holt es ein, Herr Abner, auch wenn es nicht hinkt."

Nicht lange nach diesem für Abner schmerzlichen Ereignis ging er wieder einmal in einem der grünen Thäler zwischen den Vorbergen des Atlas spazieren. Da wurde er, gerade wie damals, von einem einherstürmenden Haufen Gewaffneter eingeholt, und der Anführer schrie ihn an:

„He! guter Freund, hast Du nicht Goro, den schwarzen Leibschützen des Kaisers vorbeilaufen sehen? Er ist entflohen, er muß diesen Weg genommen haben ins Gebirge."

„Kann nicht dienen, Herr General," antwortete Abner.

„Ach! bist Du nicht der pfiffige Jude, der den Fuchs und den Hund nicht gesehen hat? Mach keine Umstände, hier muß der Sklave vorbeigekommen sein; riechst Du vielleicht noch den Duft seines Schweißes in der Luft? Siehst Du noch die Spuren seines flüchtigen Fußes im hohen Grase? Sprich, der Sklave muß herbei; er ist einzig im Sperlingschießen mit dem Blaserohr, und dies ist Seiner Majestät Lieblingszeitvertreib. Sprich! oder ich lasse Dich sogleich krumm fesseln!"

„Kann ich doch nicht sagen, ich habe gesehen, was ich doch nicht hab' gesehen."

„Jude, zum letztenmale; wohin ist der Sklave gelaufen? Denk' an Deine Fußsohlen, denk' an Deine Zechinen!"

„O weh geschrien! Nun, wenn Ihr absolut haben wollt, daß ich soll gesehen haben den Sperlingschützen, so lauft dorthin; ist er dort nicht, so ist er anderswo."

„Du hast ihn also gesehen?" brüllte ihn der Soldat an.

„Ja denn, Herr Offizier, weil Ihr es so haben wollt."

Die Soldaten verfolgten eilig die angegebene Richtung. Abner aber ging, innerlich über seine List zufrieden, nach Hause. Kaum

aber war er vierundzwanzig Stunden älter geworden, so drang ein Haufe von der Wache des Palastes in sein Haus, trotz des Sabbaths, und schleppte ihn vor das Angesicht des Kaisers von Marokko.

„Hund von einem Juden," schnaubte ihn der Kaiser an, „Du wagst es, kaiserliche Bediente, die einen flüchtigen Sklaven verfolgen, auf falsche Spur ins Gebirge zu schicken, während der Flüchtling der Meeresküste zueilt und beinahe auf einem spanischen Schiffe entkommen wäre? Greift ihn, Soldaten! Hundert auf die Sohlen! Hundert Zechinen aus dem Beutel! Um wie viel die Sohlen schwellen unter den Hieben, um so viel soll der Beutel einschnurren!"

Im Reiche Fetz und Marokko liebt man schnelle Gerechtigkeit. So wurde der arme Abner geprügelt und besteuert, ohne daß man ihn zuvor um seine Einwilligung befragt hätte. Er aber verfluchte sein Geschick, das ihn dazu verdammte, daß seine Sohlen und sein Beutel es hart empfinden sollten, so oft Seine Majestät geruhten, etwas zu verlieren. Als er aber brummend und seufzend unter dem Gelächter des rohen Hofvolks aus dem Saale hinkte, sprach Schnuri zu ihm: „Gieb Dich zufrieden, Abner, undankbarer Abner. Ist es nicht Ehre genug für Dich, daß jeder Verlust, den unser gnädiger Kaiser, den Gott erhalte, erleidet, auch Dir empfindlichen Kummer verursachen muß? Versprichst Du mir aber ein gutes Trinkgeld, so komme ich jedesmal eine Stunde, bevor der Herr des Westens etwas verliert, an Deine Bude in der Judengasse und spreche: „Gehe nicht aus Deiner Hütte, Abner, Du weißt schon warum; schließe Dich ein in Dein Kämmerlein bis zu Sonnenuntergang."

Dies ist die Geschichte von Abner, der nichts gesehen hat.

Padmanaba und Hassan.

In der Stadt Damaskus wohnte einmal ein Limonadenverkäufer; der hatte einen Stiefsohn, Namens Hassan. Der Jüngling war achtzehn Jahre alt und so liebenswürdig, wie keiner mehr. Sein Gesicht war schön wie der Tag, seine Gestalt schlank und kräftig, wie die Palme des Waldes, und wenn er die Laute schlug und Gesänge anstimmte, klang seine Stimme so lieblich und schmelzend, daß sie alle Menschen entzückte. Der Laden seines Vaters war daher immer angefüllt mit Gästen, die sich mit Hassan unterhielten und ihre Freude hatten an den geistvollen Antworten und heiteren Gesängen des jungen Mannes. Eines Tages sang Hassan gerade ein hübsches Lied und begleitete es kunstvoll mit Lautenklängen. Da trat ein alter, ehrwürdiger Greis, der berühmte und weise Brahmane Padmanaba, in den Laden. Er ließ sich Limonade reichen, horchte mit Vergnügen auf Hassans Gesang und unterhielt sich nach Beendigung des Liedes lange mit dem klugen Jünglinge, der ihm sehr wohl gefiel. Doch endlich ging er hinweg, aber nur, um des andern Tages sich wieder einzufinden. Täglich besuchte er fortan den Laden und bezahlte für ein Glas Limonade, das er sich stets reichen ließ, jedesmal eine Zechine. Dem jungen Hassan fiel das zuletzt nicht wenig auf, und er erzählte es daher einst seinem Stiefvater. „Wenn der Greis wieder kommt," sprach dieser, „so führe ihn doch einmal herauf, damit ich sehe, was von ihm zu halten sei." Padmanaba ließ nicht auf sich warten, und Hassan bat ihn sogleich ehrerbietig und höflich, seinen Vater zu besuchen, der sehr wünschte, ihn kennen zu lernen. Der Brahmane war dazu bereit, folgte dem Jünglinge, und wurde in ein hübsches Gemach geführt, wo Hassans Vater seiner schon mit einem schmackhaften Imbisse wartete. Hassan entfernte sich, und im Gespräche mit Padmanaba wurde der Alte so für den Brahmanen eingenommen, daß er ihn bat, bei ihm wohnen zu bleiben, und wenn er Zeit hätte, seinen Stiefsohn Hassan einen Teil seiner großen Weis-

heit zu lehren. „Ich will Deinen Wunsch erfüllen," sprach Padmanaba; „denn es ist ein Paradies auf Erden, stets unter lieben Freunden zu sein." Der Brahmane schaffte seine Habseligkeiten herbei und wohnte von dem Tage an bei Hassans Vater. Stündlich mußte Hassan um ihn sein, und von Tag zu Tag gewann er den Jüngling lieber. Einst sagte er zu ihm: „Hassan, ich habe Dich lange beobachtet und glaube, daß Du fähig bist, die Lehren zu empfangen, mit denen ich Deinen Geist bereichern will. Kleide Dich an und rüste Dich, vorher wollen wir einen Spaziergang vor die Stadt machen. Du sollst Dinge sehen, die Dich in Erstaunen setzen." Hassan säumte nicht, dieser Aufforderung zu gehorchen, und bald wandelte er an der Hand seines Freundes zu dem Thore hinaus, einem Wäldchen zu, dessen kühler, erquickender Schatten ihnen einladend winkte. Sie gelangten an einen Brunnen, der bis an den Rand voll Wasser stand. „In den Tiefen dieses Brunnens," sprach Padmanaba, „sind unermeßliche Schätze verborgen, und Dir, Hassan, habe ich sie bestimmt und schenke sie Dir. „Hier unter dem Wasser liegen die Schätze?" fragte Hassan, „da wird Dein Geschenk mir wenig helfen; denn wie soll ich dahin gelangen?" Der Brahmane lächelte, nahm ein Stückchen Papier, zeichnete zwei Buchstaben darauf, und warf das Blatt auf die Fläche des Brunnens. Augenblicklich schien das Wasser, zum Erstaunen Hassans, zu versiechen, verschwand gänzlich, und eine Treppe zeigte sich, auf der beide in den Brunnen hinabstiegen. Eine kupferne Thür mit einem Schlosse von Stahl hielt sie auf. Padmanaba schrieb ein Gebet nieder, berührte damit das Schloß, es öffnete sich, die Thür sprang auf, und eine weite Halle nahm den erstaunten Hassan mit seinem Begleiter auf. In der Halle stand ein riesiger Neger und hatte seine Hand auf einen blendend weißen Marmorblock gestützt. Bei ihrem Eintritte erhob er den Block mit der Faust, als ob er die Verwegenen damit zerschmettern wollte. Padmanaba sprach nur ein Wort, hauchte den Mohren an, und er stürzte zu Boden. Ohne Aufenthalt gingen sie weiter und gelangten aus der Halle in einen großen Hof. Hier stand gerade in der Mitte des weiten Raums ein herrlicher Dom mit strahlenden Kuppeln und durchsichtigen Türmen; denn er war ganz von Krystall erbaut und glänzte wie ein Juwel.

Vor seiner Thüre lagen zwei feuerspeiende Drachen. „Laß uns fliehen!“ rief Hassan bei ihrem Anblicke entsetzt, „sie werden uns zu Asche verbrennen, wenn sie uns sehen.“ „Nicht doch,“ sprach Padmanaba lächelnd, „habe keine Furcht!“ Er murmelte eine Beschwörung, und die Drachen verschwanden. Jetzt sprang von selbst die Thür des Doms auf, sie schritten hinein, und Hassan staunte von neuem; denn er erblickte im krystallenen Dome noch einen zweiten kleinern, der war ganz von Rubinen, und statt des Knopfes auf dem Minaret glänzte oben ein Karfunkelstein, sechs Fuß lang und zwei Fuß dick; der strömte ein Licht aus, heller als das der Sonne. Die Thüre, aus einem einzigen Smaragd geformt, stand offen, sie konnten bis in das Innere des Rubinendoms schauen und erblickten dort einen prächtigen Saal. Am Eingange wurden sie von sechs lieblichen Jungfrauen empfangen und mit Gesang und Harfenton von ihnen bewillkommnet. Sie schritten an ihnen vorbei in den Saal hinein. Hassan war außer sich vor Staunen, als er sich umsah. Die Decke des Saales war von Porphyr und mit Perlen und Diamanten besäet, die wie Sterne funkelten; der Boden war von Gold, und die Wände von Rubinen. Aus dem Saale schritten sie in ein kleineres, aber ebenso glänzendes Zimmer. Hier lag in der einen Ecke ein Haufen Gold, in der andern ein Haufen Rubinen, in der dritten ein silberner Krug, und in der vierten ein Häuflein schwarzer Erde. In der Mitte des Zimmers aber stand ein goldener Katafalk mit einem silbernen Sarge, dessen Deckel offen stand. In dem Sarge lag langgestreckt wie schlummernd ein Mann mit einer prachtvollen diamantenen Krone auf dem Haupte. Über seinen Füßen hing eine silberne Tafel von der Decke herab, darauf stand mit flammenden Buchstaben: „Das Leben der Menschen ist Schlaf, und ihr Erwachen der Tod.“

„Siehe,“ sprach Padmanaba zu Hassan, „dies ist die Leiche des mächtigsten Fürsten der Erde, der einst ganz Asien und die Völker Afrikas beherrscht hat. Er war es, der vor Jahrtausenden diese unterirdischen Gebäude aufführen ließ und sich hierher begab, als er fühlte, daß sein Ende herannahte. Allen Zaubers war er mächtig und der weiseste Mensch, der je gelebt hat, war er. Und dennoch mußte er sterben; denn alle menschliche Macht ist nur Schwäche und

sinkt vor Allah dahin in den Staub." Darauf zeigte er ihm die Schätze rings umher. Bei der Erde in dem einen Winkel, blieb er stehen. „Sieh dieses Häuflein Erde an!" sprach er da, „aus diesem unscheinbaren Stoffe sind alle Schätze entstanden, die Du hier siehst. Wenn Du mit dem Wasser, das jener silberne Krug enthält, diese Erde befeuchtest und nur eine Hand voll davon nimmst, kannst Du damit alle Erze Egyptens in Gold verwandeln und alle Kiesel in Edelsteine jeder Art." „Wunderbar! wunderbar!" stammelte Hassan. „Ich habe Dir noch nicht alle Tugenden dieser Erde gesagt," fuhr Padmanaba fort, „sie hat deren noch mehr. Vor ihrer Gewalt entweichen alle Krankheiten, die Plagen der Menschen. Wenn Du am Tode liegst und ohne Rettung verloren scheinst, so verschlucke nur ein einziges Körnlein dieser Erde, und Du bist wieder gesund, wie vorher, und rüstiger als jemals. Ja, wenn Du mit dieser Erde Deine Augen reibst, so siehst Du alle Geister zwischen Himmel und Erde, und alle müssen Deinen Winken gehorchen. Sieh, und diese Schätze will ich mit Dir teilen. Glaubst Du, daß ich Dich liebe?" „Mächtiger Meister," sprach Hassan, „wie kann ich daran Zweifel hegen, und wie soll ich Euch danken?" „Liebe mich!" sagte Padmanaba ruhig, „und ich bin zufrieden. Bleibe mir treu und verrate mich nimmer, und es wird Dir wohlgehen. Jetzt suche Dir einige Kleinodien aus, dann komm und übergieb sie Deinem Vater als einen Beweis meiner Freundschaft für Dich." Hassan suchte sich eine Menge Rubinen und Diamanten aus, und mit einem Herzen voll Dankbarkeit schritt er an der Seite des gütigen Brahmanen durch die Säle, Hallen und Höfe zurück, die Treppe des Brunnens wieder hinauf nach Hause. Der Brunnen war wieder gefüllt mit Wasser sobald sie ihn verlassen hatten. Hassans Vater ward beinahe unsinnig vor Freude, als sein Sohn ihm die Schätze, die er mitgebracht hatte, überreichte und schenkte, gab alsbald seinen Limonadenhandel auf und lebte fortan in Überfluß und Herrlichkeit. Padmanaba aber unterrichtete Hassan nach wie vor in allen guten Dingen und Wissenschaften. Nun wollte es aber das Unglück, daß Hassans Stiefmutter eine sehr geizige und habsüchtige Frau war. Dieses elende Weib war nicht zufrieden mit den Schätzen, die ihr Sohn durch Padmanabas Güte erlangt hatte,

sondern sie wollte alles besitzen, was der Brunnen an unterirdischen Gütern und Reichtümern verbarg. Deshalb sagte sie einst zu Hassan: „Höre, lieber Sohn! wenn wir so lustig und verschwenderisch fortleben wie jetzt, dann werden die paar Edelsteine, die Du mitgebracht hast, bald genug verschwinden, und wir können wieder hingehen und am Hungertuche nagen, was uns schwer genug ankommen wird." „Ach was," sagte Hassan, „hege nur keine Furcht! wenn die Steine weg sind, hole ich mit Padmanabas Hilfe wieder andere und bringe gleich eine Handvoll der wunderthätigen schwarzen Erde mit; dann kannst Du vollends ohne Sorge leben." „Das ist alles recht gut, Söhnchen," sprach die Alte wieder, „aber wer steht Dir denn dafür, daß der Brahmane, Dein guter Freund, nicht einmal stirbt, ehe wir es uns versehen? Was haben wir dann? Warum sagst Du nicht lieber zu ihm, er solle Dich alle die Kunststückchen lehren, die nötig sind, um ohne Gefahr in den Brunnen zu steigen? Wenn er Dir alle Schätze da drinnen bestimmt hat, muß er Dir auch freien Eingang dazu verschaffen." „Ach, Mutter!" sagte Hassan, „ich fürchte, Padmanaba wird böse, wenn ich ihm das ansinne." „Versuch es wenigstens, Söhnchen!" bat die Alte; „wenn er keine Lust dazu hat, wird er es schon sagen." Und sie redete ihm so lange zu, daß Hassan hinging und den Brahmanen ersuchte, ihn alles Nötige zu lehren, um ohne Gefahr zu den Schätzen gelangen zu können. Padmanaba liebte den Jüngling so zärtlich, daß er seine Bitte nicht abzuschlagen vermochte, schrieb ihm daher alle Vorschriften, Gebete und Beschwörungsformeln ganz genau auf ein Blatt und unterrichtete ihn so sorgfältig, daß ein Irrtum nicht mehr möglich war. Hassan bedankte sich, lief gleich zu seiner Mutter und sagte: „Siehe, da habe ich die Schlüssel und nun kannst Du außer Sorge sein." Einige Tage vergingen, da ließ das böse Weib ihren Sohn wieder zu sich bescheiden und sagte: „Höre, ich habe mit Deinem Vater gesprochen und beschlossen, daß wir heute in das Gewölbe gehen, und Schätze in Vorrat holen wollen. Du wirst uns also hinführen." „Ja," sagte Hassan, „das will ich thun." „Ferner haben wir beschlossen," fuhr sie fort, „den Brahmanen Padmanaba umzubringen, sobald wir Gewißheit haben, daß er Dich die rechte Sprache gelehrt hat. Denn wer kann wissen, ob er das Ge-

heimnis nicht noch andern Leuten mitteilt? Du, Hassan, sollst ihm das Schwert in die Brust stoßen!" „Was," schrie Hassan, „ich? Töten soll ich ihn? Meinen Wohlthäter, meinen Freund, den Mann, der uns mit Glück und Schätzen überhäuft hat, den soll ich töten? Nimmermehr thu ich das, nimmer, nimmer, lieber töte ich mich selbst." Die Alte redete ihm zu, bat, drohte, befahl, Hassan blieb standhaft. Endlich rief sie auch ihren Mann, seinen Vater, zu Hilfe; aber auch dieser suchte vergebens die Festigkeit seines Sohnes zu erschüttern. „Nun gut," sprach jener endlich, „wenn Du nicht willst, so laß es bleiben! wir müssen uns zufrieden geben. Doch den Gefallen kannst Du mir wohl thun, und mir das Blatt zeigen, was der Brahmane Dir gegeben hat." Auch das wollte Hassan nicht. „Wie?" rief da sein Vater, „vergiltst Du so alles das, was wir an Dir gethan haben? Bist Du nicht von uns aufgenommen, als Du wie ein Bettler auf der Straße umherlagest? Haben wir Dich nicht gekleidet, gespeist, getränkt und erzogen?" Das hatten sie freilich gethan, aber nur aus Eigennutz, und weil sie Hassan in ihrem Geschäfte sehr gut verwenden konnten. „Gut," sprach Hassan endlich, „undankbar will ich nicht scheinen, ich will Euch das Blatt geben, aber schwört mir auch, dem guten Padmanaba nichts zuleide zu thun." „Wir schwören," schrieen die bösen Pflegeeltern schnell, obgleich sie keineswegs gesonnen waren, den Schwur zu halten. Da zog Hassan das Blatt hervor, und gab es hin. Aber kaum hatte es sein Pflegevater in den Händen, so fiel er über Hassan her, schlug ihn zu Boden, band und knebelte ihn und sagte: „So, nun bleib hier liegen und laß Dir von Deinem Freunde helfen, wenn Du kannst," lachte höhnisch auf und verließ mit seiner bösen Frau das Zimmer. Die Thüre schloß er ab und dann eilte er mit dem Weibe zum Brunnen, die Schätze zu stehlen. Den Brahmanen wollte er in der Nacht heimlich ermorden. Aber Allah wachte über Hassan, und seine Standhaftigkeit wurde belohnt. Padmanaba erfuhr nämlich von einem dienstbaren Geiste noch in derselben Stunde alles, was vorgegangen war, und die Alten waren daher kaum aus dem Hause, als er schon zu Hassan eilte und ihn von seinen Banden befreite. „Steh auf und folge mir, mein lieber und getreuer Sohn!" sprach er freundlich und liebevoll,

„komm und sieh, wie Undank und Habsucht ihren Lohn finden.“ Hassan erhob sich und beide gingen hinweg. Der Limonadenverkäufer war indessen mit seinem bösen Weibe nach dem Brunnen gerannt und gierte nach den Reichtümern, welche dieser in sich barg und zu denen er die Schlüssel hatte. Ohne Besorgnis und Ahnung einer Gefahr warf er das Blatt in den Brunnen, das Wasser versiechte und die Treppe erschien. Mit seiner Frau stieg er in den Brunnen hinab, und vor dem Talisman des Weisen sprangen das Schloß und die Thür auf, der Mohr stürzte nieder vor dem Wort und dem Hauche, die feuerspeienden Drachen verschwanden, und der Eingang zu dem Dome war gewonnen. Gierig fiel das Weib über die Schätze her, die sie rings umher erblickte, und belud sich damit so schwer, daß sie stöhnte. Ein Gleiches mußte ihr Mann thun. Er hielt sich wacker an Rubinen, Gold und Diamanten und keuchte endlich, als er genug hatte, mit seinem Weibe wieder auf den Ausgang der Unterwelt, die Brunnentreppe, los. Aber kaum waren sie aus dem Dome auf den Hof getreten, da schritten ihnen brüllend zwei gewaltige Löwen entgegen mit aufgesperrtem Rachen und glühenden Augen, und eine Stimme ertönte aus der Luft: „Elende, niedrige Verräter, der Lohn Eurer Schandthat sei der Tod.“ Und alsbald fielen auch die Löwen über sie her und in zwei Minuten waren sie beide in Stücke zerrissen. Padmanaba aber und Hassan schwebten auf einem Wolkenwagen aus der Luft herab, von wo sie das traurige Ende der bösen Eheleute mit angesehen hatten, schafften die Leichen hinaus und beerdigten sie. Hassan aber blieb der Liebling des Brahmanen, der ihn in aller Weisheit unterrichtete und ihn mächtig machte über die Geister der Luft und der Erde. Lange Jahre lebten sie glücklich mit einander, und nie bereute Hassan, der Versuchung der bösen Pflegeeltern widerstanden und fest gehalten zu haben am Guten und Rechten.

Undine.

Es mögen schon viele hundert Jahre seitdem vergangen sein, als ein alter frommer Fischer, Netze strickend vor seiner Hütte saß. Der Abend war herrlich und erhöhte unendlich die Reize des anmutigen Stückchens Erde, das sich weit hinaus in die bläulich klare, wunderhelle Flut eines großen Landsees erstreckte.

Von Menschen war freilich an dieser hübschen Stelle wenig oder nichts anzutreffen, den Fischer und seine Hausgenossen ausgenommen, da hinter der Erdzunge ein dichter Wald lag, der wegen seiner Finsternis und wegen gaukelhafter Erscheinungen von niemand ohne Not betreten wurde. Nur der alte Fischer durchschritt ihn stets ohne Anfechtung, da er nie andere als fromme Gedanken hegte und außerdem jedesmal ein geistliches Lied aus heller Kehle und reinem Herzen anstimmte.

Da nun der Alte an diesem Abende ganz arglos bei seiner Arbeit saß, kam ihm beinahe Schrecken an, beim plötzlichen Erscheinen eines Ritters, der auf ihn zuritt. Es war ihm nicht ganz geheuer zu Mute, aber er gewann seine Ruhe wieder, nachdem er einen kräftigen biblischen Spruch laut gebetet hatte. Er hatte auch nichts Arges zu erwarten von der jugendlich schönen Erscheinung des Ritters, der auf schmuckem, schlankem Schimmelhengste saß und mit scharlachrotem Mantel, sowie veilchenblauem Wams bekleidet war. Von seinem goldfarbigen Barett wallten rote und blaue Federn herab; am goldenen Wehrgehänge blitzte ein reichverziertes Schwert. Der Ritter bat mit höflichen Worten um Nachtquartier für sich und sein Roß. Letzteres mußte zwar unter freiem Himmel verbleiben, aber er selbst wurde freundlich zur Hütte geführt, in dieser von der hochbetagten Fischersfrau herzlich begrüßt und mit einem einfachen aber köstlich mundenden Imbiß erquickt. Der junge Mann fühlte sich sehr schnell heimisch in diesem kleinen trauten Kreise, der bald in eifriger Unterhaltung begriffen war. Diese wurde aber zuweilen gestört durch ein Geräusch,

das jemand verursachte, indem er von draußen große Mengen Wassers an das Fenster goß.

Die Alten erzählten, daß diese Neckerei von ihrer Tochter herrühre, die zwar den Kinderschuhen entwachsen sei, aber von Gemüt und im Wesen ganz einem Kinde gleiche; das mache ihnen zwar manchmal Verdruß und Sorge, aber wunderbarerweise könnten sie nie ernsthaft böse darüber werden. Wunderbar war auch die Art, auf welche sie zu dem Kinde gekommen waren, wie der Alte in folgender Weise erzählte: „Es ist wohl fünfzehn Jahre her, als ich von der Stadt, in welcher ich Fische verkauft hatte, heimwärts ging. Meinen schnellen Schritten eilten noch schneller meine Gedanken voraus, einem lieben, schönen Kinde zu, das der Himmel uns in unsern damals schon hohen Jahren bescherte, nachdem wir schon lange die Hoffnung auf solches Glück aufgegeben hatten. Mit Gottes Hilfe gelangte ich wohlbehalten durch den wüsten Wald, aber diesseits desselben erwarteten mich Schmerz und Elend. Meine Frau empfing mich mit strömenden Thränen, denn unser liebliches Kind war ihr entschwunden. Am Ufer sitzend, sorglos und selig spielend, bückt sich die Kleine plötzlich vor, als sähe sie etwas recht Schönes, und unversehens entgleitet sie den Armen der Mutter, taucht unter den feuchten Spiegel hinunter und ist spurlos verschwunden. Ich habe viel und lange gesucht nach der kleinen Toten, aber nichts, gar nichts war von ihr zu finden. — Am selben Abend saßen wir still in unserer Hütte und ließen unsern Thränen freien Lauf. Da raschelt plötzlich etwas an der Thür und ein wunderschönes Mägdlein von 3 bis 4 Jahren steht schön geputzt auf der Schwelle und sieht uns lächelnd an. Wir wußten nicht, was wir davon halten sollten, aber als wir Wasser von den goldenen Haaren und den reichen Kleidern tröpfeln sahen, da merkten wir, daß das Kind im Wasser gelegen hatte und daß ihm Hilfe not thue. Hatte niemand unser Kind retten können, so wollten wir wenigstens andern Eltern thun, was uns selig gemacht hätte, wenn es uns hätte erwiesen werden können. Wir pflegten die Kleine und als sie sich erholt hatte, fragten wir nach ihren Eltern und wo sie hergekommen sei. Sie blickte uns darauf aber immer nur mit ihren blauen Augen traulich an und begann, eine verworrene Geschichte zu erzählen, aus der wir bis heute

noch nicht klug geworden sind. Weither mußte sie wohl sein, da sie immer von goldenen Schlössern, krystallenen Dächern und dergleichen Dingen erzählte. Weil sie nun weder damals noch später von jemand uns abgefordert wurde, behielten wir sie und zwar mit tausend Freuden. Als gute Christen ließen wir sie taufen und wollten ihr den Namen Dorothea, Gottesgabe, beilegen; aber sie behauptete, Undine zu heißen und wußte durch Schmeicheleien sogar den Priester zu bestimmen, ihr diesen uns recht heidnisch vorkommenden Namen zu lassen. — So ist sie ferner unter unsern Augen aufgewachsen und jetzt könnt Ihr sie selber sehen."

Bei den letzten Worten des Fischers war die Thüre aufgegangen und ein blendend schönes Blondinchen schlüpfte lachend herein. Als sie den Fremden gewahrte, blieb sie staunend vor dem schönen Jüngling stehen, der sich nicht minder an ihrem Anblick weidete und erwartete, sie werde gar bald in Blödigkeit verfallen und sich von ihm wenden.

Es kam aber anders, denn zu seinen Füßen sich niederlassend und mit seinen goldenen Zierraten spielend, sagte Undine: „Ei, Du freundlicher Gast, wie bist Du denn in unsere Hütte gelangt? Hast Du jahrelang die Welt durchwandert und kommst nun durch den wüsten Wald? Was hast Du da erlebt? Das mußt Du mir erzählen. Hier sitzend will ich arbeiten und lauschen."

Ihrem sanften Schmeicheln konnte der Ritter nicht widerstehen und erzählte nun, daß er eine Burg an der obern Donau besitze und Huldbrand von Ringstetten heiße. Er fuhr fort zu berichten: „Vor ungefähr acht Tagen zog ich aus zum Turnier in die freie Reichsstadt, die jenseits des Waldes liegt. Das Waffenglück war mir sehr günstig und das setzte mich auch in hohe Gunst bei einem schönen Fräulein, der Pflegetochter eines mächtigen, reichen Herzogs. Abends beim Tanze war ich Bertaldas Gefährte und blieb es auch drei Tage lang. Es ist eine schöne aber hochmütige, stolze und wunderliche Maid, diese Bertalda. Sie gefiel mir auch am zweiten Tage weniger als am ersten und am dritten noch weniger als am zweiten. Da sie aber gegen mich freundlicher war als gegen andere Ritter, so war ich ihr ebenfalls freundlich gesinnt und bat sie im Scherze um einen ihrer

Handschuhe. Den sollte ich auch bekommen, sagte sie, aber nur unter der Bedingung, daß ich ihr berichte, wie es in dem berüchtigten Zauberwalde hergehe. Ein ehrliebender Ritter darf sich so etwas nicht zweimal sagen lassen und ich machte mich den andern Morgen flugs auf den Weg. Die Bäume blitzten mir so rot und schlank im Strahle der Morgensonne entgegen, die Blätter flüsterten so lustig und der frische grüne Rasen glänzte so einladend, daß ich nichts Unheimliches erwarten konnte. Ich traf auch lange Zeit auf nichts Demähnliches, aber ich ritt und ritt und fand doch auch kein Ende. Müde geworden, legte ich mich in den Schatten einer alten Eiche; Ruhe fand ich aber nicht, da sich krächzende, häßliche Stimmen unsichtbarer Wesen hören ließen. Ich bestieg wieder mein Pferd, als plötzlich neben mir ein kleines, wunderliches Männchen auftauchte, tausend Scharrfüße und Bücklinge gegen mich machte und mich dabei angrinste mit breitem, aufgeschlitztem Maule, über dem eine Nase hing, beinahe so groß wie der ganze übrige Bursche. Da mich sein Possenspiel verdroß, suchte ich ihn los zu werden und warf ihm ein Geldstück zu. Darüber spottete er, höhnte und sagte, mein Geld sei falsch. Gold habe er selbst genug, wie ich selber sehen sollte. Dabei zeigte er auf einen sich aufthuenden Erdspalt, durch welchen ich eine Menge Gestalten seiner Art sah, die alle mit großen Massen Gold und Silber spielten, schließlich aber auf mich zukamen und mich zu sich hinabziehen wollten. Darüber faßte mich Entsetzen und ich gab meinem Gaul beide Sporen. Wie lange dieser zweite Ritt dauerte, weiß ich nicht. Mein Pferd wurde scheu, ging durch und wäre fast mit mir gegen die Bäume gerannt. Zuletzt ging es, wie ich schaudernd bemerkte, einem steinigen steilen Abgrunde zu. Wenige Schritte davor kam es mir vor, als ob ein langer weißer Mann sich dem tollen Hengste in den Weg werfe; der entsetzte sich, stand, und ich bekam ihn wieder in meine Gewalt. Da sah ich erst, daß mein Retter kein Mann war, sondern ein silberheller Bach, der vor mir von einem Hügel herabstürzte. An des Baches Ufer konnte ich nachher friedlich meinen Weg verfolgen und gelangte so hierher."

„Dank, tausendfachen Dank, lieber Bach!" rief Undine und klatschte

freudig in die Hände. Der Alte aber schüttelte bedenklich mit dem Kopfe. —

Ein gräßliches Unwetter brach noch denselben Abend herein, dem mehrere Tage lang unendlich scheinender Regen folgte. Dadurch wurde der sonst so harmlose Bach, der in der Nähe der Hütte in den See mündete, in einen reißenden Strom verwandelt, dessen Gewässer sich gar nicht verlaufen und vermindern wollten und den Ritter Huldbrand zum Verweilen in der Hütte zwangen. Leid war ihm dies keineswegs, denn er fühlte sich hier wie in die glücklichen Tage der Kindheit versetzt, und empfand sogar ein gewisses Wohlbehagen, wenn der Waldstrom noch zu wachsen schien. Scherze und harmlose Neckereien, abwechselnd mit Liebkosungen versetzten ihn zu Undine erstaunlich schnell in ein Verhältnis, das echt geschwisterlich erschien. Allmählich kam es aber beiden so vor, als ob sie schon lange Zeit mit einander bekannt und verlobt wären. Auch den beiden Alten kam dieses Verhältnis so natürlich vor, daß von keiner Seite ein Bedenken sich erhob, für die jungen Leute den priesterlichen Segen zu einem Ehebunde zu erbitten, als sich ganz unerwartet die Gelegenheit dazu darbot.

Eines Abends spät wurde nämlich ein leises Klopfen hörbar. Alle erschraken und der Ritter faßte sogar nach seinem Schwerte. Undine aber öffnete die Thür, in welcher alsbald ein würdiger alter Priester erschien. Dieser war ganz betroffen, als ihm aus der niedern Hütte eine so blendend schöne Mädchengestalt entgegentrat und er stieß das Stoßgebet aus: „Alle guten Geister loben Gott den Herrn.“ Undine lächelte darüber und sagte: „Ich bin kein Gespenst und Euer frommer Spruch erschreckt mich nicht, denn auch ich lobe Gott nach meiner Weise.“ Der Priester kam näher, aber aus Gewand, Haar und Bart troff das Wasser. Man versah ihn schleunigst mit trocknen Kleidern und verpflegte ihn sorgsam, worauf er erzählte, daß er aus seinem Kloster, jenseits des großen Landsees, zu seinem Bischof habe reisen wollen. Dabei habe er über einen Arm des Sees setzen müssen; doch kaum auf das Wasser gelangt, hatte ein Sturm das kleine Fahrzeug erfaßt und hatte es hilf- und steuerlos auf die Höhe des Sees geführt. Nach langem Schaukeln und Treiben durch die Wellen, unter

dunklen Ängsten des Todes war der Priester aus dem Kahne und endlich von einer Welle an das Ufer geschleudert worden. Er dankte Gott inbrünstig für seine Rettung und dafür, daß er unter so fromme Leute geraten war.

Huldbrand erblickte darin eine Fügung Gottes und bat den würdigen Pater Heilmann, ihn mit Undine noch denselben Abend zu trauen. Nach längerem Hin- und Herreden willigte der Priester ein; es wurden zwei seit langer Zeit wohlverwahrte, geweihte Kerzen herbeigebracht, die der heiligen Handlung ihr Licht spenden sollten. Während der Vorbereitungen enteilte Undine schnell durch die Thür, um bald darauf mit zwei überaus kostbaren Ringen zurückzukehren, die ihrer Aussage nach von ihren Eltern herrührten, die sie aber nicht habe zeigen dürfen vor ihrem Hochzeitstage. Ernst und voll tiefen Sinnens stand die Braut zur Seite des Ritters. Der Priester gab beide mit kurzen, feierlichen Worten zusammen und die Alten segneten das junge Ehepaar. Während der Trauung schien es, als ob ein langer, weißer Mann der heiligen Handlung durch das Fenster zusähe. Beim Nachforschen war jedoch nichts von ihm zu entdecken; wohl aber fand man ein Faß vor, das mutmaßlich von dem Waldbache an das Ufer getrieben worden war, und das den köstlichsten Wein enthielt. Ein fröhliches Hochzeitsmahl ward nun gehalten, das bis tief in die Nacht hinein währte.

Wenn Undinens Wesen schon bisher allen wunderbar erschienen war, so war dies nach der Hochzeit in noch weit höherem Grade der Fall. Schon am ersten Morgen, als sie in die Thüre trat, erschien sie allen verändert, nur liebenswürdiger und ernster. Dem Pater dankte sie kniend und bat um seinen Segen für ihre junge Seele. Den Pflegeeltern dankte sie unter Thränen für alle ihr erwiesene Liebe und Geduld, die sie nunmehr erst zu würdigen verstände.

Mit demütiger Zärtlichkeit begegnete sie Huldbrand, ihrem Gatten, den sie sanft mit hinauszog vor die Hütte, wo die Sonne gar freundlich schien. Über das frische Grün des Rasens gelangten beide unter das schattige Laubdach des Waldes, an das Ufer des Baches, der gestern noch als brausender Strom dahinschoß und heute in leisen, sanften Wellen verrann. „Bis morgen," begann die junge Frau unter

Thränen der Wehmut, „wird dieser Bach versiecht sein und dann kannst Du wieder reisen, wohin Du willst.“ „Nicht ohne Dich,“ entgegnete der Ritter. „Alles kommt auf Dich an,“ sagte Undine, „und ob Du noch ebenso denkst, wenn ich Dir ein Geheimnis anvertraut habe, das ich vor Dir, vor meinem Gemahl, nicht mehr bewahren darf.“ Sanft sich an ihn schmiegend, fuhr sie weiter fort: „Wisse, mein Liebling, daß es in den Elementen Wesen giebt, von denen viele fast aussehen wie Ihr Menschen, die sich aber selten sehen lassen. In den Flammen spielen und glitzern die Salamander; in der Tiefe der Erde hausen die tückischen Gnomen; der Luft gehören die lieblichen Elfen an, die in Wäldern wohnen; aber in den Seen, Strömen und Quellen lebt das ausgebreitete Geschlecht der Wassergeister. In goldenen Palästen wohnen sie, unter klingenden Krystallgewölben, durch welche der Himmel mit Sonne, Mond und allen Sternen hineinschaut. Hohe Korallenbäume mit bunten Früchten leuchten in den Gärten und die Fluten mit ihrem geheimnisvollen Silberschleier bedecken der Wunder noch gar viele. Alle, die dort wohnen, sind gar schön von Körperbildung und manchem Fischer ward schon das Glück zu teil, eine zarte Meerfrau zu erblicken. Diese erzählten es dann weiter und die Menschen nennen diese Wesen Undinen. Eine solche Undine bin auch ich! — Wohl wären wir weit besser daran als Ihr Menschen, da wir mancherlei Kräfte des Leibes und des Geistes vor Euch voraus haben; es ist jedoch ein Übles dabei — uns fehlt die unsterbliche Seele! Wenn die Menschen dereinst nach ihrem irdischen Tode zu einem neuen Leben erwachen, so zerstieben die Bewohner der Elemente mit Leib und Geist in nichts. Eine Seele können wir nur erlangen durch eine priesterlich eingesegnete Ehe mit Euresgleichen! Dir, mein Gatte, Dir dank ich meine unsterbliche Seele und werde sie Dir danken mein ganzes Leben lang, wenn Du mir treu bleibst, wie ich Dir treu bleibe. Ach, was sollte aus mir werden, wenn Du mich verstießest? In diesen Bach würde ich mich tauchen, denn dieser, jetzt so unscheinbar, ist ein mächtiger Fürst und Gebieter großer Ströme, er ist mein Oheim Kühleborn. Er hat Dich vor den tückischen Gnomen geschützt, hat Dich hierher geführt, wie er auch einst mich leichtes und lachendes Kind herführte zu den lieben Fischersleuten, unweit deren Hütte er ferner

auch den heiligen Gottesmann, den Priester, ans Ufer führte. Er würde mich auch zurückgeleiten zu den teuren Eltern, die einst nur mit Schmerz ihr geliebtes Kind von sich ziehen ließen, damit dieses das höchste Gut, eine unsterbliche Seele erlange, sollte sie auch alle Leiden und alle Bitterkeiten der beseelten Wesen durchkosten müssen."

Den Ritter wollte anfangs wohl ein gelindes Grauen erfassen, aber er lauschte ihren rührenden Worten, blickte ihr fest in das treue Auge und sein Grauen verwandelte sich in herzliche Teilnahme. Die holde Erzählerin umfassend, schwur er ihr aufs neue, sie nicht zu verlassen, sondern sie mit sich zu nehmen auf das Schloß seiner Väter.

Da der Abreise kein ernstes Hindernis mehr im Wege stand, reiste man den nächsten Tag schon ab. Unter bittern Thränen schied Undine von den lieben Pflegeeltern und fort zog sie in die weite, ihr so fremde Welt. In Begleitung des Paters Heilmann wurde der Zauberwald ohne Unfall passiert, was man wohl zumeist einem langen, weißen Manne danken mochte, der öfter sichtbar wurde und sich zuletzt als Herr von Kühleborn zu erkennen gab. Undine bat ihn jedoch, ihren Weg fürder nicht mehr zu kreuzen.

Glücklich gelangte man in die freie Reichsstadt, wo groß und klein sich lebhaft freute über die Wiederkehr des tapfern Ritters, den man nach seinem plötzlichen Verschwinden für tot gehalten hatte. Am glücklichsten von allen fühlte sich Bertalda; nur wurde ihre Freude etwas getrübt, als sie erfuhr, daß Huldbrand eine Gattin mitgebracht hatte. Daß er diese aus dem Zauberlande mitgebracht, wurde sehr bald bekannt, und bald genug verband man damit eine Menge fabelhafter Gerüchte und Vorurteile, die jedoch alle überwunden wurden durch den persönlichen Liebreiz Undinens. Diese gewann sehr bald alle Herzen und zwar zuerst das Bertaldas, das sich schnell zur Vertraulichkeit hingezogen fühlte. Daraus entstand eine innige Freundschaft, der zu Liebe das junge Ehepaar weit länger in der Reichsstadt verweilte als beabsichtigt war. Darüber nahte Bertaldas Namenstag, und alles wurde aufgeboten, diesen Tag glänzend und festlich zu feiern. Das köstlichste Angebinde glaubte Undine bieten zu können. Kühleborn, der sich dann und wann zeigte, hatte ihr nämlich das Geheimnis von der Herkunft Bertaldas mitgeteilt, die von Wassergeistern ihren

Eltern entführt worden und dem herzoglichen, kinderlosen Ehepaare in den Weg gelegt worden war. Diese hatten sich des lieblichen Kindes angenommen und dasselbe erzogen. Undine bereitete ein Wiedersehen zwischen Eltern und Tochter vor, das sie sich so beglückend dachte und das doch, ach, ganz anders wirkte.

Als die glänzende Festversammlung bei Tische saß, hatte man Bertalda auf die bevorstehende Überraschung vorbereitet. Diese hatte aber stets davon geträumt, daß sie von fürstlichem Geblüte sein müßte und war jetzt aufgesprungen, um ihren hohen Eltern mit offenen Armen entgegen zu eilen. Da sah sie dieselben vor sich als arme Fischersleute, die von Huldbrand sofort als die Pflegeeltern Undinens erkannt wurden. Die Augen der alten Leute hingen fragend bald an Undine, bald an der schönen Bertalda, an deren Hals sie eilten, als man diese als ihre Tochter bezeichnete. Aber entsetzt und erzürnt riß sich Bertalda aus dieser Umarmung. In ihrem Stolze hatte sie sich ein solches Wiederfinden ganz anders ausgemalt und nun stürzten alle die stolzen Gebäude ihrer Phantasie so jähe zusammen. Sie schalt Undine und die Alten Betrüger und Gaukler. Undine war dadurch aus allen Himmeln, die sie sich für Bertalda erträumt hatte, gestürzt und wankte zu den Pflegeeltern, die in ihrem Innern beteten, daß die noch immer wütende Bertalda nicht ihre Tochter sein möchte. Alle Zweifel darüber wurden aber gehoben durch ein kleines Mal, das sich zwischen den Schultern Bertaldas vorfand. Die herzoglichen Pflegeeltern, gute und gottesfürchtige Leute, hatten mit Entsetzen das Gebaren ihrer Pflegetochter bemerkt und sagten sich von ihr, wegen der gezeigten Herzlosigkeit los. Alle mieden Bertalda, auch die alten Fischersleute begaben sich betrübten Herzens wieder heim und wollten von ihrer Tochter nichts wissen, ehe sich ihr Sinn gebessert hätte. Nur eine verzieh ihr, fühlte Mitleid mit ihrem Zustande und diese eine war — Undine.

Dem Herrn von Ringstetten wäre es freilich angenehmer gewesen, wenn alles eine andere Wendung genommen hätte, so aber freute er sich wenigstens, in seiner Frau ein so frommes, engelreines Gemüt zu finden. Ihre Fürsprache bewirkte auch, daß Bertalda, trotz Kühleborns Warnungen, mit nach Ringstetten genommen wurde, da sie sonst ohne allen Schutz gewesen wäre.

In seiner Heimat angekommen, hatte der Burgherr nach so langer Abwesenheit viel mit seinen Leuten zu verkehren und die beiden Frauen waren oft sich allein überlassen. Dabei übte Undinens reines, kindliches Gemüt einen heilsamen Einfluß auf Bertalda aus, die sich aufrichtig zu bessern schien.

Immer vertrauter geworden, teilte ihr Undine das Geheimnis ihrer Herkunft mit. Bertalda staunte Undine zwar mit Ehrfurcht an, konnte sich aber eines geheimen Schauders nicht erwehren, der fort und fort wirkte. Ähnlich wie Bertalda ging es im Laufe der Zeit dem Ritter, der zuweilen mit Befremden die sonderbar gearteten Verwandten seiner Frau in der Burg antraf. Dies machte ihn erst verstimmt und dann kalt gegen Undine, während seine rein menschliche Natur sich mehr und mehr Bertalda zuneigte. Mit Schmerzen diese Wandlung im Gemüte ihres Gatten wahrnehmend, ließ Undine eines Tages den Schloßbrunnen mit einem großen Steine zudecken, auf welchen sie geheime Zeichen mit dem Finger schrieb. Bertalda wollte das nicht leiden, da sie meinte, das Wasser dieses Brunnens sei ihrer Schönheit förderlich und sie beklagte sich bei Huldbrand. Diesem gestand Undine, daß sie so gehandelt habe um ihrer aller Ruhe willen, denn der Brunnen sei der einzige Weg, auf dem der mächtige Kühleborn und andere Wassergeister in das Schloß gelangen könnten. Mit Trauer habe sie bemerkt, daß Huldbrand über solchen Besuch zürne und Bertalda oft darüber erschrecke. Nun habe sie diesen Weg versperrt. Menschen würden den Stein jedoch sehr leicht beseitigen können, nur fürchte sie, wenn es geschehen sollte, großes Unheil, denn Kühleborn erblicke in Huldbrands und Bertaldas Betragen ein Unrecht gegen Undine und würde solches schwer rächen, wenn seine Unzufriedenheit stiege. Huldbrand war versöhnt und es vergingen wieder in Frieden eine Reihe glücklicher Tage.

Einst kam man, durch Huldbrands Schilderungen angeregt, zu dem Entschlusse, eine Fahrt auf der schönen Donau zu unternehmen. Bertalda malte sich die anmutige Fahrt mit den lebhaftesten Farben aus, sodaß Undine ihr diese Freude nicht verkümmern mochte, obgleich sie geheime Sorge trug. Man rüstete sich und schwamm bald frohen Mutes mit vollen Segeln den herrlichen Strom hinab.

Wie verschieden ist aber gar oft der Anfang eines Dinges von dessen Ende! Gern singen tückische Mächte ihre erkorenen Opfer mit süßen Liedern und goldenen Märchen in den Schlaf, und unerwartet schnell, scharf und erschreckend klopft der abrufende Himmelsbote an unsere Thür!

Die ersten Tage der Fahrt gingen außerordentlich vergnügt vorüber, und jetzt kam man in einen noch schöneren Teil des Stromes. Hier hatte aber der unbändige Kühleborn noch mehr Gewalt und er zeigte sie unverhohlen durch allerhand Neckereien, denen nur Undinens Drohen zu wehren vermochte. Indes entgingen solche Dinge den Bootsleuten nicht und diese raunten sich mancherlei in die Ohren und betrachteten die Reisenden mit wachsendem Mißtrauen.

Huldbrand bemerkte dies, wurde darüber verstört und unmutig, endlich sogar verdrießlich und feindselig gegen Undine, die zwar unermüdlich über die Ihrigen wachte, aber doch einmal ermattete und in Schlaf verfiel. Diesen Augenblick schienen die Wassergeister sich ersehen zu haben, um ihr Spiel aufs tollste neu zu beginnen. Überall zeigten sie sich, bald als lachende, bald als drohende Gestalten. Die erschrockenen Schiffer waren ganz verwirrt und erhoben ein Geschrei, von welchem Undine erwachte. Vor ihren klaren Augenlichtern zerstoben zwar sofort die tollen Scharen, aber Huldbrand war empört und verfiel in Schmähungen gegen seine Gattin, die ihm zu Füßen fiel und ihn beschwor, durch solche Reden die mächtigen Wassergeister ja nicht auf ihrem Gebiete zu erzürnen. Als bald darauf aber Bertalda mit ihrer Hand das Wasser berührte, wurde ihr ein kostbares Armband, das Huldbrand ihr einst geschenkt hatte, von einer großen, starken Hand mit Gewalt entrissen. Bertalda schrie auf und der Ritter geriet so in Zorn, daß er alles vergaß. Er begann alle Wassergeister und deren Verwandte, die sich in sein Leben eindrängten, zu schmähen und zu verwünschen. Undinen warf er ihre Verbindung mit den Wassergeistern vor und rief: „Bleib bei ihnen, Du Gauklerin, und laß uns Menschen in Ruhe.“ — Starren Blickes sah ihn die arme Undine an; dann fing sie an, herzlich und immer herzlicher zu weinen wie ein unverschuldet bitterlich gekränktes Kind. „Ach, mein Freund, mein Gatte,“ sagte sie endlich matt, „was hast Du gethan! Du hast

gethan, wovor ich Dich gewarnt; Du hast mich verstoßen und jetzt muß ich fort von Dir! O weh! O weh! Die erzürnten Wassergeister rufen, ich muß eilen; aber schützen will ich Dich, ich will die Rächer abwehren, aber — bleibe treu! Bleibe nur treu!"

Und über den Rand der Barke stieg sie hinaus, stieg hinein in die wogende Flut, in der sie verströmte, man wußte gar nicht wie.

Huldbrand stand wie vom Donner gerührt. Er wurde seine große Übereilung gewahr, brach in einen Strom von Thränen aus und stürzte, vom Schmerze übermannt, zu Boden.

Die Fahrt war aus — man begab sich, als Huldbrand das Bewußtsein wieder erlangt hatte, mit thunlichster Beschleunigung nach Hause. —

Die Vergänglichkeit alles Irdischen erfahren wir, wie an gar vielen Dingen, so auch an unserm Schmerz. Gelindert durch die heilende Hand der Zeit, wird er später, wenn nicht ganz gestillt, so doch mehr und mehr zurückgedrängt; zuerst durch die Sorgen und Mühen, schließlich auch durch die Freuden, die das Leben mit sich bringt. —

Dies erfuhr auch der Herr von Ringstetten, der zunächst nur Gefühle des Schmerzes und der Reue empfand.

Dafür schien Undine dankbar zu sein, denn sie erschien sehr oft in seinen Träumen, liebkoste ihn sanft und ging still weinend wieder von dannen. Oft wähnte er beim Erwachen, daß nicht bloß seine eigenen, sondern auch ihre Thränen seine Wangen gefeuchtet hätten.

Diese Träume wurden seltener wie des Ritters Gram matter wurde. Dennoch hätte er vielleicht keinen andern Wunsch gehegt, als Undinens Gedächtnis ehrend, so still fort zu leben, wenn nicht unvermutet der alte Fischer erschienen wäre und seine Tochter Bertalda aufgefordert hätte, mit ihm in seine Hütte zu kommen.

Die Einsamkeit, welche den Ritter in allen Räumen seiner Burg zu erfassen drohte, wenn Bertalda fortging, erschien diesem schauerlich und dies brachte seine entschlummert gewesene leichte Neigung zu dieser wieder zum Ausbruch. Um sie bei sich behalten zu können, bot er ihr seine Hand. Der alte Fischer hatte zwar mancherlei einzuwenden, besonders, daß man ja gar nicht wisse, ob Undine eigentlich tot sei;

indessen war aber seine Liebe zu Huldbrand so groß, daß er auf die Dauer dessen Bitten nicht zu widerstehen vermochte und seine Einwilligung gab.

Anders war es mit dem Pater Heilmann, den man herbeigerufen hatte, damit er auch diese Trauung vollziehe. Davon wollte dieser aber nichts wissen, sondern verweigerte den kirchlichen Segen. Gleichwohl ging er nicht wieder von dannen, da er in einer Anwandlung von Eigensinn meinte, daß man seine Dienste leicht auch anderweit brauchen könne, weil es gar oft vom Trauen nicht weit zum Trauern sei. Zudem könne er jetzt noch weniger an Undinens Tod glauben, da ihm diese mehrfach in letzter Zeit im Traume erschienen sei, und ihm zugerufen habe: „Rette ihn, rette ihn, er darf mir nicht untreu werden, so lange ich lebe!“ Alle waren betroffen davon, überredeten sich aber, daß der Pater ein Grillenfänger sei. Ein anderer Pater aus einem benachbarten Kloster vollzog die Trauung.

Bei dem Hochzeitsmahle ging es recht still und trübe zu; es war allen zu Mute, als ob eigentlich die Hauptperson noch fehle; keine fröhliche Stimmung wollte aufkommen und die Hochzeitsgäste empfahlen sich, sobald als es die Sitte nur gestattete. Am heitersten war noch die Braut, als sie sich unter dem Geleit der Jungfrauen nach ihren Gemächern begab. Sich umkleidend, scherzte sie und meinte, trotz des Brautschmucks sei sie doch nicht mehr so schön, als zu der Zeit, da sie sich mit dem wunderkräftigen Wasser des Schloßbrunnens habe waschen können. Dieser Wunsch der neuen Herrin fand offene Ohren und zu ihrem Unglücke auch gar zu dienstefrige Hände, denn bald hörte man kräftige Männerschritte dem verdeckten Brunnen sich nähern und Bertalda sah, halb mit Freuden, halb mit Grauen, bei der mondhellen Nacht, wie schnell die Arbeit von statten ging. Es war, als ob den Leuten von innen jemand zu Hülfe käme und bald rollte der schwere Stein auf das Pflaster des Hofes. — Aber aus dem Brunnen erhob sich's wie brausendes Gewässer; das Burggesinde stob auseinander und aus dem Brunnen stieg langsam eine bleiche, verschleierte Frauengestalt. Die weinte, rang die Hände und ging mit feierlich ernstem, langsam abgemessenem Schritte in das Schloß. —

Dort hatte sich der Ritter inzwischen schon halb entkleidet und

seine Diener fortgeschickt. In betrübtem Sinnen stehend, hörte er plötzlich ein leises, leises Klopfen an der Thür. „So klopfte einst Undine," sagte er, „aber jetzt kommt sie nicht mehr und jetzt — muß ich ins Bett!" „Das mußt Du, aber in ein kaltes!" hörte er eine klagende Stimme sagen, während eine weiße Wandlerin sich leise und langsam ihm näherte. Die Stimme fuhr fort: „Da Du mich verstießest, stieg ich in die Tiefe des Wassers hinab; meine Seele habe ich auch mitgenommen, und habe manche Thräne der seligen Erinnerung geweint. Mitgefühl fand ich freilich nicht bei meinen seelenlosen Verwandten, aber den Gesetzen der Wasserbewohner bin ich unterthan. Nach diesen Gesetzen darfst Du nicht mehr leben, nachdem Du mich verstoßen und Dich wieder vermählt hast. Ich habe Dich abzurufen; sie haben den Brunnen aufgedeckt, nun bin ich hier und Du mußt sterben! Aber nicht ein grausiger Tod soll Dir werden, nein, meine treue Liebe will Dich sanft hinüberführen über Schmerz und Pein." Ihren Schleier zurückschlagend, stand Undine in ihrer ganzen einstigen Schönheit vor Huldbrand, blickte ihn lieblich und wehmütig lächelnd an, neigte sich über ihn, küßte ihn mit himmlischem Kusse und hielt ihn umfangen, bis er sanft auf die Kissen seines Ruhebettes zurücksank. „Ich habe ihn totgeweint," sagte sie zu einigen Dienern in den Vorzimmern und schritt ruhig dem Brunnen zu. —

War Pater Heilmann nicht zum Trauen bereit gewesen, so war er doch bereit zum Trauern und zum Trösten, als der Tod des Herrn von Ringstetten bekannt wurde. Er begleitete auch den Trauerzug, der den Letzten seines Stammes nach dem Kirchhof des benachbarten Dorfes, an die Seite seiner Ahnen bringen sollte. In diesem Trauerzuge sah man plötzlich, man wußte nicht, woher sie kam, eine schneeweiße Gestalt unter den schwarzen Klageweibern. Sie hielt sich demütig und sittig hinter Bertalda, die so schnell aus dem Brautstande in den Witwenstand versetzt war. Einige Klagefrauen empfanden ein banges Grauen und Bertalda, als sie auf dem Kirchhofe die Gestalt erblickte, gebot ihr, von dieser Ruhestätte zu weichen. Die Verschleierte schüttelte aber sanft verneinend das Haupt und hob die Hände wie zu demütiger Bitte. Man ließ sie. Pater Heilmann sprach den Segen über dem Grabe, und als der Hügel aufgeworfen war, knieten alle,

auch die Totengräber, nieder zum Gebet. Als man sich erhob, war die Fremde verschwunden. Wo sie gekniet hatte, quoll jedoch ein silberhelles Bächlein aus dem Rasen, das rieselte fort und fort, bis es den frischen Hügel ganz umzogen hatte; dann rann es weiter und ergoß sich in einen stillen Weiher, der zur Seite des Gottesackers lag. —

Noch in späten Zeiten zeigte man die Quelle und hegte fest die Meinung, das sei die verstoßene Undine, die auf diese Art noch immer ihren geliebten Gatten mit freundlichen Armen treu umfasse.

Das Märchen vom Blütenbaum.

So lange die Bäume noch keine Blüten tragen, führen sie ein Traumleben und wissen nichts von sich. Da gab es nun auch einmal einen Baum, der schon eine ziemliche Größe erreicht hatte, als er zum erstenmale zum Blütenleben erwachte. Weithin streuete er seine Düfte über die Flur, und in den Maiennächten träumte er von den süßen Früchten.

Frühling und Sommer waren dahin, und der Herbst begann. Der Eigentümer des Gartens, in welchem der Baum stand, hatte, ihn segnend, seine ersten Früchte empfangen. Trübe Nebeltage brachte der Herbst, und die Vögel sangen ihre Abschiedslieder.

Sie sangen so süß, sie sangen so weh:
Wir fliegen dahin, wohl über die See.
Hier sind die Blümlein schlafen gegangen,
Dort werden in neuer Jugend sie prangen.
Doch ob auch die Ferne wunderbar zieht:
Wie schwer wird's, zu singen das Scheidelied!

Rauhe Winde kamen, und aus ihrem Sausen vernahm der Baum traurige, schaurige Lieder:

Ihr Blätter grün, Ihr Blüten rot,
Euch mäht mit scharfer Sens' der Tod;
Die bunte Erde wird zum Grab;
Wie Ihr auch klagt, Ihr müßt hinab! —

Da ward der Baum von Tag zu Tag trauriger, die Säfte in seinen Adern stockten, und Blatt auf Blatt fiel dahin.

Immer kürzer wurden die Tage, immer rauher weheten die Winde; endlich fielen Flocken herab vom grauumwölkten Himmel, ein weißes Leichentuch senkte sich auf die Erde.

Da setzte sich der Rabe Gram in die Krone des Baumes und sang:

Es wird des schönsten Tages Pracht
Verschlungen von der finstern Nacht;
Die Blumen gelb und rot und blau,
Sie sind verschwunden von der Au'.
Kein Lied auf weiter Flur erschallt,
Der Mörder Wolf heult durch den Wald;
Allüberall herrscht nur Verderben,
Drum rüste Dich, auch Du mußt sterben!

Jetzt fielen die letzten Blätter des Baumes zur Erde, auf der sie der Wind raschelnd dahintrieb. „Ja," ächzte er, „es ist alles dahin: alle Deine süßen Träume künftiger schöner Tage, all' Deine Hoffnungen, zu arbeiten und zu wirken, den Vöglein ein noch schöneres Blätterhaus zu bieten, den Blumen zu Deinen Füßen den Schatten, den Schmetterlingen und Bienen Honig, den Menschen Früchte zu geben — es ist alles, alles dahin!" —

Allüberall herrscht nur Verderben,
Drum rüste Dich, auch Du mußt sterben! —

Ein eisiger Hauch drang ihm bis ins Herz, und er verlor sein Bewußtsein.

Lange hielt der Winter die Erde mit seiner Riesenhand umfangen.

Doch allgemach stieg die Sonne höher und höher, milder wurden die Lüfte, der Schnee schmolz im erwärmenden Strahl.

Schneeglöckchen hob das Haupt ganz sacht,
Es rief so hold: Erwacht, erwacht!
Ihr Blumenschwestern, groß und klein,
Steht auf aus Euren Bettelein!

Da hob die Lerche sich empor,
Zu beten vor dem Himmelsthor,
Und auf dem Feld und in dem Hain
Hört man den Ruf der Vögelein.
Der Schmetterling mit goldnem Flügel
Schwebt auf und ab im Sonnenstrahl;
In neuem Glanze ruht der Hügel,
Und Opferrauch steigt aus dem Thal.

Jetzt regt sich Leben in dem Baum,
Und ihn umschwebt ein süßer Traum,
Ein Vögelein singt endlich leise
Ein Weckelied in holder Weise:
Thu' auf, thu' auf die Augen Dein,
Und trink' der Sonne goldnen Schein!
Sieh', eitel waren Sorg' und Mühen,
Dich ruft der Herr zu neuem Blühen!"

Da wacht er auf in hoher Lust;
Wie klopft das Herz ihm in der Brust!
Er, der zu sterben hat geglaubt,
Ist bald mit Hoffnungsgrün belaubt.
In neuer Kraft, in neuem Prangen
Hebt er die frische Kron' empor,
An seinen Zweigen sieht man hangen
Den reichen, duft'gen Blütenflor.

Und Vögel kommen mit Gesang,
Ein Nest zu bau'n in seinen Zweigen;
Wie tönt am Morgen hell der Klang,
Wie tönt am Abend hold der Reigen!
Und wer da weilt an seinem Ort,
Vernimmt im Rauschen dieses Wort:

Nicht zag' ich mehr, wird trüb' der Tag,
Ich will auf Gott mein Heil stets bauen;
Jetzt komme, was da kommen mag:
Ich werd ihm immerdar vertrauen!

Rübezahl.

Rübezahl, Fürst der Gnomen auf dem Riesengebirge, ist geartet wie ein Kraftgenie, launisch, ungestüm, sonderbar, bengelhaft, roh, unbescheiden, stolz, eitel, wankelmütig, heute der wärmste Freund, morgen fremd und kalt; zu Zeiten gutmütig, edel und empfindsam, aber mit sich selbst in stetem Widerspruch: albern und weise, oft weich und hart in einem Augenblicke, wie ein Ei, das in siedend Wasser fällt; schalkhaft und bieder, störrisch und beugsam je nach der Stimmung, wie ihn innerer Drang beim ersten Anblicke jedes Ding ergreifen läßt.

Von Olims Zeiten her, ehe noch Japhets Nachkömmlinge so weit nordwärts gedrungen waren, daß sie diese Gegenden wirtbar machten, toste Rübezahl schon in dem wilden Gebirge, hetzte Bären und Auerochsen an einander, daß sie zusammen kämpften, oder scheuchte mit grausendem Getöse das scheue Wild vor sich her und stürzte es von den steilen Felsenklippen hinab ins tiefe Thal. Dieser Jagden müde, zog er wieder durch die Regionen der Unterwelt, und weilte da Jahrhunderte, bis ihn von neuem die Lust anwandelte, sich an die Sonne zu legen und des Anblicks der äußern Schöpfung zu genießen. Wie nahm's ihn Wunder, als er einst bei seiner Rückkehr von dem beschneiten Gipfel des Riesengebirges umherschauend, die Gegend ganz verändert fand. Die düstern undurchdringlichen Wälder waren ausgehauen und in fruchtbares Ackerfeld verwandelt, wo reiche Ernten reiften. Zwischen den Pflanzungen blühender Obstbäume ragten die Strohdächer geselliger Dörfer hervor, aus deren Schlot friedlicher Haus-

rauch in die Luft wirbelte; hier und da stand eine einsame Warte auf dem Abhange eines Berges zu Schutz und Schirm des Landes; in den blumenreichen Auen weideten Schafe und Hornvieh, und aus den lichten Hainen tönten melodische Schalmeien.

Die Neuheit der Sache und die Annehmlichkeit des ersten Anblicks ergötzten den verwunderten Territorialherrn so sehr, daß er über die eigenmächtigen Pflanzer, die ohne seine Vergünstigung hier wirtschafteten, nicht unwillig ward, noch in ihrem Thun und Wesen sie zu stören begehrte, sondern sie so ruhig im Besitze ihres angemaßten Eigentums ließ, wie ein gutmütiger Hausvater der geselligen Schwalbe oder selbst dem überlästigen Spatzen unter seinem Obdach Aufenthalt gestattet. Er empfand sogar ein Verlangen, die Menschen näher kennen zu lernen; er nahm deshalb die Gestalt eines rüstigen Ackerknechtes an und verdingte sich beim ersten besten Landwirt in Arbeit. Alles, was er unternahm, gedieh wohl unter seiner Hand, und Rips, der Ackerknecht, galt für den besten Arbeiter im Dorfe. Aber sein Brotherr war ein Prasser und Schlemmer, der den Erwerb des treuen Knechtes verschwendete und ihm für seine Mühe und Arbeit wenig Dank wußte; darum schied er von ihm und kam zu dessen Nachbar, der ihm seine Schafherde untergab. Er wartete dieser fleißig, trieb sie in Einöden und auf steile Berge, wo gesunde Kräuter wuchsen. Die Herde gedieh gleichfalls unter seiner Hand und mehrte sich, kein Schaf stürzte vom Felsen herab, und keins zerriß der Wolf. Aber sein Brotherr war ein karger Filz, der seinem treuen Knecht nicht lohnte wie er sollte; denn er stahl den besten Widder aus der Herde und kürzte dafür des Hirten Lohn. Darum entlief Rips dem Geizhalse und diente dem Richter als Herrenknecht, ward die Geißel der Diebe und fröhnte der Justiz mit strengem Eifer. Aber der Richter war ein ungerechter Mann, verletzte das Recht, richtete nach Gunst und spottete der Gesetze. Weil Rips nun nicht das Werkzeug der Ungerechtigkeit sein wollte, sagte er dem Richter den Dienst auf und ward in den Kerker geworfen, aus welchem er aber auf dem gewöhnlichen Wege der Geister, durchs Schlüsselloch, leicht einen Ausgang fand.

Dieser erste Versuch, das Studium der Menschenkunde zu treiben, konnte ihn unmöglich zur Menschenliebe erwärmen; er kehrte mit Ver-

druß auf seine Felsenzinne zurück, überschaute von da die lachenden Gefilde, welche die menschliche Industrie verschönert hatte. Dessenungeachtet wagte er noch einen Ausflug ins Land, schlich unsichtbar herab ins Thal und lauschte in Busch und Hecken. Da stand vor ihm die Gestalt eines reizvollen Mädchens. Rings um sie hatten sich ihre Gespielinnen ins Gras gelagert an einem Wasserfall, der seine Silberflut in ein kunstvolles Becken goß, scherzten und koseten mit ihrer Gebieterin in unschuldsvoller Fröhlichkeit. Dieser Anblick wirkte so wundersam auf den lauschenden Berggeist, daß er schier seiner geistigen Natur und Eigenschaft vergaß. — Die schöne Nymphe war die Tochter eines schlesischen Herzogs, der in der Gegend des Riesengebirges damals herrschte. Sie pflegte oft mit den Jungfrauen ihres Hofes in den Hainen und Büschen des Gebirges zu lustwandeln, Blumen und Wohlgeruch duftende Kräuter zu sammeln, oder für die Tafel ihres Vaters ein Körbchen Waldkirschen oder Erdbeeren zu pflücken.

In der Mittagsstunde eines schwülen Sommertages besuchte sie wieder mit ihrem Gefolge die kühlsten Schatten am Wasserfalle. Ihre Verwunderung ging über alles, da sie den Ort ganz verändert fand; die rohen Felsen waren mit Marmor und Alabaster bekleidet, das Wasser stürzte nicht mehr in einem wilden Strom von der steilen Bergwand, sondern rauschte, durch viele Abkürzungen gebrochen, mit sanftem Gemurmel in ein weites Marmorbecken herunter, aus dessen Mitte ein reicher Wasserstrahl emporstrebte, sich in einen dichten Platzregen verwandelte, den ein laues Lüftchen bald auf diese, bald auf jene Seite warf, und in den Wasserbehälter zurückplätscherte. Maßlieben, Zeitlosen und Blümlein Vergißmeinnicht blühten an dessen Rande; Rosenhecken mit wildem Jasmin und Silberblüten vermengt, zogen sich in einiger Entfernung umher und bildeten das angenehmste Luststück. Rechts und links der Kaskade öffnete sich der doppelte Eingang einer prächtigen Grotte, deren Wände und Bogengewölbe mit Mosaikbekleidung prangten von farbigen Erzstufen, Bergkrystall und Frauenglas, alles funkelnd und flimmernd, daß der Abglanz davon das Auge blendete. In verschiedenen Nischen waren die niedlichsten Erfrischungen aufgetischt, deren Anblick zum Genuß einlud.

Die Prinzessin stand lange in stummer Verwunderung da, wußte

nicht, ob sie ihren Augen trauen, diesen bezauberten Ort betreten oder fliehen sollte. Aber sie konnte der Begierde nicht widerstehen, alles zu beschauen und von den herrlichen Früchten zu kosten, die für sie aufgetragen zu sein schienen. Nachdem sie mit ihrem Gefolge in diesem kleinen Tempel sich sattsam erlustigt und alles fleißig durchgemustert hatte, lüstete ihr, in dem Bassin zu baden. Kaum war sie über den glatten Rand des Marmorbeckens hinabgeschlüpft, so sank sie in eine endlose Tiefe, obgleich der betrügliche Silberkies, der aus dem seichten Grunde hervorschien, keine Gefahr vermuten ließ. Schneller als die herzueilenden Jungfrauen das goldgelbe Haar der holden Gebieterin erfassen konnten, hatte die gefräßige Flut diese schon verschlungen. Laut ließ die ganze Schar der erschrockenen Mädchen Klage, Ach und Weh erschallen, als ihr Fräulein vor ihren Augen dahin schwand; sie rangen und wanden die schneeweißen Hände und liefen ängstlich am marmornen Gestade hin und wieder, indessen das Springwasser recht geflissentlich sie mit einem Platzregen nach dem andern übergoß. Doch wagte es keine, der Entschwommenen nachzuspringen, außer Brinhild, ihrer liebsten Gespielin, die nicht säumte, in den bodenlosen Strom sich zu stürzen, gleiches Schicksal mit ihrem geliebten Fräulein erwartend. Aber sie schwamm wie ein leichter Kork auf dem Wasser und alles Bestrebens ungeachtet war sie nicht vermögend unterzutauchen.

Hier war kein anderer Rat, als dem Herzog die traurige Begebenheit mit seiner Tochter zu hinterbringen. Wehklagend begegneten ihm die zagenden Mädchen, da er eben mit seinen Jägern zu Walde zog. Der Herzog zerriß sein Kleid vor Betrübnis und Entsetzen, nahm die goldene Krone vom Haupte, verhüllte sein Angesicht mit dem Purpurmantel, weinte und stöhnte laut über den Verlust der schönen Emma.

Nachdem er der Vaterliebe den ersten Thränenzoll entrichtet hatte, stärkte er seinen Mut und eilte, das Abenteuer am Wasserfalle selbst zu beschauen. Aber der angenehme Zauber war verschwunden, die rohe Natur stand wieder da in ihrer vorigen Wildheit. Da war keine Grotte, kein Marmorbad, kein Rosengehege, keine Jasminlaube. — Unterdessen ward Emma durch einen unterirdischen Weg in einen

prächtigen Palast entführt. Als sich ihre Lebensgeister wieder erholt hatten, befand sie sich auf einem gemächlichen Sofa, angethan mit einem Gewand von rosenfarbenem Atlas und mit einem Gürtel von himmelblauer Seide. Der entzückte Gnom unterrichtete sie hierauf von seinem Stande und seiner Herkunft, von den unterirdischen Staaten, die er beherrschte, führte sie durch die Zimmer und Säle des Schlosses und zeigte ihr alle Pracht und allen Reichtum desselben. Ein herrlicher Lustgarten umgab das Schloß von drei Seiten, der mit seinen Blumenstücken und Rasenplätzen, auf deren grüner Fläche ein kühler Schatten schwamm, dem Fräulein vornehmlich zu behagen schien. Alle Obstbäume trugen purpurrote, mit Gold gesprenkelte oder zur Hälfte übergoldete Äpfel. Das Gebüsch war mit Singvögeln angefüllt, die ihre hundertstimmigen Symphonien ertönen ließen. — Ein gewisser Trübsinn hing über ihrer Stirn, sanfte Schwermut und zartes Hinschmachten veroffenbarten indes allgenugsam, daß geheime Wünsche in ihrem Herzen verborgen lagen. Flugs ging der Erdgeist hinaus ins Feld, zog auf einem Acker ein Dutzend Rüben aus, legte sie in einen zierlich geflochtenen Deckelkorb und brachte diesen der schönen Emma. „Schönste der Erdentöchter," redete er sie an, „verbanne allen Trübsinn aus Deiner Seele und öffne Dein Herz der geselligen Freude; Du sollst nicht eine einsam Trauernde in meiner Wohnung sein. In diesem Korbe ist alles, was Du bedarfst, diesen Aufenthalt Dir angenehm zu machen. Nimm diesen kleinen buntgeschälten Stab und gieb durch die Berührung mit demselben den Erdgewächsen im Korbe die Gestalten, welche Dir gefallen."

Hierauf verließ er die Prinzessin, und sie weilte keinen Augenblick, mit dem Zauberstabe laut Anweisung zu verfahren, nachdem sie den Deckelkorb geöffnet hatte. „Brinhild," rief sie, „liebe Brinhild, erscheine!" und Brinhild lag zu ihren Füßen, umfaßte die Knie ihrer Gebieterin und benetzte ihren Schoß mit Freudenzähren und liebkoste sie freundlich, wie sie sonst zu thun pflegte. Die Täuschung war so vollkommen, daß Emma selbst nicht wußte, wie sie mit ihrer Schöpfung daran war, oder ob ein Blendwerk das Auge betrog. Sie überließ sich indessen ganz den Empfindungen der Freude, ihre liebste Gespielin um sich zu haben, lustwandelte mit ihr Hand in Hand im Garten

umher und pflückte ihr goldgesprenkelte Äpfel von den Bäumen. Hierauf führte sie ihre Freundin durch alle Zimmer im Palaste bis in die Kleiderkammer. Alle Schleier, Gürtel u. s. w. wurden gemustert und anprobiert. Die untergeschobene Brinhild wußte sich dabei so gut zu benehmen, und zeigte so viel Geschmack in der Wahl und Anordnung des weiblichen Putzes, daß, wenn sie ihrem Wesen nach nichts als eine Rübe war, ihr wenigstens niemand den Ruhm absprechen konnte, die Krone ihres Geschlechtes zu sein.

Der spähende Gnom war entzückt über den Tiefblick, den er in das weibliche Herz gethan zu haben vermeinte und freute sich über den guten Fortgang in der Menschenkunde. Die schöne Emma dünkte ihn jetzt schöner, freundlicher und heiterer zu sein als jemals. Sie unterließ nicht, ihren ganzen Rübenvorrat mit dem Zauberstabe zu beleben, gab ihnen die Gestalt der Jungfrauen, die ihr vordem aufzuwarten pflegten, und weil noch zwei Rüben übrig waren, bildete sie die eine zu einer Zyperkatze um, und aus der andern schuf sie einen niedlich hüpfenden Schoßhund. Sie richtete nun ihren Hofstaat wieder ein, teilte einer jeden der aufwartenden Dirnen ein gewisses Geschäft zu, und nie wurde eine Herrschaft besser bedient. Das Gesinde kam ihren Wünschen zuvor, gehorchte auf den Wink und vollstreckte ihre Befehle ohne den mindesten Widerspruch. Einige Wochen lang genoß sie die Wonne des gesellschaftlichen Vergnügens ungestört; Reihentänze, Sang und Saitenspiel wechselten vom Morgen bis zum Abend; nur merkte das Fräulein nach Verlauf einiger Zeit, daß die frische Gesichtsfarbe ihrer Gesellschafterinnen etwas abbleichte, der Spiegel im Marmorsaal ließ sie zuerst bemerken, daß sie allein wie eine Rose aus der Knospe frisch hervorblühte, während die geliebte Brinhild und die übrigen Jungfrauen welkenden Blumen glichen; und gleichwohl versicherten sie alle, daß sie sich wohl befänden, und der freigebige Gnom ließ sie an seiner Tafel auch keinen Mangel leiden. Dennoch zehrten sie sichtbarlich ab, Leben und Thätigkeit schwand von Tag zu Tag mehr dahin und alles Jugendfeuer erlosch.

Als die Prinzessin an einem heitern Morgen, durch gesunden Schlaf gestärkt, fröhlich ins Gesellschaftszimmer trat, wie schauderte sie zurück, da ihr ein Haufen eingeschrumpfter Matronen an Stäben und

Krücken entgegen zitterte, mit Dumpf- und Keuchhusten beladen, unvermögend sich aufrecht zu erhalten. Der schäkernde Schoßhund hatte alle Vier von sich gestreckt, und die schmeichelnde Zyper konnte sich vor Kraftlosigkeit kaum noch regen und bewegen. Bestürzt eilte die Prinzessin aus dem Zimmer, der schaudervollen Gesellschaft zu entfliehen, trat heraus auf den Söller des Portals und rief laut den Gnomen, welcher alsbald in demütiger Stellung auf ihr Geheiß erschien. „Boshafter Geist!“ redete sie ihn zornwütig an, „warum mißgönnst Du mir die einzige Freude meines harmvollen Lebens, die Schattengesellschaft meiner ehemaligen Gespielinnen? Ist diese Einöde nicht genug, mich zu quälen? Augenblicklich gieb meinen Dirnen Jugend und Wohlgestalt wieder, oder Haß und Verachtung soll Deinen Frevel rächen.“ — „Schönste der Erdentöchter,“ gegenredete der Gnom, „zürne nicht über die Gebühr! Alles, was in meiner Gewalt ist, steht in Deiner Hand; aber das Unmögliche fordere nicht von mir. Die Kräfte der Natur gehorchen mir, doch vermag ich nichts gegen ihre unwandelbaren Gesetze. So lange vegetierende Kraft in den Rüben war, konnte der magische Stab ihr Pflanzenleben nach Deinem Gefallen verwandeln; aber ihre Säfte sind nun vertrocknet und ihr Wesen neigt sich nach der Zerstörung hin. Jedoch das soll Dich nicht kümmern, Geliebte, ein frisch gefüllter Deckelkorb kann den Schaden leicht ersetzen, Du wirst daraus alle die Gestalten wieder hervorrufen, die Du begehrst. Gieb jetzt der Mutter Natur ihre Geschenke zurück, die Dich so angenehm unterhalten haben; auf dem großen Rasenplatze im Garten wirst Du bessere Gesellschaft finden.“ Der Gnom entfernte sich darauf, und Emma nahm ihren buntgeschälten Stab zur Hand, berührte damit die gerunzelten Weiber, las die eingeschrumpften Rüben zusammen, und that damit, was Kinder, die eines Spielzeugs müde sind, zu thun pflegen, sie warf den Plunder in den Kehricht und dachte nicht mehr daran.

Leichtfüßig hüpfte sie nun über die grünen Matten dahin, den frisch gefüllten Deckelkorb in Empfang zu nehmen, den sie gleichwohl nirgends fand. Sie ging im Garten auf und nieder, aber es wollte kein Korb zum Vorschein kommen. Am Traubengeländer kam ihr der Gnom entgegen mit so sichtbarer Verlegenheit, daß sie seine Bestürzung

schon von ferne wahrnahm. „Du hast mich getäuscht“, sprach sie, „wo ist der Deckelkorb geblieben? Ich suche ihn schon seit einer Stunde vergebens.“ — „Holde Gebieterin meines Herzens, Du wirst mir meinen Unbedacht verzeihen! Ich versprach mehr, als ich geben konnte; ich habe das Land durchzogen, Rüben aufzusuchen, aber sie sind längst geerntet und welken in dumpfigen Kellern. Die Fluren trauern, unten im Thale ist's finster, nur Deine Gegenwart hat den Frühling an diesen Felsen gefesselt, und unter Deinem Fußtritt sprossen Blumen hervor. Harre nur drei Mondenwechsel in Geduld aus, dann soll Dir's nie an Gelegenheit gebrechen, mit Deinen Puppen zu spielen.“ Ehe noch der beredsame Gnom mit dieser Rede zu Ende war, drehte ihm Emma unwillig den Rücken zu, ohne ihn einer Antwort zu würdigen. Er aber hob sich von dannen in die nächste Marktstadt, kaufte als ein Pachter gestaltet einen Esel, den er mit schweren Säcken Sämerei belud, womit er einen ganzen Morgen Landes besäete. Dabei bestellte er einen seiner dienstbaren Geister als Hüter, dem er aufgab, ein unterirdisches Feuer anzuschüren, um die Saat von unten herauf mit linder Wärme zu treiben, wie Ananaspflanzen in einem Lohkasten.

Die Rübensaat schoß lustig auf und versprach in kurzer Zeit eine reiche Ernte. Emma ging täglich hinaus auf ihr Ackerfeld, welches zu besehen sie mehr lüstete als die goldenen Äpfel, die aus dem Garten der Hesperiden in den ihrigen verpflanzt zu sein schienen. Sie weilte am liebsten in einem düstern Tannenwäldchen am Rande eines Quellbaches, der sein silberhelles Gewässer ins Thal rauschen ließ, und warf Blumen hinein, die in den Odergrund hinabflossen.

Ein junger Grenznachbar an den Gestaden der Oder, Fürst Ratibor, war schon früher mit Emma verlobt. Schon sah das glückliche Paar dem Tage der Vollziehung ihrer Gelübde entgegen, da die Braut mit einemmal verschwand. Ratibor verließ seine Residenz, zog menschenscheu in einsamen Wäldern umher und klagte den Felsen sein Unglück. Lange schon hatte Emma darauf gesonnen, wie sie den Berggeist überlisten und der lästigen Gefangenschaft entrinnen möchte. Nach mancher durchwachten Nacht sann sie endlich einen Plan aus, der des Versuchs würdig schien, ihn auszuführen.

Der Lenz kehrte in die gebirgigen Thäler zurück, der Gnom ließ das unterirdische Feuer in seinem Treibhaus ausgehen, und die Rüben, die durch den Einfluß des Winters in ihrem Wachstum nicht waren gehindert worden, gediehen zur Reife. Die schlaue Emma zog täglich einige davon aus und machte damit Versuche, ihnen allerlei beliebige Gestalten zu geben, dem Anschein nach, sich damit zu belustigen; aber ihre Absicht ging weiter. Sie ließ eines Tages eine kleine Rübe zur Biene werden, um sie abzuschicken Kundschaft von ihrem Geliebten einzuziehen. „Flieh, liebes Bienchen, gegen Aufgang," sprach sie, „zu Ratibor, dem Fürsten des Landes, und summe ihm ins Ohr, daß Emma noch für ihn lebt, aber eine Sklavin ist des Fürsten der Gnomen, der das Gebirge bewohnt. Verliere kein Wort von diesem Gruß und bringe mir Botschaft von seiner Liebe." Die Biene flog alsbald von dem Finger ihrer Gebieterin, wohin sie beordert war; aber kaum hatte sie ihren Flug begonnen, so schoß eine gierige Schwalbe auf sie herab und verschlang zum großen Leidwesen des Fräuleins die Botschafterin. Darauf formte sie eine Grille, lehrte sie gleichen Spruch und Gruß: „Hüpfe, kleine Grille, über das Gebirge zu Ratibor, dem Fürsten des Landes, und zirpe ihm ins Ohr, die getreue Emma begehre Entledigung ihrer Bande durch seinen starken Arm." Die Grille flog und hüpfte so schnell sie konnte, auszurichten, was ihr befohlen war; aber ein langbeiniger Storch lustwandelte eben an dem Wege, darauf die Grille zog, erfaßte sie mit seinem langen Schnabel und begrub sie in das Verließ seines weiten Kropfes.

Diese mißlungenen Versuche schreckten die entschlossene Emma nicht ab, einen neuen Versuch zu wagen; sie gab der dritten Rübe die Gestalt einer Elster: „Schwebe hin, beredsamer Vogel, von Baum zu Baum, bis Du gelangest zu Ratibor; sage ihm an meine Gefangenschaft und gieb ihm Bescheid, daß er meiner harre mit Roß und Mann, den dritten Tag von heute, an der Grenze des Gebirges im Maienthale, bereit, den Flüchtling aufzunehmen, der seine Ketten zu zerbrechen wagt und Schutz von ihm begehrt." Die zweifarbige Elster gehorchte, flatterte von einem Ruheplatz zum andern, und die sorgsame Emma begleitete ihren Flug so weit das Auge reichte.

Der harmlose Ratibor irrte noch immer in den Wäldern herum;

die Rückkehr des Lenzes und die wieder auflebende Natur hatten seinen Kummer nur gemehrt. Er saß unter einer schattenreichen Eiche und seufzte laut: „Emma!“ Alsbald gab das vielstimmige Echo ihm diesen geliebten Namen schmeichelhaft zurück, aber zugleich rief auch eine unbekannte Stimme den seinigen aus. Er horchte hoch auf, sah niemand, wähnte eine Täuschung und hörte den nämlichen Ruf wiederholen. Kurz darauf erblickte er eine Elster, die auf den Zweigen hin und wieder flog, und ward inne, daß der gelehrige Vogel ihn beim Namen rief. „Armer Schwätzer,“ sprach er, „wer hat Dich gelehrt diesen Namen auszusprechen?“ Hierauf faßte er wütend einen Stein und wollte ihn nach dem Vogel schleudern, als dieser den Namen Emma hören ließ. Dieser Talisman entkräftete den Arm des Prinzen, frohes Entzücken durchschauerte alle seine Glieder, und in seiner Seele bebte es leise nach: „Emma!“ Aber der Sprecher auf dem Baume begann den Spruch. Sobald Fürst Ratibor diese fröhliche Botschaft vernommen hatte, so ward es hell in seiner Seele; der tödliche Gram, der die Sinne umnebelt und die Federkraft der Nerven erschlafft hatte, verschwand, er kam wieder zu Gefühl und Besinnung und forschte mit Fleiß von der Glückverkünderin nach den Schicksalen der holden Emma; aber die gesprächige Elster konnte nichts als mechanisch ihre Lektion ohne Aufhören wiederholen und dann flatterte sie davon. Schnellfüßig eilte der auflebende Ratibor zu seinem Hoflager zurück, rüstete eilig das Geschwader der Reisigen, saß auf und zog mit ihnen hin ans Vorgebirge seiner guten Hoffnung, das Abenteuer zu bestehen.

Emma hatte indessen mit weiblicher Schlauheit alles vorbereitet, ihr Vorhaben auszuführen. Den folgenden Morgen kurz mit Sonnenaufgang trat sie geschmückt wie eine Braut hervor, mit allem Geschmeide belastet, das sie in ihrem Schmuckkästlein gefunden hatte. Ihr blondes Haar war in einen Knoten geschürzt, welchen eine Myrtenkrone überschattete, der Besatz ihres Kleides flinkerte von Juwelen, und da ihr der harrende Gnom im Lustgarten entgegenwandelte, bedeckte sie züchtiglich mit dem Ende des Schleiers ihr schamhaftes Gesicht. „Himmlisches Mädchen“, stammelte er ihr entgegen, „verweigere mir nicht länger den bejahenden Blick, der mich zum glücklichsten Wesen macht, das jemals die rote Morgensonne bestrahlt hat.“ Hierauf wollte er ihr Antlitz

enthüllen, um sein Glück aus ihren Augen zu lesen; denn er erdreistete sich nicht, ein mündliches Geständnis zu erpressen. Das Fräulein aber machte ihre Schleierwolke noch dichter und antwortete bescheiden: „Vermag eine Sterbliche Dir zu widerstehen, Gebieter meines Herzens? Deine Standhaftigkeit hat obgesiegt. Nimm dieses Geständnis von meinen Lippen.“ — Er erwiderte: „Fordere einen Beweis meiner Treue oder des Gehorsams.“ — „Es sei also!“ beschloß die schlaue Emma, „ich heische nur einen Beweis Deiner Gefälligkeit. Gehe hin und zähle die Rüben alle auf dem Acker; mein Hochzeittag soll nicht ohne Zeugen sein, ich will sie beleben, damit sie mir zu Kränzeljungfrauen dienen; aber hüte Dich, mich zu täuschen, und verzähle Dich nicht um eine; denn das ist die Probe, woran ich Deine Treue prüfen will.“

So ungern sich der Gnom in diesem Augenblicke von seiner Braut trennte, so gehorchte er doch sonder Verzug, machte sich rasch an sein Geschäft und hüpfte hurtig unter den Rüben herum. Emma hatte ihn nicht sobald aus den Augen verloren, als sie zur Flucht Anstalt machte. Sie hielt eine saftvolle, wohlgenährte Rübe in Bereitschaft, welche sie flugs in ein mutiges Roß mit Sattel und Zaum umwandelte. Rasch schwang sie sich in den Sattel, flog über die Heiden und Steppen des Gebirges dahin, und der flüchtige Renner wiegte sie, ohne zu straucheln, auf seinem sanften Rücken hinab ins Maienthal, wo sie dem geliebten Ratibor, welcher der Kommenden ängstlich entgegen harrte, sich fröhlich in die Arme warf.

Der geschäftige Gnom hatte sich indessen so in seine Zahlen vertieft, daß er von dem, was um und neben ihm geschah, gar nichts wußte. Nach langer Mühe und Anstrengung seiner ganzen Geisteskraft war es ihm endlich gelungen, die wahre Zahl aller Rüben auf dem Ackerfelde, klein und groß mit eingerechnet, gefunden zu haben. Er eilte nun froh zurück, sie seiner Herzensgebieterin gewissenhaft zu berechnen und durch die pünktliche Erfüllung ihrer Befehle sie zu überzeugen, daß er der gefälligste Gemahl sein werde. Mit Selbstzufriedenheit trat er auf den Rasenplatz; aber da fand er nicht, was er suchte; er lief durch die bedeckten Lauben und Gänge; auch da war nicht, was er begehrte. Er kam in den Palast, durchspähte alle Winkel desselben,

rief den holden Namen Emma aus, den ihm die einsamen Hallen zurücktönten, begehrte einen Laut von dem geliebten Munde; doch da war weder Stimme noch Rede. Das fiel ihm auf, er merkte Verrat. Flugs warf er die schwerfällige Verkörperung ab, schwang sich hoch in die Luft und sah den geliebten Flüchtling in der Ferne, als eben der rasche Gaul über die Grenze setzte. Wütend ballte der ergrimmte Geist ein paar friedlich vorüberziehende Wolken zusammen und schleuderte einen kräftigen Blitz der Fliehenden nach, der eine tausendjährige Grenzeiche zersplitterte; aber jenseit derselben war des Gnomen Rache unkräftig, und die Donnerwolke zerfloß in einen sanften Heideranch.

Nachdem er die obern Luftregionen verzweiflungsvoll durchkreuzt, seine unglückliche Liebe den vier Winden geklagt und seine stürmende Leidenschaft ausgetobt hatte, kehrte er trübsinnig in den Palast zurück, schlich durch alle Gemächer und erfüllte sie mit Seufzen und Stöhnen. Nachher besuchte er noch einmal den Lustgarten, doch diese ganze Zauberschöpfung hatte keinen Reiz mehr für ihn. Er stampfte dreimal auf die Erde, und der ganze Zauberpalast mit all seiner Herrlichkeit kehrte in sein ursprüngliches Nichts zurück. Der Abgrund aber sperrte seinen weiten Rachen auf, und der Gnom fuhr hinab in die Tiefe bis an die entgegengesetzte Grenze seines Gebietes, in den Mittelpunkt der Erde, und nahm seinen Menschenhaß mit dahin.

Während dieser Begebenheit führte Fürst Ratibor seine Emma mit Triumph an den Hof ihres Vaters zurück, vollzog daselbst seine Vermählung, teilte mit ihr den Thron und erbaute die Stadt Ratibor, die noch seinen Namen trägt bis auf diesen Tag. Das sonderbare Abenteuer der Prinzessin, das ihr auf dem Riesengebirge begegnet war, ihre kühne Flucht und glückliche Entrinnung wurden das Märchen des Landes, pflanzte sich von Geschlecht zu Geschlecht fort bis in die entferntesten Zeiten. Und die Bewohner der umliegenden Gegenden, die den Nachbar Berggeist bei seinem Geisternamen nicht zu nennen wußten, legten ihm einen Spottnamen bei, riefen ihn Rübenzähler oder kurzweg Rübezahl.

Des Märchenbuches Ende.

(Halb Mär, halb Lehr.)

In unserem Märchenbuche heißt es immer: „Es war einmal eine Fee, — es war einmal ein Zauberer, — es war einmal ein Zwerg und immer wieder heißt es: es war — — ja, war denn nur das alles bloß und ist es denn nicht mehr?“ So fragten ein paar artige Kinder, nachdem sie mit Aufmerksamkeit ihr Märchenbuch durchgelesen hatten, ihren Vater. Der war nun zwar kein König und auch kein Prinz, von denen man so viele in den Märchen antrifft, denn es können doch nicht alle Menschen Könige und Prinzen sein, aber er beherrschte doch ein ziemlich großes Gebiet; freilich war dies nicht auf der Landkarte zu finden, nein, man mußte es in den Büchern der Wissenschaften und Künste suchen. Auf diesem Gebiete lag manch reicher Schatz geheimnisvoll vergraben und der wurde von dem Herrscher gehoben, mitten in der Nacht zuweilen, jedoch nicht beim Scheine eines Geisterflämmchens, sondern beim freundlichen Lampenlicht im Studierzimmer, zuweilen aber auch im hellen Sonnenschein der lachenden Natur.

Dieser Vater überwachte aufmerksam seine Lieblinge, deren Beschäftigung, Spiele und Unterhaltung; er mochte wohl auch eine solche Frage erwartet haben, wie die vernommene. Deshalb war er sofort bereit zu einer Antwort, von der er erwartete, daß sie von den Kindern verstanden würde, ohne diesen die Freude zu verkümmern an den lieblichen bunten Bildern einer reichen Phantasie, die sie gar zu gern an ihrer Seele vorüberziehen ließen, mitbildend und wirkend und dadurch Geist und Gemüt belebend.

„Meine lieben Kinder“, sprach der Vater, „beachtet nicht nur den Anfang vieler Märchen, sondern auch deren Ende, das oft berichtet: und wenn sie nicht gestorben sind, so leben sie heute noch! Das gilt nun zunächst gewöhnlich von den Menschen, die im Märchen eine

Rolle spielen, aber wir wollen doch einmal sehen, wie weit es auch anwendbar ist auf die Wunderdinge, die uns im Märchen berichtet werden und auf die Wunderthäter wie Feen, Elfen, Hexen, Gnomen und deren Verwandte! Das wissen wir, daß diese letzteren nicht mehr sichtbar sind für die Menschen, seitdem sich dieses Geschlecht immer weiter und weiter auf der Erde ausbreitet, alle bewohnbaren Länder bevölkert, unwirtbare Wälder niederlegt, stille Seen austrocknet, um an deren Stelle fruchtbare Felder anzulegen oder mächtige Städte mit Häusern und Tempeln zu gründen. Und kann es uns wundern, wenn da die geisterhaften Gestalten mit den Stätten ihres Waltens verschwunden sind? Wohin sie entflohen sind, das weiß niemand und auch das sorgfältigste Nachforschen hat sie nicht entdeckt, weder hinter den Wolken, wo man sie mit Hilfe von Luftschiffen suchte, noch in den engsten Thälern und Klüften, auch nicht im tiefsten Innern der Erde, soweit der Mensch auch darin vorgedrungen ist.

Die Wunderthäter des Märchens haben wir also nicht aufgefunden, aber etwas Wichtigeres und Wertvolleres haben wir dafür entdeckt: die Quelle ihrer Kräfte; und diese haben wir uns dienstbar gemacht, so mannigfaltig, daß wir sie gar nicht mehr entbehren können. Schätze der verschiedensten Art, denen ungeahnte Kräfte innewohnen, hat man aufgefunden und in Besitz genommen. Von einer Art dieser Schätze behaupten manche Menschen, die sich mit Chemie beschäftigen, daß sie früher die Diamanten und Edelsteine gewesen seien, von denen in den Märchen so ungeheure Mengen vorkommen. Diese Schätze bestehen wirklich aus demselben Urstoff wie die Diamanten und manche Leute nennen sie daher schwarze Diamanten, im gewöhnlichen Leben bezeichnen und verbrauchen wir sie aber als — Steinkohlen. An ihrem Glanze können wir uns zwar nicht weiden, aber wer hätte wohl ohne Staunen die Kraft wirken sehen, die sie beim Verbrennen entwickeln, indem sie Wasser in Dampf verwandeln? — Der Dampf treibt Hunderttausende von Maschinen, groß und klein, und diese verrichten unsere Arbeiten sicherer und zuverlässiger, als die Heinzel- und Wichtelmännchen; sogar Wolkenwagen verdanken wir dem Dampf, die uns allerdings, da wir nicht zu den Feen und Elfen gehören, nicht durch die Luft, wohl aber auf dem uns besser zusagenden festen Erdboden, auf eisernen

Schienen, Tausende von Meilen weit hinwegführen mit einer Schnelligkeit, wie sie früher nur im Märchen bekannt war.

Andere Schätze bieten uns auch andere, zauberhafte und geheimnisvoll wirkende Kräfte. Eisen und Kupfer, in Fäden oder Drähte gesponnen, werden oft in großer Anzahl neben- und übereinander durch die Luft gezogen oder in der Erde fortgeleitet von Stadt zu Stadt, von Weltteil zu Weltteil. So müssen sie mit Blitzesschnelle das gesprochene Wort von einem Menschen zum andern tragen, die zwar viele Meilen weit auseinander wohnen, aber doch mit Hilfe des Drahtes einander ins Ohr flüstern können. Das geschriebene Wort wird, Hunderte von Meilen weit, an dem einen Ende des Drahtes sichtbar in demselben Augenblicke, in welchem es am andern Ende geschrieben wird. Gold und Silber dienen jetzt nicht nur zum Schmuck und zum Prägen von Münzen, in welcher Gestalt sie gar oft schon die Menschen bezaubert und mit dämonischer Gewalt beherrscht haben, nein, sie dienen jetzt auch zum Herstellen von nützlichen und erfreulichen Zauberdingen z. B. Zauberspiegeln. Solche sind es nämlich, die unsere Gesichtszüge und äußere Gestalt wiederspiegeln und festhalten, wenn wir uns davorstellen, wie es beim Photographieren geschieht. Diese Zauberspiegel können nun zwar nicht laut reden, wie der von Schneeweißchens Stiefmutter, aber sie geben uns Bilder, die durch ihre unübertreffliche Treue und Ähnlichkeit sprechen.

So geschehen täglich um uns tausenderlei Dinge, die bei näherer Betrachtung den Wunderdingen der Märchen ähneln wie ein Ei dem andern. Also die Wunderdinge der Märchen sehen wir noch täglich aber nicht mehr die alten Wunderthäter. Die sind verdrängt worden und ausgestorben, die können nun nicht mehr als Feen, Nixen, Hexen, Gnomen oder Zauberer erscheinen, können auch nicht mehr nach Willkür oder Laune necken, belohnen oder bestrafen, bereichern oder berauben. Sie haben ihre Schätze und Kräfte dem Menschen überlassen müssen, der nun, mit göttlicher Kraft ausgerüstet und göttlichem Willen sich fügend, diese Schätze und Künste zum eigenen Nutzen und im Dienste seiner Mitmenschen verwendet.

Wollt Ihr, meine lieben Kinder, noch mehr auf Eure Frage wissen, oder findet Ihr meine Antwort genügend?“

„Wir wissen genug, lieber Vater, und wir freuen uns, zu hören, daß es noch Wunder giebt, wie die in den Märchen. Diesen Wundern wollen wir nachforschen und wollen sogar versuchen, selber welche zu vollbringen."

„Thut das, lieben Kinder, und Ihr werdet mehr des Wunderbaren finden als Ihr jetzt ahnt. Es ist jedoch nicht so leicht, den Zauberstab zu schwingen, der die heutigen Wunder hervorruft; es gehören offene Augen, offener Kopf, rührige Hände und eiserner Fleiß dazu, um die Herrschaft über solche Kräfte auszuüben. Der Mensch muß aber auch, im Gegensatze zu den früheren, seelenlosen Wunderthätern des Märchens, gewissenhaft verwalten, was ihm anvertraut ist, damit er mit Ehren Rechenschaft ablegen kann, wenn alles Irdische mit aller irdischen Kraft vergeht und nur seine Seele als ein Teil des Ewigen fortlebt.

Wehe denen, die in ihrem Leben sich erweisen wie die finstern Dämonen und wie diese, nur Böses vollbringen! Ihrer harrt ein schlimmes Ende!

Wohl aber denen, die den märchenhaften Lichtgestalten gleich, Gutes wirken, die helfend und schützend eingreifen, wo ein armes Menschenkind nicht genug eigene Kraft besitzt, um sich selber helfen zu können. Solche erscheinen dann auch wohl den armen fiebernden Kranken in den Krankenhäusern, den verlassenen Kleinen in den Bewahranstalten und vielen andern Mühseligen und Hilflosen als gütige Feen und Schutzgeister. Die wollen wir auch ja nicht verdrängen, sondern bei und mit uns walten und wirken lassen fort und fort in der guten Zuversicht, daß sie *nie aussterben*, sondern daß es von ihnen heiße, so lange es nur Menschen giebt: *sie leben auch heute noch!*"

Inhalt.

	Seite
Des Märchens Geburt. Nach Bechstein. (Als Einleitung.)	1
Aschenputtel (v. Grimm.)	4
Harun al Raschid und Abdallah (aus 1001 Nacht v. Franz Hoffmann.)	11
Der Schatzgräber (v. J. Stern.)	18
Der Schmetterling und das Veilchen (v. Ferd. Schmidt.)	24
Der gestiefelte Kater (v. F. Wiedemann.)	29
Das Tanzpfeifchen (Tante Luisens Märchengarten.)	37
Der kleine Däumling und der Menschenfresser (v. Bechstein.)	40
Die Störche (v. Andersen.)	45
Die Eule (Jugend-Album. E. Lausch.)	50
Hänsel und Gretel (v. Grimm.)	52
Die gute Christel (Jahrbuch für Eltern und Erzieher.)	59
Der Sonnenstrahl (Henkel, Sommermärchen.)	62
Tausendschönchen (Tante Luisens Märchengarten.)	64
Des Schneiders Erben (nach Aurelie.)	65
Schneeweißchen (v. Bechstein.)	84
Fischerssohn, Rappe und Schimmel (Wolf, deutsche Hausmärchen.)	93
Des Kaisers neue Kleider (v. Andersen.)	98
Der Arme und der Reiche (v. Grimm.)	103
Der Flaschenbühel (Pfenn.-Mag. für Kinder.)	107
Der weiße Adler und die Nachtigall (v. Ferd. Schmidt.)	115
Die sieben Raben (v. Bechstein.)	125
Der Henkelpfennig (v. Franz Wiedemann.)	129
Das Schloß des Todes (Wolf, deutsche Hausmärchen.)	132
Das Unglaubliche (Wolf, deutsche Hausmärchen.)	135
Dornröschen (v. Franz Wiedemann.)	136
Die schöne Simild und der Meerkönig (v. Ferd. Schmidt.)	144
Der Wolf und die sieben jungen Geißlein (v. Grimm.)	153
Der Wettlauf zwischen dem Hasen und dem Igel (v. Bechstein.)	156
Das Abenteuer im Walde (v. Trojan.)	159
Die Geschichte vom Kalifen Storch (v. Hauff.)	163
Frau Holle (nach Grimm v. Wiedemann.)	174

Seite

Die Rose vom Geiersberge (v. Lina Morgenstern.) 181
Der Würdigste (Jugend-Album. E. Lausch.) 189
Der Flachs (v. Andersen.) 190
Vom tapfern Schneiderlein (v. Bechstein.) 195
Geschichte von der Waldkirmes (v. Franz Wiedemann.) 202
Daumesdick (v. Grimm.) 210
Die Geschichte vom Nußknacker (v. Graf Pocci.) 216
Rotkäppchen (v. Bechstein.) 218
Das goldene Entlein (Tante Luisens Märchengarten.) 222
Die Wichtelmänner (v. Grimm.) 225
Schlaraffenland (nach Hans Sachs.) 227
Tischlein decke Dich, Esel strecke Dich, Knüppel aus dem Sack (nach Grimm und Bechstein.) 230
Hans und Liese (von Hebel.) 238
Das Märchen vom Ritter Blaubart (von Bechstein.) 241
Die Geschichte von Abner, dem Juden, der nichts gesehen hat (v. Hauff.) . 243
Padmanaba und Hassan (aus 1001 Nacht.) 251
Undine (nach Fouqué.) 258
Das Märchen vom Blütenbaum (von Ferd. Schmidt.) 272
Rübezahl (nach Musäus.) 279
Des Märchenbuches Ende 287

Verzeichnis der Bilder.

Aschenputtel.
Hänsel und Gretel.
Schneeweißchen.
Dornröschen.
Frau Holle.
Rotkäppchen.
Undine. (s. Umschlag.)
Rübezahl.

Als Novität von **Ida Seele** (Frau Vogeler) erschienen:

Plauderstoffe.

Bilder aus dem Kinderleben für Kindergarten und Elternhaus. Mit 4 prächtigen Farbendruckbildern und farbigem Umschlag. Gebunden Preis 3 M.

Ferner erschienen von derselben Verfasserin in neuer, **fünfter** Auflage:

Erzählungen für Kinder von 2—7 Jahren.

Zum Gebrauch im Hause, im Kindergarten und in der kl. Kinderschule. Bevorwortet und empfohlen durch Dr. Eugen Pappenheim. Mit 5 prächtigen Farbendruckbildern und illustr. Umschlag von M. Block. Geb. Preis 3 M. 50 Pfg.

Die Verfasserin ließ obige Bücher infolge vielfach an sie ergangener Aufforderungen erscheinen und ist zur Abfassung solcher ganz besonders berufen im Hinblick auf langjährige Erfahrungen als Kindergärtnerin und als Lehrerin der Berliner Bildungsanstalt für Kindergärtnerinnen.

Von **Ernst Lausch**, der sich durch seine pädagogischen Schriften einen hochgeachteten Namen erworben hat als Lehrer und Jugendfreund, dessen Schriften stets einer warmen Aufnahme und eines stetig wachsenden Absatzes sich erfreuen, erschienen:

Sammlung beliebter Kinderspiele.

Im Freien und im Zimmer zu Schul- und Kinderfesten, sowie zum Gebrauch im Kindergarten und zur häuslichen Belustigung besonders geeignet. **Fünfte, stark vermehrte Auflage.** Brosch. Preis 1 Mark.

Kurze Geschichten für kleine Leute.

Ein Sträußlein anmutiger Erzählungen und Gedichtchen zur Bildung des Verstandes und Gemütes. Für brave Kinder im Alter von 4 bis 9 Jahren. Mit Bildern in Farbendruck von W. Schäfer.

A. Ausgabe für Knaben. **Fünfte Auflage.** Quart. 8½ Bogen. Gebunden in illustr. Umschlag. Preis 2 M. 50 Pfg.

B. Ausgabe für Mädchen. **Zweite Auflage.** Quart. 8½ Bogen. Gebunden in illustr. Umschlag. Preis 2 M. 50 Pfg.

Festbüchlein für deutsche Schulen.

Eine reichhaltige Sammlung von Festreden, Deklamationen und Liedertexten. Kaisers Geburtstag — Sedanfeier — Weihnachtsfest — Konfirmandenentlassung. Oktav. 12½ Bogen. Preis 1 Mark 20 Pfg.

Kinderspiegel in Wort und Bild.

Fünfzig Fabeln für Kinder in Hey'scher Manier. Mit Bildern in Holzschnitt von Ludwig Richter, E. Kunad u. A. Nebst einem Anhange ernsthaften Inhaltes. **Zweite Auflage.** Oktav. 6 Bogen. Gebunden in illustr. Umschlag. Preis 1 M. 50 Pfg.

Der Kinder Lust und Leben.

Ein Blütenstrauß von Gedichten, Liedern, Verschen, Fabeln und Märchen. Mit 53 Illustrationen in Holzschnitt und 3 Bildern in Farbendruck nach Zeichnungen von E. Kunad. Oktav. 9 Bogen. Gebunden in illustr. Umschlag. Preis 2 M.

Von **Franz Wiedemann** erschienen in obigem Verlage die nachstehend aufgeführten, auf der Wiener Weltausstellung mit der

Verdienst-Medaille

prämiierten

Jugendschriften und pädagogischen Werke.

Der Lehrer der Kleinen.

Ein praktischer Ratgeber für junge Elementarlehrer und überhaupt für alle, die sich für Erziehung der Kleinen interessieren.

Herr Dr. Dittes, Direktor des Pädagogiums in Wien, empfiehlt dieses Buch als eine wahrhaft pädagogische Darlegung der Aufgabe des Elementarunterrichts und der Mittel und Wege, welche zu einem heilsamen Ziele führen: zum leiblichen, geistigen und sittlichen Gedeihen der Kinder.

6. Auflage. 25½ Bogen Oktav. Broschiert 4 M. Gebunden 5 M.

Für Kopf und Herz.

50 Lebensbilder für Kinder von 8—12 Jahren. **3. Auflage.** Mit 8 f. Buntdruckbildern von Hosemann und Bartsch. Gebunden in illustr. Umschlag. Preis 4 M.

Goldsternchen.

45 kleine moralische Erzählungen für Kinder von 8—12 Jahren. **3. Auflage.** Mit 5 f. Buntdruckbild. und farb. Umschl. nach Originalen von M. Block. Geb. 3 M.

Zwergmärchen.

Für Kinder von 6—10 Jahren. **2. Auflage.** Mit 7 bunten Bildern von Flinzer. Gebunden in illustr. Umschlag. Preis 1 M. 20 Pfg.

Pombal, ein großer Mann seiner Zeit.

Biographisches Charakterbild. Mit 4 Bildern in Tondruck. Gebunden in farbigem Umschlag. Preis 1 M. 50 Pfg.

Drei gute Freunde.

Zwölf allerliebste Bilder aus dem Kinderleben. Mit feinen Farbendruckbildern nach Original-Zeichnungen von Sonderland. Geb. in illustr. Umschlag. Preis 5 M.

Tausend Figuren.

Zeichenschule für die Kleinen. 1. Stufe. **3. Auflage.** Preis 2 M.

Lieblingsgeschichten.

Erzählungen für brave Kinder von 8—12 Jahren. Mit 8 Bildern in feinem Farbendruck von G. Süs. **4. Auflage.** Gebunden in illustr. Umschlag. Preis 4 M.